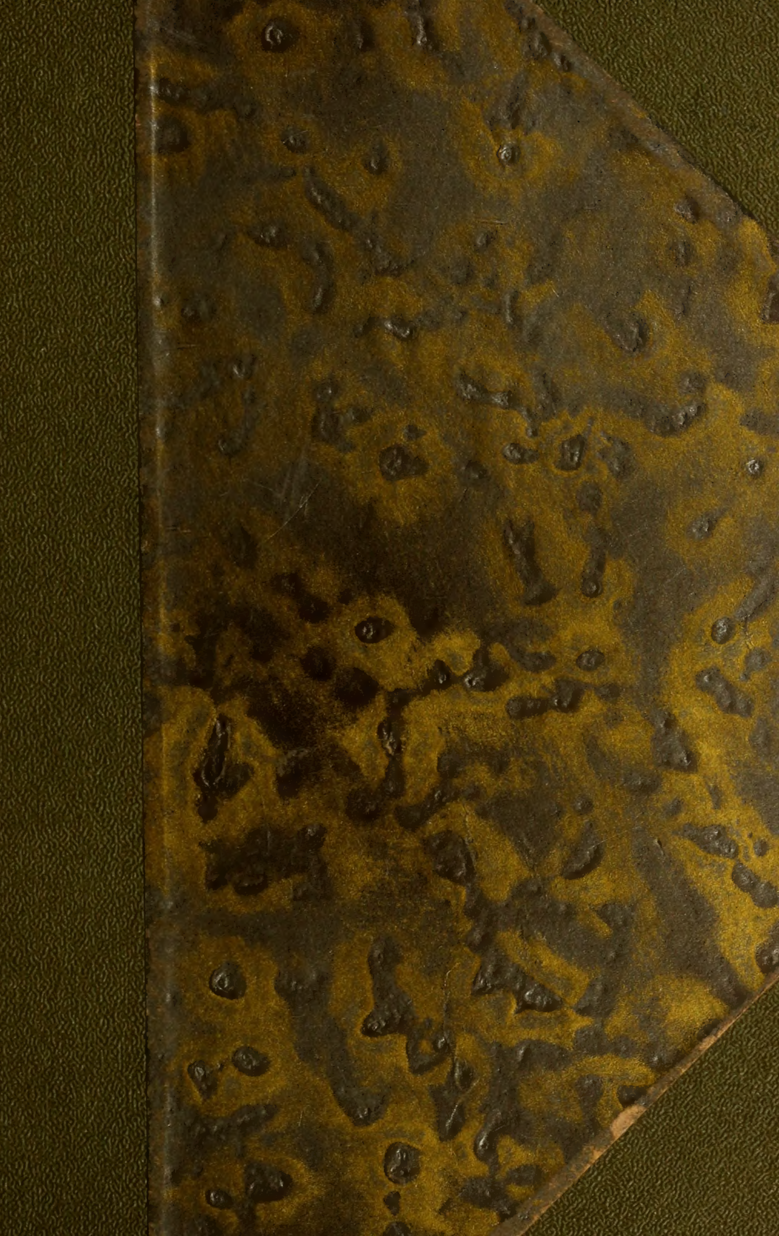








Italienische Nächte.

Reiseskizzen und Studien

von

Ernst Willkomm.

Zweiter Band.

Leipzig,
Friedrich Fleischer.
1847.



Inhalt des zweiten Bandes.

V. Von Rom nach Neapel.

VI. Neapel.

VII. Zweiter Aufenthalt in Rom.

VIII. Rückkehr.

IV.

Erster Aufenthalt in Rom.

(Fortsetzung.)



I.

Römische Briefe.

16.

Das untere Geschoß im Palast Ruspoli am Corso ist zu einem Kaffeehause eingerichtet, dessen geräumige Zimmer vor einigen Tagen, neu decorirt und in fast zu überladener Weise ausgeschmückt, dem Publikum wieder eröffnet wurden. Hier trifft man zu jeder Stunde des Tages Gesellschaft. Besonders des Abends füllen sich die mit Gas erhellten Räume, was die Römer als etwas ganz Neues gewaltig anlockt. In dieser Zeit erscheint vorzugsweise die vornehme schöne Welt, um eine Stunde angenehm zu verplaudern und sich nebenbei bewundern zu lassen. Sind die Abende lau und still, was häufig vorkommt, so nehmen auch einzelne Gesellschaften unter den Orangenbäumen des anstoßenden Gartens Platz. Gewöhnlich sind dies Nordländer, denen es großes Vergnügen verursacht, in so später Jahreszeit bei hellstem Sternenschein unter lispelnden Orangen Eis und Chokolade zu schlürfen.

Hier traf ich zwei Tage nach meinem Besuch in San Luca den gesprächigen Abbate. Er war noch von zwei andern Geistlichen begleitet, von denen ich Einen auf den ersten Blick als Jesuiten erkannte. Mit größter Freundlichkeit trat der Abbate auf mich zu, nannte mir die Namen seiner Begleiter und fragte sogleich, wie ich meine Zeit zugebracht habe? Es lag nicht Neugier im Ton seiner Stimme, nur der Wunsch, mir nützlich zu werden, klang vor in seiner Frage. Die andern Geistlichen mischten sich ebenfalls ins Gespräch, entfernten sich dann, um dem Spiel in den Billardzimmern zuzusehen, und kamen nach einiger Zeit wieder. Signor B. empfahl sich bald darauf, Signor G. aber, der Jesuit, blieb zurück. Sehr bescheiden, sehr höflich, fast schüchtern richtete er von Zeit zu Zeit eine Frage an mich, wie Fremde es Fremden gegenüber zu thun pflegen. Endlich nahm er ebenfalls Abschied und ich blieb allein mit dem Abbate.

„Signor G. ist der gelehrteste Mann, was die Geschichte der römischen Kirchen betrifft,“ sagte er mit bezeichnendem Blick seiner lebhaften Augen. „Von ihm sollten Sie sich herumführen lassen.“

„Es würde sehr anmaßend von mir sein, einen solchen Wunsch zu äußern,“ erwiederte ich.

„Ah bah!“ versetzte lachend der Abbate. „Wir Geistlichen nehmen das Niemand übel, am wenigsten den

Fremden. Vielmehr haben wir Ursache, uns des Vertrauens zu freuen, das man uns schenkt. Es sagt uns, daß die Herren Fremden zwischen Römer und Römer einen Unterschied zu machen wissen, denn leider muß ich zugeben, daß unsere Mittelklasse wenig taugt und sich gern jede an sie gerichtete Frage mit klingender Münze bezahlen läßt! Darum, wenn Sie dem Herrn wieder begegnen sollten, sprechen Sie ihn ohne Weiteres an. Mein Wort darauf, er wird es Ihnen Dank wissen!"

„Sollte ich ihm wieder begegnen, so werde ich mich Ihres Fingerzeiges erinnern."

„Sie dürfen blos ein paar Kirchen betreten und er läuft Ihnen gewiß in die Arme," sagte der Abbate. „Wer ihn erst kennt, kann ihm nicht mehr ausweichen."

Er stand auf und schickte sich an, fortzugehen. „Also es bleibt dabei?" sprach er. „Wir treffen uns Morgen früh hier?"

„Zwischen neun und zehn nach französischer Uhr."

„Glückliche Nacht denn. Auf Wiedersehen!" —

Am nächsten Morgen fand ich den Abbate schon in der glasbedachten Galerie behaglich seinen Kaffee schlürfend.

„Schön, daß Sie kommen, Vortrefflichster!" rief er mir zu. „Wir haben grade noch Zeit, ein halbes Stündchen zu verplaudern. Bis dahin zerstreuen sich die leichten Wolken und vom klarsten Himmel begünstigt treten wir

unsere Wanderung an. Apropos, haben Sie die neuesten Zeitungen gelesen?"

„Meinen Sie das Diario di Roma?"

„Corpo di Bacco, nein!" rief er mit komischem Aerger aus. „Wer spricht vom Diario! Ich meine die französischen und deutschen Blätter."

„Ich kenne nur ein deutsches und das ist schwer zu bekommen. Verstehen Sie meine Muttersprache?"

„Gerade so gut, daß ich „„guten Tag"" sagen kann, mein Werthester! Aber ich versichere Sie, es sieht bedenklich aus."

„Aber mein Gott, was denn?"

„Man hat eine Verschwörung entdeckt in Posen. Alles ist in Allarm. Die Regierung läßt marschiren!"

Ich hatte nach dieser Bemerkung nichts Eiligeres zu thun, als mir die „Allgemeine Zeitung" zu verschaffen, wo ich denn mit sehr gemischten Empfindungen die mysteriös klingenden Artikel durchlas, die von einer weit verzweigten Verschwörung in den polnischen Provinzen sprechen. Die delicate Geschichte ist mit so zarten Fingern angefaßt, als fürchteten sich die Verfasser, an einen von Gift sprudelnden Gegenstand zu rühren.

„Nun?" fragte der Abbate, als ich das Blatt weglegte. „Was meinen Sie dazu?"

„Nichts," erwiederte ich ganz ernsthaft. „Wäre ich

in Deutschland, so würde ich mich lebhaft für diese in Aussicht stehende Revolution interessiren, hier in Rom aber mag ich nichts davon wissen. Das fehlte noch, daß ich mir von Zeitungsartikeln, die möglicherweise falschen Gerüchten ihre Entstehung verdanken, den Humor verderben, mich im Genuß römischer Kunst und römischen Lebens stören lassen sollte. Damit hat es Zeit, bis ich wieder ins Nebelland meiner Väter zurückkehre."

„Bravo, bravissimo!" sprach der Abbate, meine Hand mit einer Heftigkeit an sich reißend, die mir auffiel. Ich sah ihm in's Auge. Ein liebevoller sanfter Blick begegnete dem meinigen. „Ich stimme Ihnen vollkommen bei," setzte er hinzu. „Kunst und Politik vertragen sich schlecht. Wer jener huldigt, muß dieser einstweilen Valet sagen. Und da man aus dem Norden nicht nach Rom geht, um hier den unerquicklichen Spuren einer entstehenden Revolution nachzulaufen, sondern um die Sitten des Landes, den Charakter des Volkes, um Kunst und Alterthum zu studiren und nebenbei auch wohl einen Blick auf die römische Kirche zu werfen, die beiläufig in Ihrem Vaterlande arg verschrieen ist, so sind Sie ganz auf dem rechten Wege, alle Politik mit ihren unerfreulichen Plackereien ein für allemal entschlossen bei Seite zu schieben."

Wir verließen das Café nuovo, wie dies Etablissement sich nennt, und gingen den Corso hinauf.

„Mit Ihrer Erlaubniß," sagte der Abbate, „werde ich Sie in die Galerie Pamfili=Doria führen. Sie kennen den glänzenden Palast, dessen dem Corso zugekehrte Façade meinem Geschmack von Architektur nicht gerade zusagt, obwohl man gestehen muß, daß sie reich aussieht. Sie ist ein Werk Valvasori's, der Großheit und Pracht, wie mir scheint, in zu reicher Verschwendung künstlicher Ornamente suchte. Die andere Seite des Gebäudes, die an die Piazza del Collegio Romano grenzt, ist nach dem Entwurf Borrominis in einfach edlerem und bei weitem großartigeren Style gebaut. Gründer dieses Palastes, der mit jedem andern in Rom wetteifern kann, war der Fürst Camillo Pamfili. Später als der letzte Sprosse dieses Geschlechtes ausgestorben war, kamen die Besitzungen desselben an das erlauchte Haus Doria."

Auf solche Weise weiß der Abbate immer ein Stück Geschichte und sollte es auch nur die Geschichte eines Palastes oder einer Kirche sein, in sein Gespräch zu flechten. Ich finde diese Methode, den Fremden für Merkwürdigkeiten, die er betrachten will, zu interessiren, ganz praktisch und wünschte sehr, daß ich es überall in den großen Städten dieses Landes so haben könnte.

Im Hofe des Palastes angekommen, den ein prächtiger Säulenporticus umschließt, machte mich der Abbate auf dessen schöne Structur aufmerksam und auf den hei=

tern Plafond, der auf acht Säulen von orientalischem Granit ruht. Diesem Porticus entspricht in Größe, Breite und gediegener Pracht die große Marmortreppe, welche in das Innere der prunkvoll decorirten Gemächer führt.

Die Gemäldegalerie, der unser Besuch ausschließlich galt, füllt eine Menge großer Zimmer nebst einer um drei Seiten des geräumigen Hofes laufenden Galerie. Nach dieser führte mich der Abbate, die Begleitung des Custode, der sich zum Cicerone darbot, zurückweisend.

„Nichts kann mir den Genuß eines Kunstwerkes mehr verderben," sprach er, „als das geistlose Geschwätz dieser Staarmatze. Fragt man sie, so geben sie kaum die dürftigste Auskunft über den Namen des Meisters; fragt man sie nicht, so schwatzen sie Einem unaufhörlich Dinge vor, daß Einem Hören und Sehen vergeht, wobei sie noch die unangenehme, ja geradezu infame Gewohnheit haben, keinem Menschen hinlängliche Zeit zu ruhiger Betrachtung zu lassen. „Danken Sie Ihrem guten Stern, mein Theuerster, daß Sie diesen genuß- und geldraubenden Harpyen nicht in die Hände gefallen sind, denn freilich eines Führers, der vertraut mit diesen Schätzen ist, bedarf man hier. Es gibt keine gedruckten Kataloge, wie man sie in andern Galerien, im Palast Borghese, Corsini 2c. findet."

Diese Bemerkung hatte ihre Richtigkeit. Ich sprach

in warmen Worten meinen Dank gegen den gefälligen Mann aus und ließ ihn in jeder Hinsicht gewähren. Er ging rasch an einer Menge Gemälde vorüber, ohne auf sie zu achten.

„Ueberlassen Sie sich nur getrost meiner Leitung," sagte er lächelnd, als er bemerkte, daß ich zögernd weiter schritt. „Bleiben Sie länger in Rom, was ich Ihnen wünsche und als Freund sehr rathe, so können Sie bei wiederholten Besuchen jedes Bild betrachten, so lange Sie wollen. Heut sollen Sie es machen wie die Weinkoster. Nicht der Genuß — der Duft, die Blume des edlen Getränkes bestimmt ihre Wahl und läßt sie den Werth desselben erkennen. — Ich rathe Ihnen z. B. die Madonna hier dem Fenster schräg über zu betrachten. Sie ist von Guido Reni und wenn ich mich nur etwas auf Gemälde verstehe, wahrlich nicht das schlechteste Werk, das mittelst eines Pinsels gemacht worden ist!"

Anmuth, Freude, Dank, Bewußtsein eines längst ersehnten und nun in holder Gestalt eines lächelnden Kindes gegenwärtigen Glückes im Antlitz einer jungen Mutter ausgesprochen zu sehen, sind wir gewohnt. Wir finden dieses Zusammenklingen mütterlicher Freuden, diese Harmonie höchster Seligkeit, die einer Erdgeborenen zu Theil werden kann, in unzähligen Madonnenbildern wieder. Sie ist uns sogar so geläufig geworden, daß

wir uns eine wirkliche Madonna ohne diese Harmonie nicht denken können. Auch auf dem Antlitz dieser Madonna von Guido Reni ist sie deutlich zu bemerken, es mischt sich aber der holdesten Lieblichkeit dieser Jungfrau-Mutter noch das Gefühl der Andacht, das Bedürfniß, ihr dankerfülltes Herz in heißem Gebet vor Gott auszuschütten, bei, und diese rührende Andacht überwiegt alle übrigen im Herzen der Gottgebärerin ruhenden Gefühle. Sie macht die Jungfrau-Mutter zur Heiligen in dem Augenblick, wo sie sich gedrängt, von Dank, Bewunderung und Seligkeit unwiderstehlich hingerissen fühlt, den Gottverkündeten, den Gottgeschenkten zuerst unter allen Sterblichen anbetend zu verehren. Diese den Gottessohn, das harmlos spielende Kind anbetende Mutter Maria ist eine so rührend schöne Idee und so gläubig groß, so süß naiv ausgeführt, daß sie nur im Kopfe eines Menschen entstehen konnte, dessen kindlich reines Herz das Gift des Zweifels noch nicht berührt hatte. Solche Auffassung ist rein katholisch, ich finde sie auch so hochpoetisch, daß sie nur dem Geist eines gläubigen Katholiken entkeimen konnte. Und daß katholische Priester dafür schwärmen müssen, selbst abgesehen von dem großen Kunstwerth des Gemäldes, sieht jeder Verständige selbst ein.

Der Abbate störte mich mit keinem Wort in meinen Betrachtungen. Er ging mit kaum hörbaren Schritten zu

einem andern entfernt hängenden Gemälde. Er mochte längst wissen, daß solche Zauber das Herz in Fesseln schlagen und die Sinne in edelster Bedeutung des Wortes berauschen. Erst als er mich weiter schreiten sah, kam er zurück. Er sah mich fragend mit tiefem Auge an. Ich gab auf diese beredte Frage keine Antwort.

„Reut es Sie, mir gefolgt zu sein?" fragte er nun sanft.

„Im Gegentheil," erwiederte ich, „Sie haben mich abermals zu Dank verpflichtet, daß ich fast in Verlegenheit komme, wie ich so viel unverdiente Aufmerksamkeit quitt machen soll."

„Was da!" versetzte er heiter lächelnd. „Folgen Sie mir ferner und lassen Sie mich die Ueberzeugung gewinnen, daß Sie die kurzen Stunden, die Sie in meiner Gesellschaft zugebracht haben, nicht für verloren erachten."

Als Antwort auf diese ungemein freundlichen Worte reichte ich ihm die Hand, die er lebhaft ergriff und mehrmals vertraulich drückte.

Vor einer Magdalene von Michel Angelo hielt mich der Abbate auf's Neue fest.

„Der Schöpfer des jüngsten Gerichts in der Sixtina," sagte er, „und der Mosesstatue in San Pietro in vincoli hat auch Stunden gehabt, wo ihn die Sanftmuth

beschlich. In solchen Stunden mag dieses Gemälde entstanden sein."

Magdalena, die schöne Sünderin, war mir bisher nur in Gestalt eines üppigen, sinnlich reizenden Weibes begegnet, deren Züge die Angst der Buße, die Qual der Reue, die Ungewißheit der Vergebung ihrer Sünden rührend verklärt. Michel Angelo's Genie dachte sich die Magdalena, welche in frühzeitiger Buße Vergebung sucht, anders. Er schuf ein zartes, mit allen Reizen frischester Jugend geschmücktes Mädchen. Die Frühreife des Geistes mag dies liebebedürftige Herz berückt und zu süßem Schwelgen in den Entzückungen der Sinnenlust hingerissen haben. Die Eitelkeit des gefallsüchtigen Weibes, sich angebetet zu sehen, ließ sie abweichen vom Pfade der Tugend. Sie taumelt von trunkenem Genuß zu Genuß, bis eine wache einsame Stunde sie zum Rückblick zwingt. Entsetzt schaudert sie vor dem Abgrunde, der zu ihren Füßen gähnt, in den sie schon hinabzutaumeln begonnen hat. Sie geht in sich, wirft allen Schmuck eitler Weltlust von sich und fleht zerknirscht in tiefer Buße um Vergebung und Gnade. Eine unendlich tiefe, das Herz des Beschauers rührende Traurigkeit spricht aus den kindlich weichen Zügen dieses Mädchens, dessen Mund naive Wehmuth schwellt. Im dunkeln Auge zittert die Thräne aufrichtiger Reue, das schöne reiche Haar fließt aufgelöst um die Schultern,

das verlockende Spielzeug der Weltlust, Juwelen, Perlen, Gold- und Silberspangen, liegt ordnungslos zu den Füßen der Trauernden.

Michel Angelo, der dem Grandiosen vielleicht etwas zu sehr hold war, und in Darstellung des Kräftigen, des Urgewaltigen, des mächtig Erschütternden die unbestrittensten Triumphe feiert, muß mit so sinnig zartem Gebilde überraschen. Der Abbate gab seine Zustimmung, vergaß aber nicht die klugen Worte beizufügen:

„Der wahre Genius muß alle Akkorde der Seele greifen können. Der wäre kein ächter Künstler, der es nicht vermöchte, Wildes und Zartes in seinen Schöpfungen zu vereinigen."

Etwa in der Mitte der Galerie ist ein Gemälde von großem Umfang ausgestellt. Die seidenen Fensterhüllen überschatteten es zu sehr und ließen alle Farben äußerst dunkel erscheinen. Der Abbate schlug die Gardinen zurück und deutete auf einen sammtenen Lehnsessel an der Wand dem Gemälde gerade gegenüber.

„Daß Sie hier einen Tizian vor sich haben," sagte er, „brauche ich nicht zu erwähnen, überraschen aber wird es Sie, daß der große Sohn Venedigs an so ernstem Stoff, in dem Glanz und Poesie der Farben sich nicht geltend machen, seine Hand legte."

Es war die Opferung Isaaks durch Abraham. Der

aufgeschichtete Holzstoß ist bereits angezündet, dunkelrothe, von schwarzen Rauchbändern umwirbelte Flammen spielen um die ästigen Scheite. Daneben an Händen und Füßen gebunden liegt Isaak entkleidet. Abraham, der treue Knecht Gottes kniet hinter dem Sohne, eine von Gottes Zorn und alttestamentlicher Begeisterung erfaßte Prophetengestalt. Der kräftig erhobene Arm zuckt den breiten Mordstahl auf die Brust des Knaben, der im furchtbar entscheidenden Moment die gefesselten Hände flehend gegen die Engelserscheinung erhebt, die aus glänzender Wolke rettend hervortritt. Milde und Ernst verschmelzen in den Zügen des Boten Gottes, der abwehrend den Arm des Erzvaters ergreift, um ihn am Vollzug des Opfers zu hindern. Abraham's Auge ist auf den Engel gerichtet, und in diesem Auge spiegelt sich ein wunderbares Gemisch von Zweifel, Unglaube, Dank, Freude und Rührung.

„Von diesem Künstler," sprach der Abbate, als er mich von den Zaubern des großartigen Gemäldes mehr und mehr umstrickt sah, „läßt sich mit vollem Recht sagen: Er war ein Mann, wie die Welt sobald nicht seines Gleichen sehen wird. Raphael mag erhabener, Michel Angelo dramatischer, Guido Reni anmuthiger sein, mannichfaltiger und reicher an und in seinen Compositionen ist Tizian. Sein Talent war ein Proteus, der hundertgestaltig die Welt erschreckte und entzückte."

Das Portrait Machiavelli's von Andrea del Sarto bildete auf unserer Wanderung die nächste Station, an der wir rasteten.

„Nicht wahr," sagte der Abbate, „ein wenig anders haben Sie sich das Gesicht dieses berühmten vielgeschmähten Florentiners vorgestellt?"

„Ich müßte lügen," versetzte ich, „wenn ich leugnen wollte, daß ich mir den Verfasser des Principe auch in seiner äußern Erscheinung als aristokratisch vornehmen Mann, mit feinen diplomatisch ausgearbeiteten Zügen gedacht habe."

„So geht es den meisten Fremden," erwiederte der Abbate lächelnd. „Aber betrachten Sie dieses plump geformte Gesicht nur etwas genauer, so werden Sie hinter der auffallend rohen Schale gar bald den geistigen Kern erblicken, der sie beseelte. Oder entgeht ihnen dieser pfiffige Schelmenzug um das faltenreiche Auge und der gedankenschwere Ausdruck, der auf der Stirn des seltenen Mannes thront?"

„Des seltenen Mannes," erwiederte ich. „Dies ist die richtige Bezeichnung. Groß, denk' ich mir, kann ein Mann, der so aussah, in der edelsten Bedeutung des Wortes nicht gewesen sein. Für den listigsten, klügsten, heimlichsten, ränkevollsten Schelm aller bewunderten Schälke will ich ihn gern halten."

„Per Dio, Sie sind ein Rigorist! Kommen Sie,

damit ich Ihnen für heut noch ein Werk der Kunst zeigen kann, das ich jedesmal, so oft ich diese Hallen betrete, mit immer neuem Vergnügen betrachte."

Mein Begleiter führte mich zu einem Bilde, das Herodias vorstellte im Augenblick, wo sie das blutige Haupt des Johannes dem Vater zuträgt.

„Der Herodias gibt es auch so viele, daß man eine mit der andern verwechselt," nahm der Abbate wieder das Wort. „Der Gegenstand selbst, so sehr er sich zur künstlerischen Darstellung eignen mag, gehört nicht gerade zu denen, die ich liebe. Der Eindruck muß immer ein abscheuerregender vor der That selbst bleiben und mit Verachtung erfüllen gegen den Mann, der so schwach sein konnte, aus Entzücken über die Tanzfertigkeit einer schönen Tochter die unnatürlich-gräßliche Bitte des eiteln Kindes zu gewähren. Pordenone, von dem das Gemälde ist, hat, scheint mir, das Entsetzliche durch die Art und Weise, wie er Herodias auffaßte, zu mildern gewußt und dem viel behandelten Stoffe eine neue, höchst interessante Seite dadurch abgewonnen."

Pordenone's Herodias ist keine hochmüthige stolze Königstochter, sondern ein mit allen Gaben der Schönheit verschwenderisch ausgestattetes junges Mädchen, ein Kind, gewiß eitel und gefallsüchtig, aber nicht bös, nur leichtsinnig. Die Verheißung des Vaters, ihr jegliche

Bitte zu gewähren, macht sie übermüthig; sie holt sich Rath bei der klugen Mutter und im Rausch jugendlichen Frohsinns überdenkt sie nicht die Folgen, die aus Gewährung ihrer Bitte entstehen müssen. Erst, als die Bitte erfüllt ist und sie das Haupt des Getödteten dem Vater bringen soll, erfaßt sie Entsetzen und Abscheu vor sich selbst. Wir sehen das junge, in köstlich prunkender Kleidung einhergehende Mädchen voll Angst und Entsetzen die Augen von dem blutigen Haupt abwenden, das sie mit zitternden Händen auf goldener Schüssel trägt. Ueber ihre vollen weißen Arme rollen die schwarzen mit Blut befleckten Locken des Enthaupteten. Die unnatürliche, blutgierige Mutter lauscht versteckt im dunkeln Hintergrunde.

„Da haben Sie nun wieder einige Tropfen aus dem Meer der Kunst geschlürft," sprach der Abbate, als wir die Galerie verließen, „das in den Mauern der ewigen Stadt sich gebildet. Setzen Sie diesen mäßigen Genuß täglich fort ohne Unterbrechung, so können Sie nach zweijährigem Aufenthalt mit gutem Gewissen behaupten, daß Sie die bedeutendsten Kunstschätze kennen."

Ich fühlte leider, daß der Mann Recht hatte und gab ihm um so lieber das Versprechen, recht bald wieder in seiner Gesellschaft einen Spaziergang durch die Stadt machen zu wollen.

17.

Mein Weg führt mich täglich an dem Hause vorüber, wo die von Gregor XVI. so eifrig gepflegte römische Propaganda ihren Sitz hat. Es bildet die Ecke der nach ihm genannten Straße und der Via di Capo le Case. Das Gebäude ist groß, von stattlichem Umfange und finsterm Aussehen. Ich bemerke nie Leben in seinem Innern. Die Thür ist immer geschlossen und die geheimnißvoll-unheimliche Stille bildet einen schroffen Gegensatz mit dem von früh bis Abends nie aufhörenden Besuch der gerad' über liegenden Kirche, von der ich nicht gleich weiß, welcher Heilige bei ihrer Taufe Pathe gestanden hat. Im Monat Januar finden die öffentlichen Redeübungen der Propagandisten Statt, zu denen jeder Fremde Zutritt erlangen kann. Man hört dann gewöhnlich in funfzig und mehr Sprachen sprechen, da beinahe alle Nationen der bekannten Welt zur Verbreitung des Christenthums hier Zöglinge haben. Zu wiederholten Malen sah ich in den späteren Abendstunden einen Pilger in seiner charakteristischen Tracht mit langem Stab und Muschelhut auf den zum Portal führenden Stufen ruhen. Es war ein alter hagerer Mann mit ausdrucksvollem Kopf und langem schneeweißem Bart. Häufig begegnet man diesen in unserm Vaterlande völlig unbekannten Erscheinungen auch hier nicht, was denn zur Folge hat, daß,

wenn sich bisweilen einer zeigt, er stets die Blicke der Neugierigen auf sich zieht.

Außer der Propaganda gibt es noch mehrere Gebäude in Rom, die mit dem Reiz des Geheimnißvollen zugleich das Schauerliche verbinden. Mich wenigstens beschleicht immer ein eigenthümliches Gefühl, wenn ich z. B. an den düstern Mauern des Profeßhauses der Jesuiten vorübergehe. Was hinter diesen schweigsamen Quadern ersonnen und entworfen wird von den klugen, schlauen, gelehrten Vätern — wer mag es wissen, wer ergründen! Welche Netze man dem Fortschritt des freien Zeitbewußtseins, der vernunftgemäßen Entwickelung des Christenthums, der Völkerfreiheit in diesen verschlossenen Zellen strickt, hat noch kein Sterblicher ermittelt! Obwohl ich die übergroße Angst, die so Viele vor den verrufenen Jüngern Loyola's haben, nicht theilen kann, bin ich doch mit ihnen überzeugt, daß sie viel Unkraut aussäen, und wo sie wissen und können Zwietracht unter denen anzetteln, die nicht blindgläubig den Satzungen der römischen Kirche ergeben sind.

Jeder katholische Priester ist, der Eine mehr, der Andere weniger, Proselytenmacher. Vom Standpunkt der katholischen Kirchenlehre hat er dazu nicht blos ein Recht, sondern auch eine heilige Verpflichtung. Es muß ihm Alles daran gelegen sein, Verirrte auf den rechten Glau-

benswег zu leiten, Ungläubige zu bekehren, das feindliche Heer der Ketzer auf jegliche Weise zu schwächen. Mehr noch als die gewöhnlichen Priester sind die Mitglieder des Ordens der Gesellschaft Jesu in der Kunst, Andersgläubige mit geheimen Netzen zu umstricken, erfahren. Ihre größere Klugheit und Weltgewandtheit gibt ihnen feinere Mittel an die Hand, wodurch sie nicht selten ihre Zwecke vollkommen erreichen. Scheint es mir doch, als sei selbst die freundliche Zuvorkommenheit meines Abbate nicht ganz absichtslos, obwohl er alle Gespräche über religiöse Gegenstände vermeidet oder doch nur vorübergehend und obenhin ein paar Worte darüber fallen läßt. Ein Zufall, der mir nicht ganz zufällig zu sein scheint, läßt mich so etwas vermuthen.

Die Kirche der Jesuiten ist eine der schönsten und reich dotirtesten in Rom. Namentlich zeichnet sich die Kapelle des heiligen Ignatius durch ihren immensen Schmuck vor vielleicht allen übrigen Kapellen Rom's aus. Hinter dem Altargemälde befindet sich die Statue des Ordensstifters, die nur an hohen Festtagen dem Publikum gezeigt wird.

Kirchen besucht man hier täglich mehrere und die meisten mehrmals. Glaube und Drang nach Gottanbetung hat freilich mit solchem Besuch wenig zu schaffen; es sind die zahllosen Kunstwerke, die anziehen, die un-

schätzbaren Gemälde, der schöne architektonische Styl, der Glanz berühmter Fresken und dergleichen. Erhoben und in gewissem Sinne geheiligt wird man dabei auch, und eine Anbetung des sichtbar Schönen, das Geist und Herz erhebt, läßt sich zuletzt in reinigender Wirkung recht gut mit der Anbetung des unsichtbar Erhabenen auf gleiche Stufe stellen.

Eines Tages kam ich bald nach beendigter Frühmesse in die Nähe dieser Kirche. Ein elender Krüppel, der neben dem Ledervorhang der Seitenthür seinen festen Stand hat, schrie mich schon von weitem an, die Mütze mir entgegenhaltend und den Vorhang aufhebend. Ich trat ein. Weihrauch duftete noch in leichten Wolkenflöckchen um die Altäre, vereinzelte Leute, meist Frauen, knieten hie und da auf den Marmorfliesen des Hauptschiffes und in den Seitenkapellen. Die schräg hereinfallende Morgensonne erleuchtete mit günstigstem Licht das Gemälde am Hauptaltar, den Tod des heil. Franz Xaver von Maratta. Ich betrachtete es lange ungestört, als ich es plötzlich hinter mir schlürfen hörte. Beim Umwenden bemerkte ich jenen Priester, den ich einige Tage früher mit dem Abbate auf dem Café getroffen und den mir der Letztere als den trefflichsten Führer durch Rom's Kirchen bezeichnet hatte. Der höfliche Mann erkannte mich sogleich wieder und knüpfte ein Gespräch mit mir an.

„Haben Sie schon unsern berühmten Kanzelredner gehört?“ fragte er nach einer Weile. Ich mußte es verneinen, denn um Predigten anzuhören, bin ich wahrhaftig nicht nach Rom gegangen.

„Versäumen Sie es nicht,“ fuhr er freundlichst fort, „es wird Sie nicht gereuen. Ich weiß freilich, daß bei Ihrem Volk unsere Kanzelredner in keinem guten Rufe stehen, gerade deshalb aber fordere ich Sie auf, eine Predigt von dem Manne, den wir für den Tüchtigsten in seinem Fache halten, anzuhören. Es wäre doch möglich, daß Sie Rom mit anderer Ueberzeugung verließen, als Sie es betreten haben.“

„Wann predigt Signor M. wieder?“ fragte ich den Jesuiten.

„Sie können ihn jetzt alle Sonntage hören. Zwischen zehn und eilf Uhr ist die Zeit, wo sich die Zuhörer am zahlreichsten einfinden. Wollen Sie meinen Wink befolgen, so vergessen Sie nicht, dort links vom Hochaltar am ersten Pfeiler Platz zu nehmen. Sie können ihn von dort aus am besten sehen und verstehen.“

Sonntags war ich um die bezeichnete Stunde in der Jesuitenkirche. Ich fand sie überfüllt mit Menschen, die zum großen Theil der bemittelten Klasse angehörten. Zwei Drittheile der Versammelten waren Frauen und Mädchen

in feiner schwarzer Tracht. Es gab unter diesen Schönheiten ersten Ranges.

Mit einiger Mühe gelang es mir, den bezeichneten Pfeiler zu gewinnen. Hätte ich auch nicht ein Wort von der zu erwartenden Predigt verstanden, so würde ich doch sehr gern hier verweilt haben, denn ein reizenderer Platz war sicher in der ganzen Kirche nicht zu finden. Ich erschrak fast über mein Glück, das mich mitten unter eine Schaar der entzückendsten jungen Mädchen und Frauen geführt hatte, die dem fremden Eindringlinge mit anmuthigster Grazie gern unter sich Platz vergönnten.

Die löbliche Sitte in Italien, welche in Kirchen Jedermann den Ort einzunehmen gestattet, den er sich aussucht, und Niemandem ein Recht auf eine besondere feste Kirchenstelle gibt, wie dies leider in Deutschland, besonders in protestantischen Kirchen zu empörender Mode geworden ist, bringt die Unbekanntesten in Gotteshäusern einander näher und knüpft häufig Bekanntschaften von Einfluß und Wichtigkeit. Frauen und Mädchen sitzen gewöhnlich auf Stühlen, die sich leider die speculirenden Kirchendiener bezahlen lassen. Knieen sie nieder zum Gebet, so kehren sie den Stuhl um, damit sie die Arme bequem auf den Sitz stützen können. Männer bedienen sich seltener dieser feilgebotenen Sessel. Sie begnügen sich,

hinter den Stühlen der Frauen Platz zu nehmen und die Lehnen dieser Sessel als Ruhepunkte zu benutzen.

Die Messe war noch nicht vorüber, Gesang und Gegengesang wechselte ab mit den Gebeten des fungirenden Priesters. Da ich nicht im Besitz eines römischen Gesangbuches war und nicht gar zu ketzerisch inmitten dieser vielen Rechtgläubigen erscheinen mochte, stützte ich mich wie viele Andere auf die Stuhllehne meiner schönen Nachbarin und beugte mich über ihre Schultern, weniger, um die Gebete nachzulesen, die sie aufgeschlagen in zarten Händen hielt, als weil mich ihr reizender Wuchs, das vollendete Ebenmaß ihrer Formen berauschte. Sie wandte langsam das von rabenschwarzen glänzenden Haaren beschattete Gesicht mir zu, blickte mich mit sammetweichen dunklen Augen an, erhob sich etwas aus ihrer gebückten Stellung und bot mir lächelnd das Gebetbuch. Ich dankte natürlich, wodurch sie sich bewogen fand, schwesterlich mit mir zu theilen, ein Anerbieten, das ich weder abschlagen konnte noch wollte. Diese Gefälligkeit der schönen Römerin gab mir Gelegenheit, einige Worte leise mit ihr zu wechseln, die sie bescheiden erwiederte.

Inzwischen ging die Messe zu Ende und der vielbesprochene Priester, ein Jesuit, erschien auf der geräumigen, zum Herumgehen eingerichteten Kanzel. Die Schöne

schlug flüchtig die Augen zu mir auf und sagte flüsternd: „È un Santo!“

Ich betrachtete den Prediger mit neugierigem Auge. Es war ein schöner Mann mit edlen Zügen, sehr bleich, wie die meisten Priester, mit großen schwarzen Augen und Haaren und stolzem Munde. Er war in der That ein gewaltiger Redner, der auf so leicht entzündliche, phantasiereiche Zuhörer den größten Eindruck machen mußte. Unseren Anforderungen an Kanzelredner würde er nicht entsprochen haben, denn dieser beredte Jesuit ging auf und ab auf seiner Kanzel, focht und gesticulirte, als gelte es, einen Volkshaufen zu haranguiren, und paßte diesen lebhaften Gesten die entsprechenden Redensarten an. Seine Predigt war, so viel ich davon verstand, scharf und mußte wohl seinen Zuhörern gefallen, da sie zumeist gegen die Ketzer gerichtet war, die er häufig massenweise in die Hölle verdammte, wobei er sich einer Bewegung bediente, die genau so aussah, als schütte er ganze Schwingen dieser Unglückseligen in die ewigen Flammen.

Ohne meine beneidenswerthe Umgebung würde mir bei den vielen Wiederholungen die Zeit wahrscheinlich etwas lang geworden sein; unter den gegebenen Verhältnissen aber hätte ich gern noch Stunden lang zugehört, da mich ja Niemand zwang, auf die Worte des Jesuiten zu achten und ich meine Augen weiden konnte, wo es mir

gefiel. Als er endlich schloß, hob die Römerin wieder ihr Haupt, sagte mit begeistertem Blick nochmals: „È veritalmente un Santo!“ stand auf und verließ mit sanfter Verbeugung und einem vernehmlichen: „A rivederci!“ Stuhl und Kirche. Ich hatte keine Ursache zu bleiben und ging also der schlanken Gestalt nach. Vor dem Portale sah ich sie mit drei Begleiterinnen, die ihr wenig an Schönheit nachgaben, auf den venetianischen Platz einbiegen. Es gelang mir, sie geraume Zeit auf dem Corso zu verfolgen, bis ich sie zu meinem Leidwesen in dem immer dichter werdenden Gedränge endlich doch verlor. Ich hätte gar zu gern ihre Wohnung erfahren.

Einige Tage später wurden in früher Morgenstunde die Kanonen auf der Engelsburg gelöst, was immer das Zeichen eines hohen Kirchenfestes ist. Obschon ich nicht wußte, in welcher Weise die Väter Jesuiten dies Fest begehen würden, machte ich mich doch nach ihrer Kirche auf den Weg. Sie war noch besuchter, als am Sonntage vorher, doch bemerkte ich diesmal mehr Landbewohner als städtisches Volk. Die Kapellen entlang, in denen ebenfalls Messe gelesen wurde, an den Pfeilern hinschlüpfend, erreichte ich meinen frühern Platz und — siehe da — die schöne Römerin kniete just an derselben Stelle, wo ich sie zum ersten Male gesehen hatte! Sie war so vertieft in ihr Gebet, daß sie mich nicht bemerkte. Die schönen

vollen Arme, deren Formen durch den glänzenden Atlas hindurchschimmerten, ruhten auf dem einfachen Rohrstuhle. Die Hände waren leicht über dem Gebetbuche gefaltet und berührten die lichte Stirn des sanft herabgebeugten Hauptes. Es war mir ganz angenehm, die schöne Unbekannte durch so glücklichen Zufall wieder zu finden, denn — gesteh' ich's nur — blos das reizende Mädchen und die Möglichkeit, ihr vielleicht wieder zu begegnen, hatte mich in die Jesuitenkirche gezogen.

Mit dem freundlichsten Lächeln begrüßte sie mich, als sie sich wieder erhob, und während ich ihr den Stuhl vorschob, fragte sie nach vorausgeschicktem „grazie", das von den Lippen einer Römerin tausendmal süßer klingt, als unser hartes Wort „Dank", wie es mir seither gegangen? Während ich die nöthigen Worte darauf erwiederte, reichte sie mir das Gebetbuch mit einer gewissen anmuthigen Vertraulichkeit und ließ mir die Lehne des Stuhles so frei, daß ich mich bequem auf sie stützen und den Athem ihres Mundes fühlen konnte. Abermals ermahnte die Glocke vom Hochaltar her die Gläubigen zur Demuth. Sanft rauschend glitt die hohe Gestalt neben mir nieder, wobei das Gebetbuch ihren Händen entschlüpfte. Ich nahm es an mich und schlug das Titelblatt auf. Da fiel mir ein goldumrändertes zartes Kärtchen in die Augen, auf dem ein wohlklingender italienischer Mädchenname

stand. An der Ecke war mit kleinen Lettern zu lesen: Via di Ripetta. No. . . .

„Das hat der Zufall gut getroffen!“ frohlockte ich mit Faust, schob das Kärtchen wieder in die Blätter des Buches und wollte es der lieblichen Eigenthümerin überreichen. Ein sanftes Incarnat röthete ihre goldfarbigen Wangen, als sie es empfing. Ohne Zweifel hatte sie meine Entdeckung bemerkt und gerieth deshalb in mädchenhafte Verlegenheit, die mich nur noch mehr ergötzte, denn sie ward dadurch noch schöner.

Als die Gemeinde sich wieder erheben durfte, warf ich einen Blick auf die gegenüber befindliche Kapelle des heiligen Loyola. Das Altargemälde war abgenommen, die Statue des Heiligen strahlend in silberner Glorie fesselte die bewundernde Menge. Ein Priester lehnte hinter den mit Lapislazuli ausgelegten Säulen und ließ nur bisweilen sein Gesicht ganz sehen. Die Haltung dieses Mannes kam mir bekannt vor, ich sah schärfer hin und konnte nicht mehr zweifeln, daß es G. sei, der höfliche Jesuit, der mir die Predigten des Pater M. so eifrig empfohlen hatte. Da er sich von mir entdeckt sah, verbarg er sich nicht länger, sondern trat vor und winkte mir in römischer Weise einen Gruß zu. Dabei glitt ein Lächeln über seine gespenstisch bleichen Züge und sein Auge lag so scharf und hart auf mir, daß mich dieser kalte feind-

liche Blick innerlich schmerzte. Ich senkte die Augen und kehrte sie wieder der Römerin vor mir zu. Auch diese mußte den Priester bemerkt haben, denn sie sah offenbar hinüber, ja sie pflog unverkennbar durch leichtes Augenblinzeln eine Geberdensprache mit dem Jesuiten. Gleich darauf war der Priester verschwunden und die Schöne reichte mir mit dem wärmsten Blick wieder ihr Gebetbuch.

Dieser heimliche Verkehr der Römerin mit dem Jesuiten, der muthmaßlich ihr Beichtvater war, machte mich stutzig. Mein Argwohn erlaubte sich schnell ein äußerst heimlich geschürztes Verlockungssystem, dessen erste Anknüpfungsfäden in der weihrauchduftenden Kirche sich verloren. Da ich nun keinerlei Lust und Drang verspürte, auf religiöse Debatten einzugehen oder auf die anziehendste Weise von der Welt mich in Fesseln schlagen zu lassen, so schwand mit der erwachten unheimlichen Ahnung auch mein Gefallen an der reizenden Sirene, deren nähere Bekanntschaft zu machen ich mir anfangs eifrigst wünschte. Ich meide seitdem die vielbesuchte Kirche der Jesuiten an Sonn- und Festtagen, und begegne der verführerischen Römerin, deren Wohnung und Namen ich durch Zufall oder mit Bewilligung der frommen Beterin erfahren habe, nur noch bisweilen auf dem Corso und den Spaziergängen des Monte Pincio. Es macht mir Vergnügen, meinen Gruß immer durch die reizendste Handbewegung und

den freundlichsten Blick erwiedert zu sehen. Dem Jesuiten bin ich seitdem nicht wieder begegnet.

18.

Bald nach diesem anmuthigen Abenteuer, das mich in Rom's moderne Priesterpolitik einen flüchtigen Seitenblick thun ließ, traf ich den kunstsinnigen Abbate im capitolinischen Museum. Unter allen Zimmern, in die an bestimmten Tagen der Woche Jedermann freien Zutritt hat, ist mir der kleine Saal, in dessen Mitte der sterbende Fechter sich befindet, der liebste. Um dies erhabne Meisterwerk antiker Bildnerkunst versammeln sich immer eine Menge römischer und fremder Kunstfreunde. Selbst der völlig Ungebildete bleibt staunend vor der hingesunkenen Marmorgestalt stehen, in deren ausgeprägten Gesichtszügen man die Zuckungen des Todesschmerzes erkennt, aus deren tiefer Brustwunde die letzten Blutstropfen rieseln, deren ganzer plastisch schöner Körper in gesteigerter Kraft die zitternden, vom heftigen Kampf geschwellten Muskeln zum letzten Mal erbeben macht.

Ein einziger Blick läßt uns erkennen, daß dieser vom scharfen Todesstahl niedergeworfene junge Titan kein Römer, kein Hellene, sondern ein Barbar ist, die Gesichtsbildung veräth den barbarischen Ursprung, aber es

spricht ein solches Ebenmaß aus diesem nackten herkulisch-kräftigen Gliederbau, daß man den Künstler bewundern und die Zeit, in der solche unvergängliche Kunstwerke geschaffen wurden, um den höchsten Grad menschlich-schöner Ausbildung beneiden muß. Die höchste Vollendung der Kunst webt eine Zauberatmosphäre um sich, die alle reine Menschlichkeit so unmittelbar ergreift, wie das Heilige. Unsere Bewunderung wird, ohne daß wir es wissen, zum Gebet, zur Verehrung, und so läßt sich's wohl begreifen, wie die Alten, diese hohen Verehrer der Natur, die Kunst zur Religion ausbilden und in der Religion des Schönen das Erhabenste erblicken mußten, zu dem sich der menschliche Geist aufschwingen, vor dem er sich anbetend beugen konnte. Jenes Heidenthum, dessen fruchtbarste Blüthe der Hellenismus trieb, die später als schönstes Erbe den Römern anheimfiel, war in seinem innersten Wesen ein so schöner religiöser Cultus, wie ihn die christliche Welt nicht in gleichem Maße zum zweiten Male aus sich zu construiren vermochte. Ein Rest davon, die Freude, der Geschmack, der Genuß daran, hat sich im italienischen Katholicismus erhalten bis auf unsere Tage. In der Verehrung gediegener Kunstwerke ist der Italiener noch heut ein Heide, und man muß es rühmen, daß die Kirche, die so Vieles im Menschen unterdrückte durch Festigung

ihres Systems, diesen Sinn für's Schöne im Volke lebendig erhielt.

„Wir beten hier in Rom zwei Gottheiten an," sprach der Abbate, „ohne daß die eine auf die andere eifersüchtig zu werden Ursache hat. Wenn wir in unsern Kirchen Christum verehrt und uns dadurch im heiligsten Glauben befestigt haben, treten wir in den Stunden heiterer Muße, deren jeder Mensch bedarf, in die umgestürzten Tempel des heidnischen Alterthums, aus denen wir das idealisch Schöne gerettet und zur Verherrlichung unseres rein geistigen Cultus der Nachwelt erhalten haben. Bilderstürmer waren wir nie. Wir verstanden es immer, den Geist im schönen Gebilde zu erkennen, zu schätzen, und darum hat sich auch die katholische Kirche nie zu solchen barbarischen Verwüstungen hinreißen lassen, wie sie in späteren Jahrhunderten ein mißverstandener Wahnglaube verübte. Die Kirche ehrte, liebte, unterstützte die Kunst und wurde so der liberalste Mäcen der Künstler, die unter ihrem Schutz zu neuer Größe emporwuchsen. Ihrer Vorsorge, ihrer liebenden Pflege hat es die Welt zu danken, daß ungeachtet der zahllosen Plünderungen, denen die ewige Stadt ausgesetzt war, alles Herrliche, was aus dem Schutt der Verwüstung nach hundertjährigen Anstrengungen aufgefunden ward, jetzt in gesicherten heitern Räumen allen Nationen zugänglich gemacht werden konnte."

„Welche Schätze bieten nicht allein diese wenigen Räume! Da haben Sie außer dem sterbenden Fechter die berühmte Antinousstatue. Man fand sie unter den Trümmern der Villa Hadrians. Dort steht die liebliche Mädchengestalt mit der Taube, ein verkörperter Engel, wie ihn lichtumflossener, unschuldreiner keines Menschen Phantasie sich bilden könnte. Hier die Statue der Melpomene, der ernsten Muse, ein Gebild des Meißels, vor dem man wiederholt glückliche Stunden verleben mag. Und kennen Sie schon die größten Schätze dieser Sammlung — die Venus, Leda, Amor und Psyche?"

„Ich habe sie vergeblich in den übrigen Sälen gesucht," erwiederte ich, „doch entdeckte ich sie weder im Kaiserzimmer, noch in dem großen mittleren Saale."

„Da hätten Sie zehn Jahre früher kommen müssen," erwiederte lächelnd der Abbate, „denn so lange mag es her sein, daß man diese in Marmor gehauenen Offenbarungen göttlicher Geister verschlossen hat. Den Grund, weshalb es geschah, will ich nicht billigen. Es gab zaghafte, prüde Geister, die es anstößig fanden, solche völlig nackte Gestalten den Augen Aller, unter denen sich ja immer auch junge Mädchen und angehende Jünglinge befinden, auszusetzen. Die klugen Herren meinten, die lieben Kinder möchten dadurch verführt werden! Ja, lächeln Sie immer, es ist doch so. Die römische Sittenpolizei

fand es gerathener, die armen stillen Statuen unter Verschluß zu nehmen und sie nur auf Verlangen zu zeigen. Folgen Sie mir; wir werden jetzt, wo die Menge hier zurückgehalten wird, recht ungestört sein."

Der Abbate rief den Custode, dessen Schlüssel die Thür einer kleinen Rotunde öffnete, die von weichem Lichtstrahl erhellt ward. In der Mitte auf mäßig hohem Piedestal stand jene idealisch schöne Frauengestalt, welche den Namen der capitolinischen Venus führt. Mittelst einer Handhabe läßt sich das Marmorbild auf dem Gestell drehen, so daß man es von allen Seiten betrachten kann.

„Kennen Sie die Mediceische Venus?" fragte der Abbate. Ich mußte die Frage verneinen, da ich Florenz erst auf dem Rückwege besuchen will.

„Es thut nichts," fuhr mein Begleiter fort. „Sie können dann um so ungestörter die Reize dieses Meisterwerkes auf sich wirken lassen. Ein Urtheil aber werden Sie erst dann zu fällen im Stande sein, wenn Sie auch die beiden andern berühmten Venusstatuen, die Mediceische und die Venus Kallipygos in Neapel gesehen haben."

Diesem Winke des kunstverständigen Mannes folgend, will ich denn auch vor der Hand über den Eindruck schweigen, den auf mich die capitolinische Venus gemacht hat. Es sei hier nur bemerkt, daß ich es albern finde, ein

solches Gebilde der Kunst, dessen Betrachtung nur großen Gedanken Raum geben kann, das den Geist von allem Irdischen abzieht und höchstens eine verdorbene Phantasie auf unlautere Abwege führen könnte, unter Schloß und Riegel zu legen. Die Kunst in solchem Gewande braucht das Licht der Welt nicht zu scheuen. Eine Venus in so erhabener Kunstvollendung würde ich ohne Scheu und ohne daß ich irgend Jemand damit Anstoß zu geben glaubte, auf freiem Markte aufstellen lassen. Das Laster allein und die verkappte Sünde, die sich den Mantel der Scheinheiligkeit umhängt, schlagen schamroth die Augen nieder, wenn die Gottheit im menschgewordenen Ebenbilde vor ihnen erscheint.

Wer hat nicht einmal von den „capitolinischen Tauben" sprechen hören! Diese Sinnbilder der Unschuld rivalisiren in Berühmtheit mit der Venus, und wahrlich, sie verdienen ihren Ruf! Bekanntlich sind diese Tauben ein Mosaikgemälde, das man in der Villa des Hadrian bei Tivoli fand. Auch die Römer von heut liefern sehr gelungene Mosaikarbeiten, die leicht Jeden in Erstaunen setzen mögen, der keine alten Mosaiken sah. In den Kaufgewölben der Via de' Condotti kann man unentgeltlich die vortrefflichsten Leistungen in dieser Kunstbranche betrachten. Gewöhnlich aber beschränken sich die neueren Mosaikarbeiter auf Darstellungen lebloser Gegenstände. Sie bilden Blu-

men, am liebsten die Trümmer alter Ruinen und die Prachtgebäude des modernen Rom mit lobenswerthem Geschick nach. Damit begnügten sich die Alten nicht. Alles, was ihnen gefiel, was sie entzückte, was sie geistig oder sinnlich anregte, das stellten sie in der beliebten Mosaikmalerei dar, und ihre Meisterschaft in dieser Kunst, die anfangs mehr als Handwerk betrieben worden sein mag, war so groß, daß die berühmtesten Mosaikbilder aus einiger Entfernung betrachtet den reizendsten alten Oelgemälden gleichen. Nirgends ist diese Täuschung größer, als bei den capitolinischen Tauben.

Auf einer Schaale von mäßigem Umfange sitzen vier dieser anmuthigen Thiere. Die Schaale ist mit Wasser gefüllt, in das zwei der Tauben sich zum Trinken hinabbeugen. Nicht nur muß man die außerordentliche Wahrheit in Bewegung und Haltung dieser Thiere, die sie lebendig erscheinen lassen, bewundern, es überrascht auch die glitzernde durchsichtige Helle der Flüssigkeit, die sich in der Schaale zu bewegen scheint. Wir preisen es schon als hohes Verdienst, wenn wir das Spiel bewegter Wellen, den Glanz ruhigen Wassers mit leidlicher Treue durch Farben wiedergegeben sehen, und gewiß verdient die Kunst, die solches leistet, alle Anerkennung; wer aber mit Steinen, die sich zwar nach Belieben schieben und setzen lassen, denen aber die feine, leis verschwimmende Nuan-

cirung von Licht und Schatten fehlt, den Glanz der Oelfarben erreichen kann, der erscheint uns im Licht eines Zauberers. Und diese unbegreiflichste aller Kunstleistungen sehen wir auf dem berühmten Mosaik in höchster Vollendung.

Die Liebhaberei der Alten an solchen Musivarbeiten war so groß, daß sie Alles aus Mosaik fertigen, mit Mosaik überziehen ließen. Die Fußböden ihrer Zimmer, die Wände, selbst die Treppen waren mit Mosaiken bekleidet. Bedenkt man, daß zu den gröbsten Mosaiken die einzelnen Steine selten größer als der vierte Theil eines Zolles sind, so läßt sich ungefähr berechnen, wie groß die Zahl der Arbeiter sein mußte, um all' diese umfangreichen Gebilde zu Stande zu bringen. Im Lateran gibt es ein Mosaik von solcher Größe, daß es einem unserer umfangreichsten Säle zum Fußboden dienen könnte. Man grub es in den Bädern des Caracalla aus. Die Arbeit ist nicht fein, aber sehr charakteristisch, da es allerhand Embleme darstellt, die sich auf das Badeleben der Alten beziehen. Ohne Zweifel war das Verfertigen von Mosaiken, wenigstens der gröbern Art, Beschäftigung geschickter Sklaven, denn hätten diese zeitraubenden mühsamen Gebilde alle bezahlt werden sollen, so würden sich selbst die Schätze eines Krösus gar bald erschöpft haben. Einfache Mosaiken, zu denen man nur eine Steinart verwandte, erforderten blos Ausdauer, sobald aber aus Zusammenfügung

bunter Steine Gemälde, welcher Art sie immer sein moch-
ten, gebildet werden sollten, reichte bloße handwerksmäßige
Geschicklichkeit doch nicht hin. Hier waren zu viele Vor-
kenntnisse, zu gründliche Studien der Perspective, der
Wirkungen von Licht und Schatten erforderlich, als daß
man so schwierige Arbeiten abgerichteten Knechten über-
tragen konnte. Der Mosaikarbeiter in höchster Vollendung
muß also durchaus Künstler gewesen sein, muß die Ge-
setze der Kunst eben so genau und tief gekannt haben,
wie der Maler, ja, er war vielleicht zugleich Maler ersten
Ranges. Ausgeführte Gemälde wenigstens mußten den
Mosaikarbeitern vorliegen, denn aus freier Hand oder
nach unvollkommen entworfener Skizze blos auf gut Glück
an so umfangreiche, kühne Gruppen oder leidenschaftliche
Scenen darstellende Gemälde zu gehen, hätte selbst das
eminenteste Genie nicht wagen können.

Der Abbate machte böse Glossen über die Mosaik-
verfertiger von heut. „Es sind Professionisten der ge-
wöhnlichsten Art," sagte er, „denen aller Begriff von der
Bedeutung dieser reizenden Kunst abgeht. Sie arbeiten
meistentheils blos für die reichen Fremden, wenn Sie wol-
len, ausschließlich für die Engländer, und weil diese einen
ganz absonderlichen Geschmack haben, so müssen sie des
lieben Gewinnes halber diesem tollen Geschmack huldigen
und Sachen in Mosaik nachmachen, die ich nicht geschenkt

möchte. Aber lassen wir das! Ein gütiges Geschick hat hat uns zum guten Glück von unsern klugen, feinsinnigen Vorfahren des Schönen so viel übrig gelassen, daß wir uns daran erfreuen, die Fähigkeit, das Schöne zu erkennen und zu würdigen, daran mehr und mehr ausbilden können. Mögen die modernen Barbaren in ihrer Weise stümpern, wie sie wollen, uns soll das nicht irre machen."

Während dieser Herzenserleichterung meines Begleiters waren wir in das Zimmer der Philosophen getreten, so genannt, weil hier die Büsten der berühmtesten Philosophen, Dichter und Redner des Alterthums aufgestellt sind. Der Abbate sah nach der Uhr.

„O weh! sagte er, „es ist nahezu vier, da muß ich es aufgeben, Sie heut noch in den Palast Sciarra zu führen, dessen Gemäldegalerie zwar nicht so groß, wie die anderer Paläste, dafür aber desto vorzüglicher ist. Es gibt in jenem Palast vier bis sechs Kunstwerke, die mir lieber sind als manche reich aufgeputzte Galerie, die von Gemälden strotzt. Darf ich hoffen, Sie Morgen auf dem Café zu treffen?"

Es wäre sehr undankbar von mir gewesen, den guten Abbate abzuweisen. Ich versprach um die gewohnte Morgenstunde bereit zu sein und verfehlte nicht, pünktlich Wort zu halten.

Mein freundlicher Cicerone schlürfte, an rieselnder

Quelle ruhend, die eins der geschmackvollen Zimmer des Kaffeehauses schmückt, mit vielem Behagen seine Chokolade und las die Zeitungen.

„Guten Morgen, Theuerster!“ rief er mir zu, meine Hand kräftig drückend. „Ich sage Ihnen, es spukt in Ihrem Vaterlande aller Orten und gewiß kommt es in Kurzem zu einem fürchterlichen Aufstande. Da lesen Sie die neuesten höchst dunkel und geheimnißvoll abgefaßten Berichte aus dem Großherzogthum Posen. Wenn das nicht aussieht, wie ein Revolutionsversuch, so will ich kein Priester sein!“

Während ich mich in die Spalten der allerdings sehr unklaren Correspondenznachrichten aus Posen und Thorn vertiefte, fuhr der Abbate, einige Bisquitts in die Chokolade brockend, fort:

„Ich sage Ihnen nochmals, bleiben Sie bei uns. Es wird Ihnen über die Maßen gefallen, wenn Sie sich erst ganz bei uns eingewöhnt haben. Auch ist es gar nicht so übel hier in Rom. Ich verspreche Ihnen das unabhängigste, heiterste, glücklichste Leben, die interessantesten Bekanntschaften, die treuesten Freunde. Sagen Sie nur erst ja.“

Bei diesen Worten des Abbate fiel mir die Propaganda und die Jesuitenkirche ein und indem ich recht herzlich die Hand des Priesters drückte, erwiederte ich:

„Lassen Sie mir Zeit, Freund! Ein solcher Entschluß will überlegt sein. Vorerst lassen Sie uns nach der Sciarra gehen, wenn Sie gefrühstückt haben, und bleibt dann noch Zeit übrig, so machen wir zusammen einen Spaziergang durch die Stadt, um neben der Kunst auch die Milde des Klima's zu genießen."

Die angeborene Herzensgüte und der Drang, einem Fremden gefällig zu sein, überwiegt bei dem Abbate die Lust zur Proselytenmacherei. Schlau mag der Mann sein, das verräth der Ausdruck seines Auges, er ist aber nicht kühl, nicht berechnend genug, um ohne Wanken auf sein Ziel loszugehen. Darum kann man sich auch ohne Scheu ihm anvertrauen und seinen Wegen folgen. Sie führen alle nur an solche Orte, wo Rom im Strahlenglanz der Kunst oder als die einzigste Stadt der Welt erscheint. Er ist mehr noch enthusiastischer Römer als bekehrungssüchtiger Priester.

Der Palast Sciarra liegt am Corso. Ein mittelgroßer Platz, der von dem Palast seinen Namen erhalten hat, begrenzt ihn. Das Gebäude ist alt, von imposantem Aeußern, mit prächtigem Marmorportal. Wie ich höre, ist die Familie verarmt. Dennoch tastet sie die Schätze, welche glücklichere Vorfahren gesammelt haben, nicht an. Dies würde ein Verstoß gegen römische Sitte sein, den sich der edle Stolz eines altrömischen Geschlechtes nie ver-

zeihen würde. Bei uns ist der Adel weniger skrupulös. Freilich besitzt der deutsche Edelmann, gehöre er dem hohen oder niedern Adel an, nicht solche Kunstschätze, wie der italienische Adel, fände sich aber wirklich Dergleichen in seinen gothischen Schlössern vor, so würde er mit Vergnügen Alles auf der Stelle zu Geld machen, wenn er dessen zu seinen Vergnügungen und zu äußerlich würdiger Repräsentation bedürfte. Kunstsinn ist beim deutschen Adel nur zufällige Zierrath, beim italienischen nationaler Charakterbestandtheil.

Ein kleiner zitternder Greis, an Krücken gehend, ist Custode der Galerie. Dieses hinfällige Menschenbild, das seine Jahre ungefragt auf achtzig angab, um seine Langsamkeit damit zu entschuldigen, kam mir vor wie der Geist des alten Geschlechtes, der in den verlassenen Prachthallen so lange umgehen muß, als noch ein Marmorstein auf dem andern steht.

„Die Fremden beklagen sich über die Habsucht des Alten,“ sagte mein Begleiter, als wir in die Galerie eingetreten waren, deren Thür uns der Custode mit demüthigem Bückling öffnete. Diese Devotion, glaub' ich, galt dem geistlichen Gewande des Abbate, des nun einmal in der allerchristlichsten Stadt mehr respectirt wird, als ein Fürstenmantel. „Diese Klagen wiederholen sich so oft, daß ich sie für wahr halten muß, und dennoch kann ich den hinfälligen alten Mann nicht schelten. Er hütet die Schätze

seiner machtlosen Gebieter, als wären sie eine wunderschöne gefangene Prinzessin, und für diese aufopfernde Treue, die kaum Einer unter Hunderten von den vielen gedankenlosen Besuchern zu würdigen versteht, läßt er sich nach hergebrachter Dienersitte bezahlen."

Man sieht es den hohen Sälen an, daß der Glanz des Hauses verblichen ist. Sie sind außer den Gemälden völlig schmucklos; kaum ein paar Sessel mit verblichenen Sammet- oder Seidenüberzügen stehen zerstreut zwischen den schwärzlich-braunen Goldrahmen der Gemälde. Die Fenster sind bestäubt, die Scheiben von Regenschauern und Staubwirbeln getrübt. Nur auf die Erhaltung der Gemälde selbst ist die größte Sorgfalt verwendet. Ueber diesen wacht das lebhafte Auge des alten Custode, sie pflegt er wie seiner Obhut anvertraute Kinder. Man sieht und hört es ihm an, daß er stolz darauf ist, Hüter so seltener, so kostbarer Schätze zu sein.

Die Galerie Sciarra enthält nur vier Säle, von denen einer, der zweite, ganz mit Landschaften angefüllt ist. Ich kann in diesen Blättern nur Skizzen geben und beschränke mich auf Anführung weniger Gemälde, zu denen mich auch unverweilt der Abbate führte.

„Da haben Sie ihn in seiner ganzen unnachahmlichen Herrlichkeit!" rief er aus, indem er auf den „Violinspieler" von Raphael zeigte. Das Gemälde ist so einfach groß,

daß man alle Beschreibung wohl unterlassen muß. Nur wer die göttliche Macht besäße, die Seele dieses unvergleichlichen Gemäldes, die selbst in den besten Copien total fehlt, seinen Worten einzuhauchen, dürfte eine Schilderung desselben wagen.

Auf gleicher Stufe künstlerischer Vollendung stehen „die Spieler" von Caravaggio, nur ist in dieser Gruppe mehr dramatisches Leben, als in jener einzigen schwärmerischen Gestalt, mithin ein Anhaltepunkt für den Schilderer. Wir sehen drei Männer in reicher Tracht um einen Tisch sitzen. Sie spielen Karten. Einige der Glücksblätter liegen auf der Tafel und ohne Zweifel hat der verschmitzt lächelnde Schalk, der seine noch übrigen Karten hinterrücks verbirgt, ausgespielt. Der ihm gegenüber Sitzende erhebt halb warnend halb drohend die behandschuhte Hand. Wahrscheinlich ist die Reihe des Zugebens an ihm und er überlegt noch, wie er sich aus der Klemme ziehen soll. Der Dritte zwischen den Beiden mitten inne Sitzende sieht in tiefes ernstes Nachdenken versunken in sein Spiel. Ein wunderbares Leben beseelt die Gruppe dieser drei Spieler, über die alle Gluth der Leidenschaft, Erwartung, Furcht, Spannung in reizender Anmuth ausgegossen ist.

Als einen dritten Schatz dieser Sammlung zeigte mir der Abbate ein Gemälde von Leonardo da Vinci: „die Bescheidenheit und Eitelkeit". Es sind blos zwei

Frauengestalten, die eine züchtig verhüllt, die andere mit Blumen in der Hand und funkelnden Diamanten im reichen Haar. Sie trägt den schönen Busen entblößt, das übermüthige Lächeln ihrer Lippen spottet der Ermahnungen, die ihr die Freundin mit warnend erhobenem Finger zuruft.

„Nicht wahr," sagte der Priester, „wenn man diese beiden Weiber eine Zeit lang betrachtet, könnte man Lust bekommen, über Beider Leben eine ganze Reihe von Novellen zu schreiben! Es würde freilich schwer sein, bei Schilderung der Eitlen nicht indiscret zu werden. Da nun aber doch die Galanterie nicht erlaubt, von schönen Damen Schlimmes zu sagen, räth uns die Klugheit, über sie zu schweigen."

„Wer ist der Schöpfer dieser beiden Magdalenen?" unterbrach ich den schalkhaft Lächelnden, mich zu zwei großen Gemälden wendend, „die einander so ähnlich und doch so merkwürdig verschieden sind?"

„Beide sind Werke von Guido Reni," sagte der Abbate. „An ihnen können wir lernen, wie ein großer Künstler einen und denselben Gegenstand in zweimaliger Behandlung ganz verschieden auffaßte. Diese hier, deren nackter Oberkörper nur von den goldenen Wellen des reichen blonden Haares durchsichtig verschleiert wird, während das sehnsüchtige Auge Verzeihung flehend zu dem herab=

schwebenden Engel aufblickt, soll der Künstler zuerst gemalt haben. Er war nicht zufrieden mit seiner Arbeit, die ihm die Buße der schönen Sünderin zu wenig auszudrücken schien. So entwarf er denn ein zweites Gemälde, ähnlich dem ersten, nur bekleidete er die Büßende gänzlich, und ich gestehe, daß ich dieser Auffassung den Vorzug gebe. Die Wurzeln auf dem Stein neben ihr zeigen an, daß sie allen Freuden der Welt entsagt hat und dem Bedürfniß der Kreatur nur so weit nachgibt, als die thierische Natur es verlangt."

Zwei Gemälde von Tizian, von denen das eine ihn selbst mit seiner Familie, das andere ein schönes Weib darstellt, die in ihren prächtigen Locken wühlt, während die Linke ein Schmuckkästchen hält, dürfen wohl auch noch zu den Schätzen dieser auserwählten Sammlung gezählt werden.

„Wer mag uns schelten," sagte der Abbate in liebenswürdigster Laune, „daß wir unsere Stadt lieben, die nicht allein der Sitz des ächten Christenthums, sondern auch die hohe Schule aller wahren Kunst, ihre Hüterin und Pflegerin ist? Ich spreche es laut aus, daß ich stolz bin, ein Römer zu sein!"

19.

Die Zeit meines Aufenthalts in Rom geht rasch zu Ende und noch habe ich vielleicht nur den zehnten Theil dessen gesehen, was es Bedeutendes hier gibt. Jeder Tag enthüllt neue Schätze, jede Stunde macht den Wunsch längeren Verweilens rege und erschwert den Abschied. Dies nöthigt zur Beschränkung. Eindrücke von bleibender Dauer sich zu verschaffen muß unter solchen Umständen Hauptaufgabe des Reisenden sein, und solche Eindrücke verschafft am sichersten wiederholtes Durchwandern der wunderbaren Stadt.

Eigenthümlich sind Rom seine großartigen Wasserleitungen, die in solcher Gestalt wohl einzig in der Welt sein mögen. Auf und zwischen unbedeutenden kahlen Hügeln gelegen, an einen Strom gebettet, der seine schmuzig gelben Wellen in starken Krümmungen durch die Stadt dem Meere entgegenrollt und sie dadurch in zwei ungleiche Hälften theilt, von denen die westliche am Fuß des Janiculus sich hinziehende den besondern Namen Trastevere — über der Tiber — führt, litt sie von jeher Mangel an trinkbarem Wasser. Und dennoch ist Rom die am reichsten mit dem köstlichsten, gesündesten Quellwasser versorgte Stadt. Diese Wohlthat verdankt sie ausschließlich den grandiosen Wasserleitungen, die fast sämmtlich der vorchristlichen Zeit ihre Entstehung verdan-

ken. Man zählt ihrer noch heut neun, von denen sechs mehr oder minder zerstört mit ihren malerischen Trümmern einen Hauptschmuck der Campagna ausmachen.

Die großartige Idee, die mehr und mehr anwachsende Riesenstadt mit gesundem Quellwasser zu speisen, da das sumpfige Terrain auch schon in den Zeiten des Alterthums ihre Bewohner mit verheerenden Krankheiten bedrohte, wurde zuerst unter dem Censor M. Appius Caecus im Jahre der Stadt 442 zur Ausführung gebracht. Anfangs begnügte man sich mit unterirdischer Zuführung von Quellwasser, eine Einrichtung, die unsern Röhrleitungen ziemlich entsprochen haben mag. Vierzig Jahre später erst ward der sogenannte Anio vetus angelegt, der sich in einer Ausdehnung von über 200 Schritte über der Erde fortzog und in seiner ganzen Länge 20 Miglien weit nach Rom geleitet ward. Die Quellen, die ihn speisten, lagen noch weit hinter Tibur (dem heutigen Tivoli). Nur geringe Ueberbleibsel, diese aber von festester Structur, sieht man noch vor der Porta maggiore.

Q. Marcius Rex, Prätor im Jahre der Stadt 608, ward der Gründer der nach ihm benannten Aqua Marcia, die in gewaltigen aus Quadern aufgeführten Bogen gegen sieben Miglien weit über die Flächen der Campagna fortlief. Von ihr, so wie von der Aqua Tepula sind noch

Trümmer vor Porta S. Lorenzo und Porta maggiore vorhanden.

Die Aqua Julia aus dem Jahre 719 von M. Agrippa herrührend, schwang sich 11 Miglien weit zum Theil auf Bogen nach der Hauptstadt. Aqua Virgo (jetzt a. virgine genannt), ebenfalls von M. Agrippa begründet, ward 733 angelegt. Es ist dieselbe, die noch heutigen Tages dem schönsten Brunnen Rom's, der berühmten Fontana Trevi, ihre schäumenden silberklaren Gewässer zuführt.

Die längsten aller Wasserleitungen waren Aqua Claudia, 45, und Anio novus, 62 Miglien lang, beide vom Kaiser Claudius 789 erbaut. Ihre Trümmer verlieren sich vor Porta maggiore in die Campagna.

Alle jetzt genannten kommen aus Süd und Südost von den Albaner- und Sabiner-Gebirgen. Nur eine einzige, Aqua Trajana, jetzt unter dem Namen Aqua Paola bekannt, weil sie Paul V. restauriren ließ, lief längs der Via Aurelia nach dem See Bracciano, dem alten Lacus Sabatinus. Sie ergießt ihre mächtigen Wassermassen durch fünf gewölbte Thore auf den Höhen des Janiculus in ein Marmorbassin und speist einen der Riesenspringbrunnen auf dem Petersplatze.

Endlich erbaute Alexander Severus die Aqua Alexandrina 230 nach Christus und der herrschgewaltige Sixtus V. stellte die Aqua Fovia unter dem Namen der

Aqua felice wieder her, die Quirinal und Viminal noch heut auf's reichlichste mit Wasser versorgt.

Zur Zeit ihres Bestehens sollen diese Wasserleitungen zusammen der Stadt täglich 800000 Tonnen Wasser zugeführt haben.

Ungeachtet der Zerstörung von zwei Dritttheilen dieser Aquädukte ist Rom auch heutigen Tages noch eine wasserreiche Stadt zu nennen. Auf allen Straßen und öffentlichen Plätzen, bei Thoren und Kirchen, auf Spaziergängen, an Villen und Foren — überall hört man Brunnen plätschern, Fontainen rauschen, und die kristallreine Fluth dient dem Volk gleicherweise zum Genuß, wie zur Kühlung. Zu jeder Tageszeit sieht man die vorzüglichsten von Gruppen wasserholender Mädchen mit ihren antik geformten schönen Krügen, von plaudernden Verliebten und von müssigen Bettlern umgeben. In der Nacht dienen sie heimathlosen Herumstreichern zur Ruhestätte. Der sprudelnde Wasserstrahl singt den Sorglosen ein melodisches Wiegenlied und lullt sie ein in beglückende Träume.

Wir, die wir einen kälteren Himmelsstrich bewohnen, haben keine Vorstellung von dem hohen Reiz solcher ewig rauschender Brunnen. Die Phantasie ist bei uns durch geschmackvolle Bassins nicht eben verwöhnt; wir sind schon erfreut, wenn uns die weisen Väter der Stadt mit Plumpen beglücken, die zu gleicher Zeit als Laternenträger be-

nutzt werden können. Was ein wirklicher Brunnen mit lebendigem Wasser sei, das wissen wir nicht, das ahnen wir nur dunkel.

Hier in Rom wird uns dies auf einmal klar. Es überrascht uns, wie ein unerwartetes Glück. Die Märchen des Orients, von denen wir in der Jugend so viel Wunderbares, Phantastisches, die Seele Berauschendes gelesen, scheinen sich verwirklichen zu wollen, und wir möchten ein Volk beneiden um den heitern Schönheitssinn, der auch die alltäglichen Beschäftigungen, die gewöhnlichsten Verrichtungen mit so viel Poesie zu umgeben wußte.

Wenn bei uns ein Mädchen Wasser holt, so geht es mit den zwar praktischen, aber geschmacklosen Holzkannen zum häßlichen Ziehbrunnen oder Röhrtroge. Es denkt dabei an weiter nichts, als an das prosaische Geschäft und gibt sich ganz und gar keine Mühe, es weniger prosaisch zu machen. Ich will nicht behaupten, daß die römischen Mädchen im Allgemeinen poetischere Naturen seien, mehr angeborenen Sinn aber für harmlosen Genuß des Schönen, des Poetischen haben sie bestimmt, und weil ein Instinkt für das Reizende, Gefällige, für anmuthige Bewegungen, kurz für das Plastische sie beseelt, so treiben sie das an und für sich höchst gemeine Geschäft des Wassertragens mit bewundernswürdiger Grazie. Man könnte die meisten dieser schlanken hohen Gestalten mit den ma=

jestätisch blickenden Augen für Königstöchter halten, die zu ihrem Vergnügen Wasser schöpfen gehen.

Einen Genuß eigenster Art gewährt der Anblick dieser rauschenden Brunnen zur Nachtzeit. Ich habe schon wiederholt ausgesprochen, daß Rom bei Nacht dem Rom bei Tage nicht ähnlich sieht, und daß die ewige Stadt im weich dämmernden Silberglanz des Mondes einem erhabenen Gedicht gleicht, das man mit immer größerem Entzücken wieder und wieder lesen kann. Römische Nächte sind daher die Blüthe römischen Lebens, und wer nicht viele Male bei Sternenschein und Mondenglanz die moderne Stadt der Paläste und das unermeßliche Trümmerfeld, das sie auf drei Seiten umgibt, kreuz und quer durchwandert hat, der kennt Rom nicht, der hat nie in den geheimsten Reizen dieser Königin der Welt geschwelgt.

Drei Abende habe ich dazu benutzt, die berühmtesten Brunnen der ewigen Stadt zu besuchen und mir von ihnen ihre geheime Geschichte erzählen zu lassen. Diese nächtlichen Streifereien gehören zu meinen glücklichsten Erinnerungen. Einsamkeit ist bei solchen Expeditionen nicht zu empfehlen, denn die Straßen der allerchristlichsten Stadt wimmeln noch immer, wenn nicht von Mördern, doch von Beutelschneidern, und ehe man sich's versieht, kann man mit leerer Tasche, ohne Rock und Hut sich auf den breiten Stufen einer Kirche liegen sehen und hinlänglichen

Grund haben zu dankendem Stoßgebet. Auch die geschickte Handhabung des Dolches hat der zornige Römer noch nicht verlernt, obwohl auf dergleichen unerlaubtes Waffenspiel Galeerenstrafe steht. Man sieht, daß er selbst nach drittehalbtausendjährigem Nachdenken noch immer nicht der alten angestammten Neigung Herr geworden ist, die den tapferen Gründer Rom's Anwartschaft gab auf den doppelten Ruhm eines Helden und Räubers.

Gewöhnlich findet sich eine Gesellschaft Deutscher in irgend einer der vielen national-römischen Osterien in den Abendstunden zusammen. Der gesuchteste Sammelplatz ist die Columbella hinter dem Pantheon. Wer Lust hat, wilderes römisches Leben zu sehen, muß die Facchinokneipe aufsuchen oder, was noch mehr zu empfehlen ist, sich in einer Weinschenke von Trastevere niederlassen. Dort findet er die übermüthigen, kecken, verliebten, trink- und tanzlustigen Eminenti mit ihren gleich kecken und heißblütigen Geliebten, und, je nach den Umständen, auch „Händel von der ersten Sorte". Doch ist es dem Fremden leicht, alles Ungemach von sich fern zu halten, wenn er sich nicht in die Stänkereien der Herren Trasteveriner mischt und die feurigen schönen Töchter dieses volksthümlichen Stadttheiles nur aus der Ferne bewundert. Schon zärtliche Blicke werden unfreundlich aufgenommen, zärtliche Worte im glücklichsten Falle mit Faustschlägen, im

unglücklichsten mit Dolchstichen erwiedert. Die römischen Stutzer aus dem Volke wissen, wozu sie eine Schärpe tragen.

Unter anregenden Gesprächen über Kunst und Alterthum, dem süßen Weine bei Gesang und Scherz munter zusprechend und die glückliche Gegenwart mit heiterm Geist und frischem Sinn sorglos genießend, naht sich die gefürchtete und gehaßte Stunde, die wir ordnungliebenden Deutschen mit dem so respectvollen Worte „Polizeistunde“ bezeichnen. Der Respect vor Gesetz und Obrigkeit sitzt uns so tief im Fleische, daß wir selbst hier im freien Rom — denn freier und ungenirter kann der Fremde nirgends leben als unter den Schrecken der tausendmal vermaledeiten Hierarchie — die heimische Sitte nicht vergessen können und unwillkürlich, mechanisch die Uhr ziehen. Zeigt sie die fünfte Stunde der Nacht, die unserer Nachtwächter- oder Polizeistunde so ziemlich entspricht, so wird aufgebrochen, nicht aber, um als bedächtige Philister gemächlich heim zu schlendern, sondern um als freie Söhne der Zeit die alte Stadt der Cäsaren singend zu durchwandern.

Im gesitteten Deutschland hätte man uns wegen so lauter Störung der Nachtruhe jedenfalls auf die Wache gebracht. In Rom lauern derartige Fatalitäten nicht im Hintergrunde. Das segensreiche Institut der Nachtwächter kennt man weder hier noch in irgend einer andern Stadt

des schönen Welschland, und die Polizei ist so verständig, des Nachts zu schlafen und sich um das, was bei uns zu Lande Gassenskandal heißt, nicht zu kümmern. Singen und andere Zeichen harmloser Lustigkeit sind daher in der Stadt der Städte nicht verboten und wir thaten uns nicht wenig darauf zu Gute, daß wir als Fremde, als Barbaren aus dem eisigen Norden wie sieggekrönte Eroberer kreuz und quer durch die Straßen Rom's ziehen und nach Herzenslust unsern Jubel auslassen konnten. Deutsche Lieder hört man fast alle Nächte und nicht selten sieht man die abenteuerlichen Gestalten der Piferari, die unter Portalen und Kirchthüren der Nachtruhe pflegen, aus ihrem Versteck hervortreten und den ihnen fremdartig tönenden Melodieen lauschen. Leider scheinen unter diesen Naturvirtuosen keine sehr großen musikalischen Genie's zu sein, sonst müßten sie längst einige deutsche Lieder auf ihren unvollkommenen Instrumenten stümperhaft nachspielen können.

Unser lustiges Häuflein schweifte am ersten Abende hinüber nach Trastevere. Dem Springbrunnen auf dem kolossalen Petersplatze galt unser nächtlicher Zug. Die Nacht war so still und klar, daß wir auf der mondbeschienenen Seite der Straßen bequem hätten lesen können. Die hohen finstern Häuser, nur hie und da von irrenden Lichtflämmchen erhellt, contrastirten seltsam mit dem Lebensfeuer, das in uns loderte. Wir waren so ziemlich die

einzigen Wanderer in den vom Corso entfernteren Straßen. Nur auf der langen Ripetta, wo viele Fremde wohnen, machte sich größere Lebendigkeit bemerkbar. Ab und zu rollte ein Wagen über das glatte gewürfelte Pflaster.

Schweigend überschritten wir die Engelsbrücke, um nicht die päpstlichen Wachen vor den geschlossenen Thoren der Festung in ihrer Ruhe zu stören. Der Borgo war wie ausgestorben, mit des Mondes Silberlicht bestreut bis zur Einmündung in den Petersplatz. Als wir diesen ungeheuern Raum, umarmt von den Säulengängen Sanct Peters, die mir nie imposanter erschienen waren, erreichten, blieben wir vor dem Anblick, der sich uns darbot, wie verzaubert stehen. Beide Fontainen schleuderten ihre Wassermassen in zwei flimmernden Schäften 60 Fuß hoch in die Luft. Der Luftzug riß funkelnde Nebelwolken von den jäh emporschießenden Strömen ab und trieb sie, aufgelöst in Millionen feurig glühende Diamanten, gegen die hohe Fronte der Peterskirche. Die Gipfel beider Wasserstrahlen glichen zwei kolossalen silberweißen Rosen, die in unabläßigem Spiel ihre blendend hellen Blätter bald öffneten bald schlossen. Der leere große Platz, die massenhaften Gebäude der Kirche mit ihrer gewaltigen Kuppel, die feierliche Stille der Nacht und das melodisch tönende Rieseln, Plätschern und Rauschen der zerflatternden Wassersäulen erschütterten mich bis in's innerste Mark. Mir

war es, als sei ich dem Schöpfer näher wie gewöhnlich, als schreite der Weltgeist selbst verhüllten Hauptes über die Erde und seine Engel stimmten ein Hosianna an zu seinem Preise.

Unser nächstes Ziel war die Acqua Paola, auch Fontana Paolina genannt. Bis dahin ist es ein weiter Weg vom Petersplatze aus. Man muß Trastevere seiner ganzen Länge nach durchschneiden und dann hinaufsteigen zum Gipfel des Janiculus, auf dessen piniengekröntem Haupte sich das schon erwähnte Wasserbassin befindet. Seine jetzige Gestalt verdankt es Paul V., der es im Jahre 1612 aus Tempeltrümmern des nach Nero benannten Forums erbauen ließ. Wir sind so gewöhnt an kleinliche, subtile Anlagen, daß wir uns wirklich recht zwergenartig vorkommen, wenn uns in so großem Styl gedachte und ausgeführte Werke entgegentreten. Ueberhaupt schrumpfen alle unsere Bauwerke mit Ausnahme jener gothischen Kirchen, die die religiöse Begeisterung des Mittelalters schuf und die als unvergängliche Gedichte aus Stein gehauen auf die Nachwelt gekommen sind, in Nichts zusammen gegenüber den architektonischen Schöpfungen der Italiener. Man wende mir nicht dagegen ein, daß alle übrige Civilisation zurückgegangen sei und seit Jahrhunderten brach liege in Italien. Ein solcher Einwand würde eine Ungerechtigkeit sein gegen dieses zwar tief erniedrigte, aber nicht erdrückte

Volk. Den schöpferischen, dem Großen erschlossenen Geist der Nation konnte weder politische noch klerikalische Tyrannei erdrücken. Er brach sich immer von Neuem Bahn und was er schuf, das trägt den Stempel der Erhabenheit, das zeugt von Adel des Geistes, von Größe des Herzens. Zugegeben, daß Prunksucht einigen Theil haben mag an den vielen grandiosen Prachbauten, die man in zahlloser Menge in diesem Lande findet, der Prunksucht allein wäre es nicht möglich gewesen, so viele erhabene Paläste, Kirchen und Tempel zu errichten. Das konnte nur das Gefallen am Schönen, die poetische Seele, die ein Erbtheil dieser glücklich begabten Nation ist.

Rom schlummerte unter dem Sternenmantel, den die Nacht über seine braungelben Häusermassen breitete. Eine dünne Nebelschicht lag über der ungeheuern Stadt und dehnte sich aus bis an den Fuß der Gebirge, die ihre schön geformten Felsenhäupter wie stahlblaue Helme gen Himmel hoben. Auf der Campagna brannten einzelne Feuer, die fernen Abruzzen leuchteten weiß, gleich silbernen Wällen durch die Nacht. Glockengeläut, das in Rom nie ganz verstummt, und Hundegebell scholl zu uns herauf. Die Wasser der Paolina brausten schäumend wie Katarakten in das tiefe Bassin, auf dessen Rande wir saßen, im Anschaun der Stadt verloren, die die ungeheuersten Welt-

geschicke überdauert hat und aus hundert Toden immer zu neuem mächtigen Leben sich erhob.

Erst nach Mitternacht kehrten wir über den Ponte Sisto, geistig gestärkt und erhoben, zurück in die schweigende Capitale.

Auf einer zweiten Wanderung verweilten wir am längsten bei der Fontana di Piazza Navona. Der so genannte Platz ist der größte in Rom, ein kolossales Oblong. Er nimmt den Raum ein, wo im Alterthume die solennen Pferderennen gehalten wurden. Gegenwärtig schmücken ihn drei Brunnen und ein Obelisk. Im August pflegen sich die Römer das Vergnügen zu machen, ihn in einen See zu verwandeln. Zu diesem Behufe werden die auf ihn mündenden Straßen geschlossen, worauf man ihn unter Wasser setzt und zum Ergötzen des Volkes auf Kähnen lustige Feste hält. Mit der berühmten Regatta in Venedig mögen sich diese freilich nicht vergleichen lassen.

Der hier befindliche Brunnen rührt von Papst Innocenz X. her. Er hat die Form eines Felsens, aus dem sich vier brausende Ströme in einen umfangreichen Wasserbehälter ergießen. Auf dem Felsen steht ein kleiner Obelisk von rothem Granit, der jedoch nicht ägyptischen Ursprungs, sondern ein Werk römischer Künstler ist. An dem Bassin sind die vier Hauptströme der Erde sinnbildlich dargestellt — Donau, Ganges, Nil und Laplata. Ein Roß und

ein Löwe treten aus dem Felsen hervor. Dieser sinnreich erfundene Brunnen ist des Nachts belebter als andere, da er mitten in dem volkreichsten Theile der Stadt liegt. In heitern Mondnächten hört man hier Guitarrenspiel und Liederklang und ein sinnlich-heiteres Volksleben treibt sein neckisches Wesen auf der geräumigen Weitung.

Schwüle Sciroccoluft ließ uns die kühlen Decembertage vergessen und versetzte uns zurück in die heißen Sommermonate des nördlichen Deutschlands. Leichte Wolken jagten über den Mond, hinter den dunkeln Kuppen des Albaner Gebirges zuckten blaßrothe Blitze. Es war der vorletzte Abend, den ich für diesmal in Rom verleben sollte. Als es stiller ward auf den Straßen, trat ich, nur von Wenigen begleitet, die der ewigen Stadt gleichfalls Lebewohl sagen wollten, meine letzte Nachtwanderung durch die stiller werdenden Straßen an.

Ueber den Monte Cavallo, an den Kolossen der Pferdebändiger und dem Quirinal vorüber, gingen wir nach den Bädern des Diocletian. Hier ergießen sich die Wasser der Acqua Felice, so genannt von ihrem Wiederhersteller Sixtus V., der als Mönch Bruder Felix hieß, in ihre Reservoirs. Die Gestalt Moses, der mit seinem Stabe Wasser aus dem Felsen lockt, eine gelungene Sculptur von Prospero da Brescia, lehnt an dem geschmackvollen Brunnen. Diese schon etwas entlegene Gegend Roms an

dem weiten Platze hat etwas Wüstenartiges, namentlich zur Nachtzeit, allein gerade diese stille Oede, aus der man nur hie und da gesprengte Mauerbogen der zerstörten Kaiserbäder in die Luft starren sieht, macht einen gewaltigen Eindruck und läßt uns die große Wohlthat, lebendige Quellen in solchem wüsten Raume sprudeln zu hören, tiefer empfinden.

Von eigenthümlicher Wirkung ist ferner die Fontana Barberina, zwischen Monte Pincio und dem Quirinalischen Hügel auf der Piazza Barberini, dem Forum der Flora im Alterthum, gelegen. Bernini, dessen Kunstgeschmack nicht immer zu loben ist, hat ihn geschaffen. Ich finde die Idee reizend. Vier Delphine tragen einen kolossalen Triton, der mit beiden Händen eine Muschel an den Mund hält, das Haupt weit rückwärts beugt und mit vollen Backen einen hohen Wasserstrahl aus der Muschel in die Luft bläst. Wie einen dünnen Strahl weißen Feuers sieht man bei Mondschein schon von Weitem die Fontäne hoch emporsprudeln und in tausend glitzernde Funken zerstieben. Der Brunnen macht nicht das geringste Geräusch, da die Kraft des Druckes groß genug ist, um das Wasser so hoch zu treiben, daß es in feinsten Staub aufgelöst als nässender Nebel niederfällt. Das Becken ist bis zum Rande mit Wasser gefüllt, das von unterirdischem Feuer erleuchtet zu sein scheint. Gaukelnd steigt die silberne Röhre

aus der Muschel des Triton's auf, aber wie sehr man sich auch Mühe gibt, das Rauschen oder Rieseln zu hören, es bleibt geisterhaft still rundum. Unsichtbare Hände scheinen den Strahl in der Luft aufzufangen.

Der großartigste und schönste Brunnen Rom's ist die Fontana Trevi. Zu ihm, den ich fast täglich betrachtet hatte, lenkte ich jetzt in später Nachtstunde noch einmal meine Schritte, um mich am Anblick seiner sanft rauschenden Wasser zum letzten Mal zu erquicken. Die Römer nennen das Wasser Aqua Vergine, weil der Sage nach ein Mädchen es den durstigen Soldaten des Agrippa gezeigt haben soll. Man schreibt ihm eigenthümliche Wunderkräfte zu, wenn ein Fremder es unmittelbar aus den sprudelnden Marmorröhren trinkt. Wer solchem Genuß sich hingegeben, den, behauptet die Sage, soll es mit magischer Gewalt wieder zurückziehen nach Rom. Ich gedachte dieses schönen Aberglaubens, als ich die Wasser rauschen, die silbernen Bäche niederplätschern hörte in die ewig überschäumenden Muscheln, und voll süßen Glückes und innig stiller Seelenfreude, die mir die letzten an geistigen Genüssen so reichen Tage geschenkt, trank ich in langen langen Zügen aus der fesselnden Zauberquelle. Addio, Roma! Ich will nun sehen, ob sich an mir die Kraft deines Wassers bewähren wird.

II.

Die Thermen des Diocletian, Titus und Caracalla.

Von allen Prachtbauten des alten Rom waren unstreitig die Thermen der verschiedenen Kaiser die umfangreichsten, mit allem erdenklichen Raffinement des auf's Höchste gesteigerten Luxus ausgestattet. Die Republik kannte sie noch nicht, erst mit dem Verfall republikanischer Sittenstrenge, mit dem Anwachsen der kaiserlichen Macht, der Uebersiedelung asiatischer Wollüste in die Hauptstadt der Weltherrscher begannen die Großen Rom's, vorzugsweise die Kaiser, Thermen zu erbauen. Ihre Anzahl mag in den blühendsten Jahrhunderten der kaiserlichen Macht sehr bedeutend gewesen sein. Geschichtlich lassen sich Ueberreste von Thermen des Augustus, Nero, Titus, Trajan, Commodus, Caracalla, Alexander Severus, Philippus, Diocletian und Constantin nachweisen, ohne diejenigen mitzuzählen, die von reichen Privatleuten erbaut wurden.

Unsere Bäder entsprechen diesen Thermen der römischen Kaiserzeit in keiner Weise, wie sich denn überhaupt weder vor noch nach der Herrschaft der Cäsaren Einrichtungen ähnlicher Art möchten auffinden lassen. Ungemessene Prachtliebe einerseits und die Absicht, der unbemittelten Masse des Volks ein Vergnügen, einen Genuß zu gewähren, den nur Reiche durch weite Badereisen, die im Alterthum so gut Sitte waren, wie bei uns, sich verschaffen konnten, mögen diese Bauten hervorgerufen haben. Die Thermen waren nämlich Jedem zugängliche, öffentliche Bäder, wodurch sie sich streng von den balneae unterschieden, die nur von ihren Besitzern benutzt wurden. Weshalb man sie grade Thermä nannte, ist schwer zu entscheiden, da nicht blos warm, sondern auch kalt in ihren Räumen gebadet wurde.

Die noch vorhandenen Trümmer der genannten drei Kaiserthermen lassen uns selbst in ihrer Zertrümmerung die Pracht, den Reichthum und die ungeheure Verschwendung ahnen, womit diese Complexe von Portiken, Peristylen, Galerien, offenen und geschlossenen Räumen, Conversations- und Lesezimmern und unermeßlichen Sälen ausgeschmückt waren. Der Raum, welchen die Thermen des Diocletian auf dem Viminalischen Hügel einnahmen, umfaßt gewiß zwei Drittheile der innern Stadt Leipzig. Es waren die größten Thermen Rom's mit dreitausend

Badezimmern und über dreitausend Marmorsitzen. Zur Unterhaltung und Belehrung der Besucher gab es in diesem Prachtgebäude außer einer Gemäldegalerie die Ulpische Bibliothek, die früher zum Forum des Trajan gehörte. Die Zahl der im sechzehnten Jahrhundert hier aufgefundenen Säulen beläuft sich auf etwa zweihundert, die beim Bau moderner Paläste wieder verwendet wurden.

Aus den verhältnißmäßig geringen Ueberresten läßt sich deutlich die Grundform des riesenmäßigen Gebäudes erkennen. Es bildete ein Viereck, dessen Fronte dem Morgen zugekehrt war und auf beiden Seiten in mächtigen Rundbauen endigte. Aus den leidlich erhaltenen Trümmern des einen dieser Rundbaue hat man die Kirche San Bernardo geschaffen. Den am besten erhaltenen Theil des in der Mitte der Thermen gelegenen Gebäudes, welcher nach den Vermuthungen der Antiquare den größten Saal, vielleicht die Pinakothek enthielt, benutzte Michel Angelo Buonarotti auf Befehl Pius IV. zur Erbauung der sehenswerthen Kirche Santa Maria degli Angeli. Als Curiosum sei hierbei bemerkt, daß sich im Schiff dieser Kirche der Meridian befindet, nach dem die Uhren Rom's gestellt werden. Von den sechzehn kolossalen Säulen aus ägyptischem Granit, welche das Querschiff der in Form eines griechischen Kreuzes erbauten Kirche bilden, hat man acht an derselben Stelle gelassen, wo man sie vorfand.

Während der Erbauung dieses Gotteshauses bemerkte man unter den Ziegeln, die aus dem Gemäuer der Thermen wieder benutzt wurden, viele mit dem Zeichen des Kreuzes versehene, woraus sich die Sage bildete, daß 40000 Christen zur Aufführung dieser kaiserlichen Prunkhallen gezwungen worden seien.

Die Thermen des Titus bedecken mit ihren Trümmerresten einen ansehnlichen Theil des Esquilinischen Hügels und der Abhänge desselben. Leider sind sie dergestalt mit Schutt später ebenfalls zertrümmerter Bauwerke bedeckt, daß man ihrer nicht eher ansichtig wird, als bis man in ihre unmittelbare Nähe gekommen ist.

Der Custode, ein unterrichteter und sehr gefälliger Mann, behauptet, Titus habe seine Thermen auf dem berühmten goldenen Hause des Nero erbaut, dessen Prachtgemächer er zu diesem Behufe habe verschütten lassen. Wenn man die wenigen zugänglich gemachten Corridore und hohen schmalen Zimmer durchwandert, kommt einem allerdings der Glaube in die Hände, daß hier rohe Barbarei auf unverantwortliche Weise künstlerisch ausgeschmückte Hallen mit Steinen und Erde angefüllt habe, nur wollen gelehrte Forscher nicht zugeben, daß Titus Schuld an dieser Verwüstung sei, vielmehr suchen sie darzuthun, daß die zum großen Theil noch heut mit Schutt angefüllten Gemächer eben für die Ueberbleibsel der Thermen jenes

Kaisers zu halten seien. Wahrscheinlich stießen hier die gewaltigen Bauten mehrerer Kaiser an einander, die von den Verheerungszügen der Barbaren im Laufe der Jahrhunderte sämmtlich zerstört wurden.

Man betritt die wenigen feuchten und finstern Gemächer mit Fackeln, um die höchst zierlichen und geschmackvollen Malereien, womit Wände und Wölbungen bedeckt sind, so gut es bei spärlicher Beleuchtung möglich ist, betrachten zu können. Die Farben sind trotz der Feuchtigkeit, die von dem obern Erdreich durchsickert, doch wunderbar frisch erhalten, am schönsten das berühmte Gemälde welches den Abschied Coriolans von seiner Mutter darstellen soll. Die Fußböden waren mit Marmor belegt, von denen hie und da noch Spuren vorhanden sind. Auch Stümpfe zerbrochener Säulen stehen noch in einem vorderen Gemach auf ihren Unterlagen. Ein Erdgeschoß von geringer Höhe hält man für ein Gemach, wo sich Oefen zur Heizung befanden. Im Ganzen findet die Schaulust des Wißbegierigen hier nur geringe Befriedigung, selbst eine deutliche Vorstellung von der Construction des Baues ist nicht zu gewinnen, da ein verhältnißmäßig nur sehr geringer Theil aufgegraben worden ist.

Außerhalb der eigentlichen Thermen entdeckte man eine christliche Kapelle mit einem Bilde, das aus den Zeiten des tiefsten Verfalls der Kunst herzurühren scheint.

Es ist jetzt so verwischt, daß sich fast gar nichts mehr darauf erkennen läßt. Interessanter war die Auffindung eines christlichen Kalenders, wovon der Custode eine treue Abbildung den Besuchern zeigt.

In einem der schmalen Gänge sieht man noch heutigen Tages eine antike Inschrift, die seltsam genug lautet. Sie erscheint mir in sofern bedeutungsvoll, als man aus ihr lernen kann, daß schon die alten Römer die Unart ihrer spätesten Enkel theilten, denen ebenfalls kein noch so edles und prachtvolles Gebäude heilig genug ist, um es vor Beschmuzung zu schützen. Diese Inschrift lautet wörtlich:

„**Duodecim Deos et Deanam et Jovem Optumu(m) Maxumu(m) iratos habeat quisquis hic minxerit aut cacarit.**“

In Verbindung mit diesen Thermen und wahrscheinlich auch mit dem nahen zwischen Esquilin und Cölius gelegenen Amphitheater des Flavius, dem als Kolosseum bekannten Riesengebäude, standen die höher gelegenen Sette Sale — die sieben Säle. Diese großartigen Gewölbe liegen mitten in den Ackerfeldern einer Vigne und dienten zu Wasserbehältern, aus denen die Bäder, das Amphitheater und jedenfalls auch der prachtvolle antike Springbrunnen, die Meta sudans, von der jetzt nur noch eine unförmliche Ruine übrig ist, mit Wasser gespeist wurden. Es waren ursprünglich neun an einander stoßende

Gewölbe, unter sich durch schräge Thüröffnungen verbunden, damit sie einander das von oben zufließende Wasser mittheilen konnten. Noch jetzt sieht man an dem Sinter, der sich an den Wänden angesetzt hat, wie hoch ehedem das Wasser in ihnen stand. Gegenwärtig sind sie mit faulendem Stroh und Gartengeräthschaften angefüllt und verbreiten einen solchen mephitischen Gestank, daß einige Ueberwindung dazu gehört, sie zu betreten.

In der Nähe der Sette Sale fand man das unübertroffene Meisterwerk antiker Bildnerkunst, die Gruppe des Laokoon, eine Menge der schönsten Säulen und fünfundzwanzig Statuen.

Großartig, obwohl wegen der entsetzlichen Zerstörung nicht erfreulich ist der Anblick der Thermen des Caracalla an der berühmten Appischen Straße. Diese Ruinen sind die umfangreichsten des alten Rom und machen allein den Eindruck einer in Trümmer zerfallenen Stadt. Unter allen Bauten dieser Art müssen sie nach der reichen Ausbeute von kostbaren Kunstwerken, die sie lieferten, die prachtvollsten gewesen sein. Alle Wände dieses ungeheuern Gebäudes waren mit den kostbarsten Mosaiken, den seltensten Steinen bedeckt. Es gab kein Zimmer in ihm, dessen Fußboden nicht mit irgend einem kunstreich zusammengefügten Mosaik geschmückt gewesen wäre. Die herrlichsten Säulen, mit denen die Paläste des neuen Rom verziert

sind, entnahm man diesen opulenten Thermen. Man fand in ihnen Badewannen von den seltensten Steinarten, die von den christlichen Bewohnern Rom's später zu Aufbewahrung von Reliquien und Gebeinen Heiliger in den Kirchen aufgestellt wurden. Die beiden kolossalen Wannen von Granit, die jetzt eine Zierde des Farnesischen Platzes sind, die unvergleichlich schönen Urnen von grünem und eisenfarbigem Basalt, die man in den Sammlungen des Vatican bewundert, der Torso des Belvedere, der farnesische Stier, jetzt im Museo Borbonico in Neapel, sowie der farnesische Herkules, die Statue der Flora und eine Menge anderer Kunstwerke von unermeßlichem Werth, wurden aus den cyklopisch zerborstenen Mauern dieses immensen Gebäudes in die Museen gerettet.

Aus diesem Allen geht hervor, daß die Thermen der Kaiserzeit an Glanz und Pracht ihres Gleichen suchten und mehr zu heiterem Genuß für alle Stände als aus Utilitätsrücksichten von ihren Schöpfern erbaut wurden. Der stille Gelehrte, der sinnende Dichter fand hier ein gewünschtes Asyl, um ungestört vom Lärm der Welt seinen Gedanken, seinen Phantasieen und Träumen in den prachtvollsten Räumen nachhängen zu können. Sie waren eine hohe Schule der Kunst, der Gelehrsamkeit; sie enthielten schickliche Räume für die kräftige Jugend, um sich im Faust- und Ringkampf zu üben. Beschattete Plätze

gewährten heitere kühle Spaziergänge, und waren Geist und Körper durch Anstrengungen aller Art ermüdet, so standen für Jedermann Zimmer bereit, in denen er, je nach Lust und Neigung, die ruhebedürftigen Glieder durch stärkende Bäder erquicken konnte.

Den Römern der Kaiserzeit waren alle Raffinements des Badegenusses bekannt. Es gab kalte, laue, heiße und Schwitzbäder. Die Einrichtung derselben hat man ziemlich gut erhalten in den Thermen des Caracalla aufgefunden. Meistentheils waren die Badezimmer ohne Fenster und mußten mithin durch Lampen künstlich erleuchtet werden, eine Einrichtung, die man wahrscheinlich des heißen Klima's wegen, wo die Sonne mehr belästigt, als erquickt, den vom Tageslicht erhellten Zimmern vorzog. Die Badezimmer wurden von unten geheizt. Die Wannen standen mitten im Zimmer und waren gewöhnlich von sehr kostbaren Steinarten, von Porphyr, Granit 2c. Auch hölzerne Badewannen haben sich gefunden. Die Caracallischen Thermen, bei den Alten Antonianen genannt, enthielten nach den Berichten des Olympiodor **1600** Sitze aus polirtem Marmor!

Zum Lustwandeln, zu freundschaftlicher Zwiesprach für Bekannte und Freunde, vielleicht auch zu behaglichem Zuschauen Müssiger gab es mit Statuen prächtig geschmückte Portiken. Die Knäufe der Säulen und Simse

waren reich vergoldet, viele Wände mit Mosaiken von Lapis lazuli ausgelegt, die Decken mit bewunderungswürdigen Fresken verziert. Mosaik war überall angebracht, bald aus den zartesten bunten Steinen, bald aus buntfarbigem Glas, bald aus den seltensten Marmorarten. Innen und außen war dieser Complex riesenartiger Gebäude mit Säulen geschmückt, die großentheils, wie die Ausgrabungen zeigten, aus Porphyr und Giallo antico, aus rothem und grauem Granit und aus dem kostbarsten orientalischen Alabaster bestanden.

Man unterscheidet in diesen Thermen zwei Abtheilungen, eine innere und äußere. Nur das innere längliche Viereck erbaute Caracalla, die noch umfangreicheren Außenwerke rühren von Heliogabal und Septimius Severus her. Der innere unstreitig prunkvollere Bau enthielt die eigentlichen Badegemächer, von denen man noch heutigen Tages ziemlich gut erhaltene Ueberreste sieht. Es gibt hier geräumige muldenartige, aber flache Vertiefungen, ganz mit Mosaik aus quadratisch geschnittenen weißen Steinen bekleidet, die wahrscheinlich zum Gebrauch kalter Bäder dienten. Das größte Wunderwerk des kaiserlichen Rom, von dessen unermeßlicher Pracht die Künstler und Architekten jener Zeit entzückt waren und dessen überaus kühne Construction für unnachahmbar gehalten wurde, bildete die Mitte des innern quadratischen Gebäudes. Es war das

Tepidarium, Cella solearis genannt, der größte und glanzvollste Saal mit einer so kunstreichen Deckenwölbung, daß spätere Künstler sie für das größte Meisterwerk der Architektur erklärten.

All dieser Glanz aus den üppigsten Tagen des verschwenderischen alten Rom ist jetzt verschwunden. Eine leere, mit Schutt und zerbrochenen Marmorüberresten angefüllte Stätte, von thurmhohen rothbraunen zerspaltenen Riesenmauern umschlossen, starrt uns an. Kaum daß sich mit dem Grundriß in der Hand die ursprünglichen Formen der Gebäude erkennen lassen! Von all den Marmorhallen, den von Porphyrsäulen getragenen Portiken, den Exedren, den halbrunden Tribunen und den Peristylen sind nur schwache Andeutungen vorhanden. An den verstümmelten Treppen und den Fugen im Gemäuer, wo die Wölbungen eingesprengt waren, erkennt man, daß der Bau aus zwei mächtigen Gestocken bestand. Außer einer verschlossenen Zelle, die der beredte Custode öffnet, und in der noch mancherlei schöne Säulenknäufe, Stücke zerbrochener Statuen, Mosaiken und andere Kostbarkeiten aufbewahrt werden, umschließen diese grandiosen Trümmer jetzt nichts mehr als das Andenken an eine große Vergangenheit. Die Wuth der Elemente wird auch das jetzt noch Vorhandene nach und nach zerbröckeln und sie nach einigen Jahrhunderten dem gänzlich verwüsteten Trümmerfeld des Palatin

ähnlich machen. Nirgend, wie unter den Ruinen Rom's wird uns die erschreckende Wahrheit des Ausspruches „Sic transit gloria mundi!" einleuchtender, und die Gewißheit, daß auf dieser irdischen Scholle auch dem Glänzendsten kein ewiger Bestand gesichert ist, wirft über den entzückten Freudenblick unserer Seele den düstern Trauerflor der Schwermuth. Man kann unter diesen zerbrochenen und verschütteten Römerbauten, über deren bemoosten Gesteinen die schlanke Pinie ihren zierlichen Fächer ausspannt, in der Vorwelt Wundern schwelgen, glücklich aber und zufrieden wird man. hier nicht.

III.

Ein Stück Campagna. Der Lago de' Tartari. Die Villa Hadrians. Tivoli. Das Aquäductenthal. Die Cascatellen. Ursachen der Malaria.

Vor den Madonnenbildern flackerten die ewigen Lämpchen trüb im kühlen Morgenwinde. Blau und glänzend mit funkelnden Sternen gestickt hing der stille Novemberhimmel über den Kuppeln Rom's. Es war noch still auf der Via Sistina, die Boutiken der vielen Bildhauer, die hier wohnen, waren noch geschlossen, das Schreien der Marmorsägen, die hier immer in Thätigkeit sind, störte die heilige Morgenruhe nicht. Nur die kindlich-naive Melodie dreier Piferari, die auf Piazza Trinita de' Monti der Gottgebärerin mit abgezogenen Hüten ihren Morgengruß darbrachten und das ferne Geläut einiger Glocken verkündete das Erwachen des Tages.

Die spanische Treppe war noch von keinem Bettler belagert. Auch die malerischen Gruppen der Gebirgsbewohner, die sich am Tage regelmäßig hier einzufinden

pflegen, um sich von den Malern als Modelle anwerben zu lassen oder, schlägt diese einträgliche Speculation fehl, durch bewegliches Bitten Tribut von den Fremden zu erheben, fehlten in so früher Stunde auf ihrem Platze. Pfeifend schritt eine einsame Schildwache an der Treppe auf und ab. Sie mochte wenig zufrieden sein mit ihrem Posten, denn sie legte häufig das Gewehr an's Schilderhaus und hielt die Hände über ein daneben stehendes dunkelglühendes Kohlenbecken. Ich sage es ungern, aber es ist wahr, es hatte in der Nacht gereift. Rom's Dächer und Kuppeln waren weiß und funkelten ganz nordisch, als die Sonne hinter den Gebirgen Latiums heraufstieg.

Im griechischem Kaffeehause auf der Via de' Condotti, ehedem vielberühmt als Sammelplatz deutscher Künstler, gegenwärtig aber nicht mehr so häufig wie sonst von diesen besucht, erwarteten mich zwei Landsleute und ein heiterer Däne, mit denen vereint ich der Sibylle in Tivoli einen Besuch abstatten und ein paar Gewissensfragen an die gefürchtete Prophetin thun wollte. Unser Vetturin war ein pünktlicher Mann. Mit wohl verschlossenem Wagen und zwei kräftigen Pferden harrte er unser schon vor dem Kaffeehause. In so früher Morgenstunde — es war kaum sechs Uhr — waren wir fast die einzigen Gäste. Der Römer nimmt seinen Kaffee erst gegen acht, auch wohl noch später, und die Fremden übereilen sich des Morgens

auch selten, da vor zehn Uhr die Kunstsammlungen der Paläste nicht geöffnet werden.

Mit Tagesanbruch fuhren wir zum Thore hinaus in die Campagna hinein, deren braune Hügel in weiße Spitzenschleier gehüllt zu sein schienen. Die glänzend heraufrollende Sonne machte diesem schlechten Maskenscherz bald ein Ende. Die glitzernden Schleier fielen und binnen einer halben Stunde präsentirte sich die Campagna wieder ganz als sonnenbrauner Abkömmling des Südens, in zerlumpter Tracht, mit wild zerzaustem Haar, ungezogen, keck und kapriciös, aber interessant und reizend.

Die von Rom nach Tivoli führende Straße folgt mit kleinen Abweichungen der alten Via Tiburtina. Es ist kein Genuß, auf diesen römischen Straßen zu fahren. Die christlichen Beherrscher Rom's haben es vorgezogen da, wo die Straßen der Alten zu befahren waren, sie nicht in moderne breite Chausseen umzuwandeln, sondern das Steinpflaster beizubehalten und es höchstens zu verschlechtern. Römerstraßen sind noch heutigen Tages bequeme Wege. Ihr Pflaster bestand aus sehr großen unregelmäßigen Basaltquadern, auf denen der Wagen leicht und ohne zu stoßen fortrollt. Dieses im Laufe so vieler Jahrhunderte schadhaft gewordene Pflaster haben die heutigen Römer leider mit kleinen Basaltbrocken ausgebessert, und solche Stellen machen dann in dem Fremden den Wunsch nach den Wohl-

thaten unserer Chausseen rege, deren übrigens Italien und selbst der Kirstenstaat hin und wieder vortreffliche besitzt.

Auf einem Ausfluge nach Tivoli durchreist man nicht den interessantesten Theil der Campagna. Dieser mit den unübersehbaren Bogen der alten Wasserleitungen zieht sich mehr westlich gegen Frascati und Albano hin. Immer aber entzücken die herrlichen Formen der Gebirge, die, je mehr man sich ihnen nähert, aus violett blauem Dämmer immer deutlicher und bestimmter hervortreten.

Ungefähr vier Miglien von Rom's Thoren überschreitet die Straße auf antiker Brücke den Teverone. Diese Brücke heißt Ponte Mammolo und ist dieselbe, die bei den Alten den Namen Pons mammacus führte, zum Andenken an Mammaea, die Mutter des Septimius Severus. Einzeln stehende Osterien, eben so liederlich als malerisch, liegen an der Straße und wimmeln meistens von Ochsen- und Maulthiertreibern oder von Feldhütern, die mit langen Flinten bewaffnet, auf kräftigen Rossen höchst ritterlich aussehen. Hin und wieder sieht man in der braunen zerrissenen Fläche eine Tenuta, in deren Nähe Rinder- und Schaafheerden von Hirten mit spitzen zerlöcherten Hüten und Hosen aus Ziegenfellen, deren haarige Seite nach Außen gekehrt ist, in lockerer Umzäunung gehütet werden.

Ein auffallender, anfangs schwacher, dann aber immer stärker werdender Schwefelgeruch verkündigt die Nähe

der Solfatara, eines Abflusses aus dem Lago de' Tartari, deren grünlich milchiges Wasser weit und breit die Luft verpestet. Die Einwirkungen ihrer erstickenden Exhalationen spürt man über eine halbe Stunde weit.

Am Lago de' Tartari, der eigentlich aus drei kleinen Seen besteht — Isola natanti, S. Giovanni und delle Colonne — hatten wir ein Schauspiel, wie ich es in solcher Schönheit weder früher noch später wieder gesehen habe. Die Luft war völlig still, der Himmel wolkenlos, azurblau. Die Sonne lag hell und warm auf Berg und Thal. Man konnte sich in die schönsten Tage des Mai zurückversetzt glauben. Wir ließen unsern Vetturin halten, um die merkwürdigen Incrustationen, welche der See bildet und die sein trübes Gewässer mit wallartigem Gürtel umgeben, näher zu betrachten. Als wir das Ufer der regungslosen Wasser erreichten, die unstreitig die Höhlen eines ausgebrannten Kraters erfüllen, entschlüpfte uns ein gemeinsamer Ausruf höchsten Erstaunens. Jenseits des kleinen See's lagen die dunkelblauen Wände der Sabiner-Gebirge, im Hintergrunde geschlossen von zackigen Gipfeln, deren schneebedeckten Abhänge im Feuer der Morgensonne rosenroth brannten. Vor den zusammenhängenden sich kühn und hoch aufgipfelnden Gebirgsmassen lagen die drei konisch geformten mit weißglänzenden Städtchen gekrönten Berge S. Angelo, Colle Cesi und Monticelli, dieser

letzte häuserreiche Ort von der Sonne mit blendend hellem Lichtschein übergossen. Diese ganze entzückend schöne, mit höchstem malerischem Glanze geschmückte Gegend tauchte mit einem Male aus der Tiefe des stillen See's vor uns auf, von so wunderbar zarten und weichen Phantasiefarben umwoben, wie der geschickteste Maler sie niemals, wie die Natur sie nur selten mischt. Jeder kleinste Gegenstand, von den Trauerweiden, die ihr mattgrünes Haar auf der Oberfläche des See's treiben ließen, bis auf die incrustirten Disteln, Gräser und Reisigästchen, spiegelte sich in dem weit offenen Wasserauge. Gern hätten wir Stunden hier geweilt, um in der Betrachtung dieses wunderbaren Landschaftsbildes uns satt zu schwelgen, allein die beschränkte Zeit und die mancherlei bedeutenden Gegenstände, die noch auf unserm Wege lagen, nöthigten uns zu baldigem Wiederaufbruche.

Am Plautianischen Grabmal, in unmittelbarer Nähe des Ponte Lucano, der sich hier über den durch Schilfrohr rollenden Anio wölbt, wurde abermals ein kurzer Aufenthalt gemacht. Es ist ein thurmartiges Gebäude, ähnlich dem Grabmal der Cäcilia Metella, nur weder so hoch, noch so umfangreich. Eine ganz eben so construirte Ruine erhebt sich nicht weit davon an der Ponte Acquorio. Man nennt sie tempio della Tosse, obwohl sie unstreitig ebenfalls das Grabmal eines alten römischen Geschlechts ist.

Die berühmte Villa des Hadrian, anderthalb Miglien von Tivoli entfernt, war der nächste Punkt, wo wir längere Zeit zu rasten beschlossen. Die große Menge von Kunstschätzen vollendetster Art, die in den Museen Rom's aufbewahrt werden und als deren Fundort man die genannte Villa bezeichnet, reizen die Wißbegier des Fremden. Außerdem locken die bedeutenden Ueberreste antiker Gebäude, die hier bis auf den heutigen Tag den Zerstörungen der Zeit Trotz geboten haben. Bekanntlich ließ Kaiser Hadrian diese Villa, die größte und glänzendste aller Zeiten, nach von ihm selbst entworfenem Plane bauen. Er muß ein tüchtiger Architekt gewesen sein, dieser Hadrian, tüchtiger als mancher moderne, der den vielsagenden Titel: Baurath führt.

So wenig Aehnlichkeit unsere Bäder mit den Thermen der Alten haben, ebenso wenig lassen sich unsere Landhäuser mit den Villen der Römer aus den Zeiten der Kaiser vergleichen. Nicht ein Haus oder mehrere unter einander verbundene Häuser bildeten eine solche Villa, nein, es war ein Complex von Gebäuden, Galerien, Museen, Theatern, Casernen, Tempeln und Bädern, die zusammen einen Flächenraum einnehmen, wie ihn viele Städte Deutschlands nicht aufzuweisen haben. Die Ruinen von Hadrian's Villa bedecken einen Raum von drei Miglien (5/4 Stunde) in der Länge und eine Miglie

(½ Stunde) in der Breite. Freilich war dieser ungeheure Raum nicht gänzlich mit Gebäuden angefüllt, sondern vielfach durch Baumgruppen und Alleen durchschnitten, was ihm einigermaßen Aehnlichkeit mit den verschwenderisch-reichen Parkanlagen der Engländer gegeben haben mag, aus den vorhandenen Ruinen läßt sich aber doch deren ursprüngliche Großartigkeit und Opulenz errathen.

Hadrian war ein Verehrer der Kunst, ein Zögling griechischer Geistesbildung. Sein Streben bei Anlegung dieser Villa ging dahin, sich mit dem heitern Schimmer der untergehenden griechischen Geisterwelt zu umgeben. Diese schöne Grille erschuf um den kaiserlichen Gebieter ein kleines Athen mit all den Reizen, die einer phantasievollen Seele durch bloße todte Namen schmeicheln können. Hadrian gab allen Gebäuden griechische Namen und eine diesen Namen entsprechende Bestimmung. Da gab es eine Akademie des Plato, ein Lyceum des Aristoteles, eine Poicile der Stoa, ein Prytaneum von Athen und ein Serapeion des Canopus. Viele von diesen eben so umfangreichen, als geschmackvollen Gebäuden sind theilweise noch erhalten, so z. B. der Tempel der Stoiker, als welchen der Custode einen Halbkreis mit Nischen bezeichnet. Mehrere Gebäude, wie die Kaiserzimmer und die cento Camerelle, die man für die Kaserne der Prätorianer hält, waren zwei bis drei Stock hoch. Das noch unver-

sehrte Mauerwerk zeigt hin und wieder auf noch unbeschädigtem Bewurf Ueberreste schöner Malereien. Vorzüglich interessant ist das kleine Theater nahe am Eingang zur Villa, das mit seinen Sitzreihen noch vollkommen erhalten ist. Ein anderer ansehnlicher Raum führt den Namen Teatro maritimo, weil man einen Mosaikfußboden darin entdeckte, der eine Menge Abbildungen von Meerthieren enthielt. Er wurde aller Wahrscheinlichkeit nach zu Bädern benutzt.

Die schönsten Cypressen, Pinien, Lorbeer- und Feigenbäume beschatten jetzt die zerborstenen und eingestürzten Tempelhallen, üppige Farrn und Schlingpflanzen wuchern in den Mauerritzen. Eidechsen und Schlangen haben Besitz genommen von den verwitterten Hallen des kaiserlichen Prachtbaues. Zur Erhaltung dieser merkwürdigen Ueberbleibsel einer großartigen Schöpfung wird leider gar nichts gethan! Der jetzige Besitzer, Herzog Braschi, hat nur befohlen, Alles in dem jetzigen Zustande zu lassen und damit wenigstens willkürlicher weiterer Zerstörung vorgebeugt. Ein Feldhüter vertritt die Stelle eines Führers. Seine Erzählungen hören sich ganz gut an, doch will ich nicht behaupten, daß es räthlich sei, seinen Erklärungen unbedingten Glauben zu schenken. Er besitzt eine sogenannte Abbildung nebst Plan der Villa, auf die er sich viel einbildet und die er bei seinen

Erläuterungen häufig citirt. Bereitwillig zeigte er diesen Schatz vor, in dem wir eine schlechte Arbeit in altfranzösischem Zopfgeschmack schaudernd erkannten. Beklagenswerther Kaiser, was haben die klugen Weltverbesserer aus der heitern Schöpfung deines feinen, klassisch gebildeten Geistes gemacht! Es ärgerte den Führer, daß wir das schlechte Machwerk für keine treue Abbildung der kaiserlichen Villa gelten lassen wollten. Er schmollte und gab sich die möglichste Mühe, uns zu seinem Glauben zu bekehren, wovon er erst dann abstand, als wir ihn für seine Mühen reichlich belohnt hatten.

Mehrere volkreiche Städte Deutschlands, wie Berlin, Hamburg, Leipzig, haben ihr Tivoli, offenbar aus keinem andern Grunde, als weil man durch diesen ausländischen Namen, der eine stehende Bezeichnung für das Herrliche geworden ist, das launenhafte Publikum anzulocken und zu fesseln glaubt. Hätten die Begründer dieser verschiedenen deutschen Tivoli das römische am Abhange der Sabiner Gebirge je mit eigenen Augen gesehen, dann würden sie wahrscheinlich von der unglücklichen Idee zurückgekommen sein, eine der reizendsten Gegenden der Erde durch ihre modernen reizlosen Etablissements zu parodiren. Außer den Umgegenden Neapels und Sorrents verdient das Tibur der Alten unstreitig durch pittoreske Felsenlage, durch Reichthum der Vegetation, womit es die Natur in

südlicher Ueppigkeit verschwenderisch bedacht hat, durch die fabelhafte Pracht seiner von der Natur selbst geschaffenen Wasserstürze und durch historisch bedeutsame Erinnerungen unter allen italienischen Städten den ersten Preis.

Auf steilem und ziemlich hohem Hügel, dicht mit Oelbäumen bewachsen, steigt man zur Stadt hinan, die von dieser Seite die Reize ihrer Lage hinter Gebüsch und unter vorspringende Häusermassen versteckt. Die Stadt selbst ist schlecht gepflastert, was in italienischen Orten von nur einiger Bedeutung weit mehr als bei uns auffällt, da wir an halsbrecherisches Straßenpflaster ebenso gewöhnt sind, wie die glücklichen Söhne des Südens an ihre quadrirten Marmorwege. Enge Straßen, finster aussehende Häuser, zerlumpte Kinder, Krüppel und Bettler aller Art, dazwischen stolz blickende Frauen und Mädchen von namenloser Schönheit lassen uns sogleich erkennen, daß wir uns im Kirchenstaat und zwar in einem Ort jenes glücklichen Gebirgslandes befinden, das von jeher in dem Rufe stand, die schönsten Frauen zu erzeugen. Ist es die erquickende Luft der schönen Berge oder das Wasser, welches den Frauen der Städte Tivoli, Subiaco, Frascati, Albano, Genzano, Nemi, Velletri, Cora 2c. diese elastisch geschmeidigen Glieder, diese schlanken Leiber, diese junonischen Nacken, dieses schimmernde, reiche, rabenschwarze Haar und diese gebietenden liebeglühenden Augen nebst all der reizenden

Eleganz verleiht, die sie vor den Schönen anderer Gegenden auszeichnet, oder lebt hier wirklich noch ein Rest pelasgischer Stämme, der sich bis auf unsere Tage von aller Mischung mit fremden Nationen rein erhalten und dadurch sich eine Schönheit des Körpers bewahrt hat, wie wir sie gewöhnlich nur den Göttern und ihren Abkömmlingen vindiciren?

Ueber die Entstehung Tivoli's sind die Geschichtsforscher nicht recht unter einander einig geworden. Einige behaupten, sich auf Dionys von Halikarnaß stützend, Sicaner hätten den Ort 60 Jahre vor Ausbruch des trojanischen Krieges gegründet. Andere lassen Pelasger hier einwandern und sich in der entzückenden Schlucht am donnernden Sturz des Anio niederlassen. Ohne die etwaigen Gründe für und wider mit gelehrter Subtilität abzuwägen, schlage ich mich aus Schönheitsrücksichten auf die Seite der Letztern. Der pelasgische Stamm war ein Menschenschlag, an dem Gott selber seine Freude haben mußte, und diesen Stempel gelungenster Menschengestaltung trägt das Völkchen der Tivolenser noch heutigen Tages.

Als die Gallier unter Camillus Rom belagerten, kamen die freien Gebirgssöhne den Bedrängten zu Hilfe, mußten sich aber zu ihrem großen Leidwesen dem sieghaften Gallier unterwerfen. Ein Zeichen ihrer kriegerischen Gesinnung dürfte sich darin finden lassen, daß sie ihren

größten Tempel dem Herkules weihten. Das Christenthum machte aus dem antiken Bau eine Kirche, die jetzt als Kathedrale der Stadt figurirt. Außerdem verehrten die Tiburtaner die keusche Vesta und die geheimnißvolle Sibylle. Die Tempel beider Göttinnen sind noch heut Gegenstand freudiger Bewunderung, da aus ihrer einfach schönen Construction die lichte Klarheit eines heitern Cultus spricht. Beide Tempel liegen in der Nähe des Wirthshauses zur Sibylle am Rande des Felsenschlundes, in dessen wildschöne Tiefen sich ein Arm des Anio hinabstürzt. Den Tempel der Sibylle, jetzt die Kirche San Giorgio, schmückt ein Portikus von vier schönen jonischen Säulen, der Vestatempel, dem Abgrunde näher gerückt und ewig umbraust vom Getöse der stürzenden Gewässer ist von einem Kranz cannelirter Säulen umgeben, von denen mehrere zertümmert sind. Die Kapitäle zeigen zierlich gearbeitete Lilien. Am Gebälk sieht man Ochsenschädel und Blumengewinde.

In der Sibylle richteten wir uns häuslich ein, theils, weil John Bull auf Reisen hier nicht einzukehren pflegt — der ehrenwerthe Herr zieht die am Platze gelegene fashionable und theurere Regina vor — theils, weil wir den Cascaden hier näher waren und aus den Fenstern unserer Zimmer den größten Theil der Schlucht mit ihren schäumenden Silberbächen, einer der malerischsten Partieen

der Stadt und das Bergthal übersehen konnten, aus welchem der Teverone hervorbricht.

Unser erster Besuch galt den berühmten Grotten in der Tiefe der Schlucht. Ein Gitterthor versperrt den Eingang zu diesen Zauberhallen, die, so versteckt sie liegen und so tief man auch auf schlüpfrigem gewundenen Pfade hinabsteigen muß, mehr Aehnlichkeit mit dem Paradiese haben als mit dem Tartarus. Leider bewacht diese einfache Pforte eine Art Höllenhund in Gestalt eines alten keifenden Weibes. Diese gräuliche Sibylle mit tiefliegenden gerötheten giftigen Feueraugen, mit wirren flatternden grauen Haaren um die lederfarbenen eingefallenen Wangen öffnete uns zwar die Pforte, verfolgte uns aber auch sogleich wie eine Furie mit wüthendem Geschrei, als wir die geforderte Zahlung nicht auf der Stelle zu leisten Miene machten. Wie ein Geripp haspelte die häßliche Alte uns über Stock und Stein, durch stachlichte Agaven und strauchartige Cactus nach, in einem Athem bittend und schimpfend. Erst, als sie merkte, daß wir ihre Flüche dreist verlachten, zog sie sich athemlos wieder zurück.

Die Schlucht von Tivoli ist für geschickte Landschaftsmaler eine wahre Fundgrube überraschend schöner Bilder. Hier ist Alles malerisch, Fels, Gesträuch, Pflanzenwuchs, die Wasserstrahlen, die an mehrern Orten aus dem Felsen hervorstürzen, die Häuser und Kirchen der oben lagern=

den Stadt, die Säulen des alten Tempels und die von silbernem Nebeldunst erfüllten mit Petrefacten und Stalaktiten durch die Natur phantastisch ausgeschmückten Höhlen.

In früherer Zeit mag der Anblick der Neptunsgrotte malerisch noch großartiger gewesen sein. Damals brach hier der größere Wasserstrom des Teverone aus unterirdischer Schlucht hervor, schäumte weiter in engem zerklüfteten Felsenbett und vereinigte sich erst später mit den übrigen tosenden Gewässern. Seit 1837 hat man diesem gewaltigen Flußarm ein anderes Bett angewiesen, da seine zerstörenden Wellen der Stadt, die er tausende von Jahren unterwühlt hat, gefährlich zu werden schienen, ja sogar mit völligem Untergang drohten. Er ergießt sich jetzt in einem prachtvollen Bogen unterhalb der Stadt in die Tiefe, und seine Wassermasse ist so bedeutend, daß eine hohe flimmernde Staubsäule aus der Schlucht aufsteigt, wie eine Wolke über dem Thale schwebt und im Sonnenlicht von den brennendsten Regenbogen umspielt wird.

Nachdem wir auf der freien Terrasse hinter dem Tempel der Vesta, vor uns die Schlucht mit ihren Wasserfällen, ein frugales Mahl eingenommen hatten, benutzten wir den Rest des warmen klaren Novembertages zu einem Ausfluge in das Thal der Aquäducte. Dies Thal liegt in großartiger Gebirgseinsamkeit, etwa drei Viertelstunden hinter der Stadt und führt seinen Namen von den außer-

ordentlich malerischen Trümmern zweier Wasserleitungen, die ihre Bogen theils über das Bett des Anio, theils an den Berggeländen hinschwingen. Schon der Bergformen wegen, die ihre kahlen Gipfel in farbige Schatten tauchen, verdient dies stille poetische Thal einen Besuch. Auf nahen und fernen Höhen schimmern weiße Flecken oder vereinzelt stehende Schlösser, Aecker mit Oelbäumen und Immergrüneichen bedecken die sanfteren Abhänge und im Vordergrund dicht am Teverone, der seine rasch fortrollenden Wogen unter flüsterndes Schilfrohr versteckt, schließt ein gewaltiges Thorgemäuer mit halb eingestürzter Thurmwarte das Thal.

Ein junger Apollo in Lumpen, der kaum zwölf Jahre zählen mochte, war unser Führer in dies Asyl der Gebirge. Es war ein aufgeweckter heller Kopf, mit den poetischsten Augen voll Gluth, Leben und Schalkheit, dabei gesprächig und speculativ, wie die Meisten seiner Landsleute. Mit ciceronianischer Beredsamkeit lag er uns an, daß wir die Grotte des Neptun mit Fackeln sollten erleuchten lassen. Das sei ein Anblick, meinte er, vor dem selbst die Heiligen in Entzücken gerathen würden. Natürlich entsprach der Preis, den er für diese Illumination forderte, vollkommen ihrer gepriesenen Herrlichkeit, was uns abhielt, darauf einzugehen. Als ächter Italiener legte er sich nun auf's Handeln, was er so lange fortsetzte, bis er von

zehn Fackeln und zwei Piastern, die er beanspruchte, glücklich bis auf zwei heruntergekommen war, wobei er naiv bemerkte, daß bei so wenig Licht natürlich weniger zu sehen wäre, als wenn man viele Fackeln anzünde. Die Kühle der Nacht und der feuchte Dunst, der die Brust sehr bald angreift, ließ uns auf dieses Nachtstück und seine Freuden Verzicht leisten.

Während der Nacht erhob sich der Wind, aus den Bergthälern stiegen Wolken auf und bedeckten den Mond. Von Neptun und Aeolus gerüttelt, zitterte der Felsen, als wanke er in seinen Grundfesten. Wir fürchteten am Morgen von kaltem Regenwetter begrüßt zu werden, doch kaum erschien die Sonne über dem Gebirge, so zerflossen die leichten Nebel, der heiterste Himmel lachte über dem Thale und wir konnten ungestört unsere weitere Wanderung antreten.

Will man die volle unbeschränkte Ansicht des Teveronethales, des Felsens, auf welchem die alte Stadt liegt, und der Cascatellen haben, die an vielen Stellen unter den Häusern aus schmalen Oeffnungen hervorbrechen und in's Thal hinabstäuben, so muß man den Fluß überschreiten und in weitem Bogen, immer dicht am Bergeshange die Thalschlucht umkreisen. Dieser Weg ist von hoher Schönheit und gewährt durch die vielen prächtigen Ansichten großen Genuß. Man berührt mehrere Orte, an

die sich Erinnerungen aus dem Alterthume knüpfen. Eine Grotte mit schwach rieselnder Quelle heißt die Grotte des Catull. Sie ist wirklich ein beneidenswerther Dichterwinkel, dessen schattige Kühle die Grazien mit duftigen Kränzen ausschmücken.

Durch einen Wald uralter verkrüppelter Oelbäume gelangt man zu dichtbewachsenen umfangreichen Ruinen. Man nennt diese unscheinbaren Ueberreste verfallener Gebäude die Villa des Quinctilius Varus, der im Teutoburger Walde der Macht Herrmanns erlag. Von diesen Trümmern aus übersieht man sämmtliche Cascatellen. Sie überschäumen den Felsen in wohl zwölf bis vierzehn Bächen, die gleich breiten Silberbändern über das schwärzliche oder braungelbe Gestein herabflattern. Darüber malerisch aufgethürmt erhebt sich die Stadt mit der imposanten Kathedrale, zur äußersten Rechten schließen das heitere Bild die gewaltigen Mauern der Villa des Mäcen, aus deren Fenster ebenfalls Wasserbäche brausen und deren Räume jetzt zu einer Eisenfabrik benutzt werden.

Berühmt durch schöne Lage, reiche Gartenanlagen und weite Aussicht auf die Campagna, auf das fern dämmernde Rom und die blauen Gebirge ist die Villa d'Este. Ihr Gründer war der Kardinal Hippolyt von Este. Es ist mir entfallen, welchem regierenden Herren sie jetzt zugehört, wer aber auch immer der beneidenswerthe

Besitzer dieses ländlichen Juwels sein mag, er gibt durch die traurige Vernachlässigung, in der es sich befindet, zu erkennen, daß er den Werth desselben nicht zu schätzen weiß. Das Gartenhaus, in großem Styl gebaut, steht leer und würde schnell genug verfallen, wäre es nicht so solid construirt. Es lebt zwar ein Custode und ein Gärtner darin, der für leidliche Erhaltung der außerordentlich schönen Anlagen sorgt, die sich besonders durch eine Allee uralter riesenhoher Cypressen und Lorbeerhecken auszeichnen, dennoch fällt die Vernachlässigung unangenehm auf. Hier sollte sich ein zweiter Mäcen ansiedeln, der Sinn für Kunst und Kunstgenuß hätte und die Mittel besäße, eine solche Besitzung mit gebührender Pracht auszustatten und sie in einen modernen Musen- und Götterbesitz zu verwandeln.

Mit schwerem Herzen schieden wir von Tibur, dem Lieblingsaufenthalt der alten Römer, beglückt, daß sonnige Tage uns ein so bezauberndes Stück Erde fröhlich genießen ließen, betrübt, daß wir ihm den Rücken kehren mußten, ohne die Hoffnung, es je wieder betreten zu können. Das ist der Schmerz, der so oft die Freuden des Reisens vergällt und wehklagende Mistöne in die Saiten der jubelnden Seele greift.

Mit schwerbepacktem Vetturin, der außer uns noch allerhand Volk, unter Anderen auch einen feisten Capuzi-

ner aufgeladen hatte, brachen wir in den ersten Nachmittagsstunden wieder nach Rom auf. Beim Lago de' Tartari wurde auf unser Begehr kurze Zeit gerastet. Wir waren neugierig, ob das Wunderbild von gestern auch heut noch in des See's Spiegelgrunde ruhen werde. Es war leider verschwunden. Die schwefeldunstigen Wellen kräuselten weiße Schaumblasen am Ufer, aus der trüben Tiefe herauf schienen die Gewässer zu kochen und zu brodeln. Ungesäumt rollte das Fuhrwerk weiter in die traurig-kahle Campagna hinein, lange verfolgt von dem erstickenden Schwefelqualm der Solfatara. —

Hier dürfte es an der Zeit sein, ein paar Worte über die Entstehung der gefürchteten Malaria zu sagen, die Sommer und Winter die Campagna vergiftet und in den heißen Monaten ihren Pesthauch selbst über Rom ausbreitet.

Rom's Umgebungen waren nie gesund, auch nicht im Alterthum. Die damalige ungeheure Bevölkerung der Stadt aber, die wahrscheinlich zur Zeit höchster Blüthe — also kurz vor Cäsars Ermordung — die Einwohnerzahl Londons um das Doppelte überstieg, und die damit gebotene große Ausdehnung derselben, die alles Land, was jetzt Campagna heißt, in einen blühenden Garten, mit Villen und Grabmälern geschmückt, verwandelte, verbesserte die Luft. Der faule Hauch der Sümpfe am flachen Strande des

Meeres, und der ungesunde Durst aus den vielen stehenden Seen, die mehr Tümpeln, als bewegten Wasserbecken gleichen, mußte dem gesunden Athemzuge der Cultur weichen.

Mit dem Untergange des Kaiserreiches und den Verwüstungen der einbrechenden Barbaren verödete die Stadt nach und nach, ihre reizenden Umgebungen verwandelten sich bis an die Gebirge hin in einen Schutt- und Trümmerhaufen. Die Campagna ward zum wüsten unbebauten Lande und ist heut zu Tage nichts weiter als eine hügelige, von Puzzolanhöhlen durchwühlte Wüste, in der einige tausend Viehzüchter zerstreut leben, und die Römern und Fremden ein erwünschtes Jagdrevier darbietet. Eidechsen und Schlangen gedeihen am besten in ihr, Ginster, Disteln und sonstiges Unkraut bilden ihre Vegetation. Der Ackerbau liegt völlig darnieder, er ist sogar, wie mir versichert ward, verboten. Die wenigen Acker Landes, die ich mit spärlicher Saat bedeckt sah, können nicht in Rechnung gebracht werden. Diese gänzliche Unkultur eines von Natur ungesunden Landstriches, der reich ist an schwefelhaltigen Quellen, der von alten Lavaströmen kreuz und quer überströmt wurde, in dem jeder See ehedem ein Krater war, der seine alten Untugenden, Schwefel zu naschen und sich den Athem damit zu verderben, noch immer nicht ganz abgelegt hat, den zwei bedeutende Flüsse träg durchschleichen, den hundertmal des Jahres die sen-

gende Gluth des Scirocco verbrennt und alle besseren Bestandtheile der Luft aussaugt — ein solcher Landstrich muß, je weniger Menschen ihn bewohnen, ein stehender Sumpf böser Dünste und ungesunder Luft werden. Die Römer sehen dies ein und dennoch geschieht nichts, um dem Uebel, das immer fühlbarer, immer gefährlicher wird, vorzubeugen. Große Schuld mag die Regierung treffen, die aller Civilisation, aus Furcht, das arme Volk möge seine Kräfte durch sie fühlen lernen, abgeneigt ist. So kommt es denn, daß bereits mehrere Quartiere der Hauptstadt in der heißen Jahreszeit von der Malaria nicht mehr verschont bleiben. Der Papst flieht aus dem Vatican, um ihren Einflüssen zu entgehen. Der Papst kann dies, da er glänzende Schlösser genug besitzt, um behaglich und sorglos darin zu leben. Was aber soll der arme mittellose Kleinbürger thun, der an den Höhen des Janiculus, in der Nähe der mephitischen Ausdünstungen des Monte Testaccio und in den dunstigen Tibergassen wohnt? Er muß, ein Knecht des Elends, Sommer und Winter die ungesunde Atmosphäre einathmen und von Jugend auf mit vollem Bewußtsein langsam, aber sicher den Giftkelch leeren, der sein Blut verdirbt und ihn frühzeitig nach langen Jahren siechen Lebens in die Grube stürzt.

Der Papst als Statthalter Christi auf Erden soll ein Arzt sein für die Seelen aller gläubigen Christen.

Gewiß, er würde noch mehr im Sinne seines erhabenen Meisters handeln, wenn er auch ein leiblicher Arzt werden wollte für seine leidenden Unterthanen! *)

---

*) Das hier Gesagte ist zum Theil auf die Gegenwart nicht mehr anwendbar. Pius IX., der seinem Volke im edelsten Sinne des Wortes ein Vater ist, hat auch Vorkehrungen getroffen, um die böse Luft Rom's zu verbessern. Die großen Grundbesitzer der Campagna, meist römische Fürsten, haben persönlich von ihm Befehl erhalten, das unbenutzte Land nach Kräften anzubauen, die Wüste in fruchttragendes Feld zu verwandeln. Ohne Zweifel wird dem Staate durch zweckmäßige Bebauung des unermeßlichen Landstriches, der Campagna di Roma heißt, großer Vortheil erwachsen. Das Land besteht meistentheils aus gutem Boden, der gewiß reiche Frucht tragen wird. Ist aber erst die Campagna, die Rom auf allen Seiten gleich einer todten Wüste umschließt, in grünendes Gartenland verwandelt, dann werden sich auch die schwülen Dünste verlieren, die jetzt ihre bleiernen Schwingen über ihr entfalten.

V.

Von Rom nach Neapel.



I.

Abreise aus Rom. Die Campagna. Albano und die Albanerinnen. Das Land der Volsker.

Drei Piferari aus den Abruzzen stimmten eben ihr gewöhnliches Morgenlied an vor dem blumengeschmückten Madonnenbild unweit meiner Wohnung, als der geschwätzige Domenico, ein gutmüthiger, aber alberner römischer Hauswirth, ungestüm in mein Zimmer trat und mir die Meldung brachte, der Facchino des Vetturin wolle mein Gepäck abholen. Dieser Domenico, noch mehr aber seine kleine Frau, waren gar wunderliche Leute, die mich stets königlich amusirten, wenn ich mit ihnen in's Gespräch kam. Beide sehr klein, der Mann spindeldürr, die Frau kugelrund, führten sie ein durchaus getrenntes Leben. Die Frau war mit einer minder dicken Schwester, einem halbblinden Mädchen und einem idealisch schönen Knaben, der ein Kind der Liebe sein mochte, ununterbrochen daheim und beschäftigte sich mit Schneiderei, der Mann ging mit

Tagesanbruch aus und kam erst Abends wieder zurück. Er diente als Koch in einer deutschen Junggesellenwirthschaft, und so oft er mich sprach, versäumte er nie, seine Verdienste als solcher in gehöriges Licht zu stellen. Einmal erbot er sich sogar, mir auf der Stelle zum Beweise seiner Kunstfertigkeit ein ächt römisches Gericht zuzubereiten. Im Hause machte er schlechterdings nichts. Er sah dann stundenlang zum Fenster hinaus und unterhielt sich mit den Nachbarn über die albernsten Dinge, wobei denn nicht selten auch ein Stückchen Chronique scandaleuse der Gasse mit zur Sprache kam und gründlich durchgeklatscht wurde.

Seltsamerweise hielten mich meine närrischen Wirthsleute für einen deutschen General, vermuthlich meines Bartes wegen, titulirten mich regelmäßig: „Eccellenza Generale“ und ließen sich auch diesen glückseligen Glauben nicht nehmen.

Unter zahllosen Glückwünschen und wiederholten Versicherungen aufrichtigster Theilnahme nahm ich Abschied von den guten Leuten, um die Reise nach Neapel anzutreten. Es wurde dabei so viel und so laut gesprochen und zuletzt sogar geweint, daß die Nachbarinnen ihre Köpfchen auch zum Fenster heraussteckten und wie sie sahen, um was es sich handele, nicht anstanden mir die

freundlichste „buon viaggio ed un felice ritorno" zu wünschen.

Auf der Piazza Barberina an dem schönen Springbrunnen Bernini's, der in Staub aufgelöst seinen hohen Wasserstrahl lautlos in das breite Granitbecken niederfallen läßt, wartete mein Vetturin mit einem meiner Reisegefährten. Wir hatten unserer Vier, sämmtlich Norddeutsche, zusammen einen Wagen für uns allein gemiethet, um durch Niemand genirt zu werden, jedenfalls die zweckmäßigste, heiterste und lohnendste Art und Weise, größere Wegstrecken in Italien zurückzulegen. Freilich muß man sich vorsehen und ehe man die Caparra (das Handgeld) von dem Vetturin nimmt, Alles gehörig besprechen und verclausuliren. Man kann in dieser Hinsicht nie zu viel thun, weshalb ich jedem nach Italien Reisenden rathen möchte, bei Abschluß eines Kontraktes wohlgerüstet bei dem Vetturin zu erscheinen. Die Renommirtesten unter diesen halten in Rom förmliche Bureaux, haben ihre Secretäre und legen den Reisenden, die ihre Dienste in Anspruch zu nehmen wünschen, gedruckte Kontrakte vor, die man im Falle des Abschlusses mit Genehmigung des Vetturin beliebig ergänzen und vervollständigen kann. Im Allgemeinen sind diese Kontrakte recht gut abgefaßt, man thut aber doch besser, sie genau durchzulesen und einiges

Wesentliche denselben beizufügen. Dazu gehört vorerst, daß man sich ausbedingt, der Vetturin solle gehalten sein, in jedem Nachtquartiere das Gepäck des Reisenden unentgeltlich abzuladen, auf's Zimmer zu tragen und vor der Abfahrt am nächsten Morgen es wieder fest und sicher auf der Decke des Wagens aufzupacken. Das „Sopra della carozza" bedinge man sich ja ausdrücklich aus, sonst schnallen die Facchini Koffer und Nachtsäcke hinten auf und dann kann man es erleben, bei der Ankunft in Terracina oder in Gaëta die leeren Stricke vorzufinden. Vergißt man, dies im Kontrakt zu thun und will doch bei der Abreise es erzwingen, werden tausend Worte kein Jota ändern. Der Vetturin macht, was er will, da ihn ein Kontrakt nicht bindet, und der Fremde hat das Zusehen. Ferner behalte man sich die Bewilligung der „buona mano" (des Trinkgeldes) stets unter der Bedingung vor, daß man mit den Leistungen, mit Essen, Nachtquartier und Bespannung des Vetturin vollkommen zufrieden sei und füge ausdrücklich im Kontrakte die Worte „senza obbligo" (ohne Verpflichtung) bei. Hat man dies in größter Behaglichkeit und ohne alle Uebereilung glücklich zu Stande gebracht, so wird nur in seltenen Fällen ein so gebundener Vetturin seine Passagiere schlecht bedienen. In der Regel sind es umgängliche, freundliche und für ihren Stand gebildete Leute, denen an ihrem Ruf etwas

gelegen ist und die bei Empfang des Trinkgeldes, das von den Reisenden beliebig erhöht und herabgesetzt werden kann, mit dankbarem Händedruck scheiden. Erst nach unterschriebenem Kontrakt nimmt man die Caparra, weil die Annahme derselben vor vollzogenem Kontrakt den Reisenden bindet, entweder alle gemachten Bedingungen des Vetturin zu erfüllen, oder, will er dies nicht, doch mindestens die Hälfte der Reisekosten ihm zu zahlen.

Unser Vetturin war schon bejahrt und daher nicht der gewandteste. Seine Pferde schienen von der Hinfälligkeit ihres Herren etwas angesteckt zu sein und waren in Folge dessen häufig der Meinung, daß langsames Gehen weniger ermüde, als Laufen. Diesen Uebelstand abgerechnet mußten wir dem Manne Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die Nachtquartiere waren vortrefflich, Speise und Wein besser als ich je wieder erhalten habe in Italien, und mit Zugabe weniger Stunden brachte er uns auch zur festgesetzten Zeit nach Neapel, nämlich in drei und einem halben Tage.

Gewöhnlich wissen es die Vetturine so einzurichten, daß man gegen Mittag, wo der Reisende eine Collazione (Gabelfrühstück) für seine Rechnung einnimmt, mindestens zwei Stunden liegen bleibt und mithin Zeit gewinnt, die interessantesten Denkwürdigkeiten des Ortes zu betrachten. Eben so hält er es mit den Nachtquartieren, die er vor

Einbruch der Nacht zu erreichen sich Mühe gibt. In diesen läßt er auch erst das Pranzo (Mittagsessen) auftragen, was immer aus Suppe, vier Schüsseln, vortrefflichem Nachtisch und hinreichendem Wein besteht.

Es dauerte geraume Zeit, ehe unsere Habseligkeiten sicher untergebracht waren und wir durch die langen Straßen Roms, am Lateran vorüber die Porta San Giovanni erreichten. Die Sonne war inzwischen längst aufgegangen und beleuchtete jetzt das schöne Säulenportal der alten Basilica, der ersten aller christlichen Kirchen, weshalb sie auch noch heut „mater et caput ecclesiarum" heißt. Am Thor gab es nochmals langen Aufenthalt. Die Pässe mußten visirt, Namen und Charakter der Reisenden, die gewöhnlich wundervollen Verunstaltungen unterliegen, eingetragen und die langweilige Procedur schließlich durch Verabreichung einiger Paoli abgekürzt werden. Erst als dies Alles überstanden war, rollten wir zum Thore hinaus der weiß schimmernden Campagna entgegen.

Man kann nicht leicht interessantere Wege betreten, als die Straßen von Rom nach Albano, Frascati und Palestrina, dem Präneste der Alten. Sie durchschneiden das ungeheure Trümmer- und Gräberfeld der ehemals mit Villen, Palästen und Wasserleitungen erfüllten Campagna in weitester Ausdehnung und stoßen, so zu sagen, bei jedem

Schritte auf altehrwürdige Ueberreste aus jenen Zeiten größter Pracht und Verschwendung.

Kaum hatten wir eine halbe Miglie von der Stadt die nach Frascati führende Straße, die alte Via Tusculana, zur Linken gelassen, als vor uns die braungrüne, mit Schlinggewächsen üppig überwucherten Grabmonumente der Via Latina sichtbar wurden. Ueberall, nah und fern zeigen sich Ruinen weitläuftiger Villen, aus denen wunderbar gut erhalten ein kleiner Tempel aus gebrannten Ziegeln hervorragt. Man nennt ihn Seggiola del Diavolo oder templum Salutis. Zu beiden Seiten der Straße schwingen sich in zahllosen bald einfachen, bald doppelten Bogen die braunrothen Trümmer der gigantischen Wasserleitungen bis fast an den Fuß der Albanergebirge. Gerade diese Aquäducte sind es, welche der todten Campagna jenen unbeschreiblichen Charakter von Größe, Einsamkeit und Melancholie geben, der in solchem Grade gewiß keiner andern Gegend Europas mehr eigen ist. Zu welcher Tagesstunde man auch die Thore Roms verläßt, ob bei hellem belebendem Licht der Mittagssonne oder im bleichen Strahl des Mondes; ob beim Toben eines Gewittersturmes oder im versengenden Schwefelhauch des Scirocco — die Campagna ist immer und ewig dieselbe ausgestorbene, hügelige, baum- und häuserlose Gräberstätte, über deren schauerlich poetischen Trümmern seit andert-

halb Jahrtausenden der Fittig des Todes schwebt. Und dennoch hat dieser unermeßliche Kirchhof eine mit nichts zu vergleichende Anziehungskraft. Wer einmal die Campagna di Roma gesehen und sich in ihre Geheimnißwelt vertieft hat, dem läßt es keine Ruhe unter dem lebhaften Treiben des Volkes im neuen Rom. Unsichtbare Zauber, geheime Mächte heften sich an seine Fersen und locken ihn immer und immer wieder hinaus in die heilige Oede, deren Schauer die pikantesten geistigen Genüsse noch überbieten. Ist es die gänzliche Ungestörtheit, die uns träumerisch schwelgen läßt in entzückenden Bildern der Vergangenheit oder das glühende Farbenspiel des Himmels an den schönen, so mannichfach und kühn geformten Gipfeln der Gebirge; das heitere Glänzen der weißen Städte, im kühlen Schatten ihrer Lorbeer- und Olivenhaine ruhend, oder jener gespenstische Zug schwarzer Ordensbrüder, die lautlos mit wehenden Gewändern durch Bogentrümmer und über raschelnde weißgrüne Disteln wandeln, das uns mit unzerreißbaren Fesseln umstrickt — ich weiß es nicht. Nur daß man der Gewalt unterliegt, sich ihr gern und unter süßen Schauern hingibt, ist eine Thatsache. Die römische Campagna kommt mir vor wie ein unergründlich tiefer, mit allen nur denkbaren Reizen der Natur geschmückter Abgrund, den man so lange sehnsuchtsvoll betrachtet, bis man sich im Moment höchster

Furcht und höchsten Genusses für immer in ihn hinabstürzt.

Bei Torre die Mezza Via führt die Straße auf schöner antiker Brücke über den Almo. Ueberreste eines Amphitheaters, Wasserleitungen und Wasserbehälter, Trümmer von Roma Vecchia, lassen sich erkennen. Weiterhin liegt die Osteria delle Fratocchie einsam in der braunen Hügelöde an der Stelle, wo man die alte Via Appia, den römischen Weg über Albano nach Neapel, betritt.

Bis hierher begegneten wir häufig zahlreichen Heerden von Maulthieren, die mit Kalk beladen, den man den Thieren in großen zu beiden Seiten herabhängenden Bündeln über den Rücken legt, langsam der Stadt zugetrieben wurden. Wunderlicherweise zieht man diese meines Erachtens unbequeme und auch für die Lastthiere peinliche Art des Transportes von Sachen aller Art der Fortschaffung durch Wagen in ganz Mittel- und Unteritalien vor. Pferde, Maulthiere und Esel müssen alle nur erdenkliche Lasten schleppen, was häufig sehr komisch aussieht. Man denke sich z. B. eine Heerde von zwanzig bis dreißig Eseln, die sämmtlich unter sperrigem, weit nachschleppendem Reißig ganz verschwinden und nur an ihrem monotonen Schmerzensschrei, den ihnen der Stachel des unbarmherzigen Treibers entlockt, zu erkennen sind. Von dem Worte der heiligen Schrift, daß der Gerechte sich auch seines Viehes

erbarme, scheint der Italiener nichts zu wissen, denn Alles, was man in anderen Ländern von Thierquälerei sieht, ist gar nicht der Rede werth, diesem systematisch ausgebildeten Schinderceultus gegenüber. Nicht genug, daß der Italiener jedem Thiere unverantwortliche Lasten aufpackt, verlangt er auch noch, es solle möglichst schnell damit laufen. Entspricht nun die Schnelligkeit des Thieres nicht seiner Meinung, so geht das Martern los und zwar mit so raffinirter Grausamkeit und solcher Lust am Quälen, daß man beim Zusehen wirklich manchmal versucht wird, diesem Volk alles Gefühl abzusprechen. Fortwährendes Prügeln der armen Thiere ist der geringste Grad der Folter, die man an ihnen versucht, ich glaube sogar, einfaches Prügeln gewährt dem armen Vieh eine Art Vergnügen. Hilft das nicht, so packen die Treiber die Thiere am Schwanze und bohren ihre spitzigen Stachelstöcke in eine nur halb verharrschte wunde Stelle des abgemarterten Körpers, die zu diesem Behufe wenigstens bei den Eseln stets offen erhalten wird. Der Schmerz zwingt nun die Thiere zu äußerster Anstrengung, das greuliche Gebrüll der wüsten Treiber, das aus wildem Gejauchz und Schlangengezisch zusammengesetzt zu sein scheint, hilft auch noch mit, und so geht denn die Hatz in gewohnter Weise durch Dick und Dünn, bis die Erschöpften zusammenstürzen, unter Prügeln

verenden oder sich wieder ermannen und zu neuer fortgesetzter Qual erwachen.

Um Rom bedient man sich zu Fortschaffung größerer Lasten weniger der Esel als der Maulthiere, auch erreicht hier die Thierquälerei nicht den hohen Grad von Scheußlichkeit, wie in Unteritalien. Die Menge ist hier im Vergleich mit dem Unteritaliener mild gesinnt, obwohl es auch nicht an Ausnahmen fehlt, die alsdann auch das Möglichste leisten.

Lange Züge solcher Maulthierheerden mit ihren meistentheils berittenen Führern gewähren immer einen guten Anblick. Die Köpfe der Thiere sind gewöhnlich mit purpurnen Troddeln verziert, am Hals oder zur Seite läutet eine Schelle, und so hört man schon von weitem den herannahenden Zug, der mit den stolz herumgaloppirenden Führern in blauen flatternden Mänteln, steifen Ledergamaschen, die bis zum Knie heraufreichen, den langen Stachelsporn am Hacken, mit einseitig aufgekrämpten hohen Spitzhüten, die nicht selten verschossene Bänder umwehen, mit starkem Stachelstock und langen Flinten bewaffnet, einer Karawane nicht unähnlich sieht. Züge von einigen Hundert so belasteter Thiere sind nichts Seltenes. An irgend einer elenden Campagnakneipe sieht man häufig die müden Thiere mit gegeneinander hängenden Köpfen, dicht gedrängt unter freiem Himmel beisammenstehen, während ihre bär=

tigen, kräftig gebauten Führer auf ihren feurigen Rossen eine Fogliette trinken. Ein solcher Treiber sitzt dann immer wie ein geborener Ritter zu Roß, mit brennend dunklem Auge Heerde, Menschen und Gegend überfliegend, und sich selbst mit Mantel oder Jacke in schönster malerischer Haltung zeigend. Was bei uns gar selten den Gebildeten durch Uebung erst gelingt, das glückt in Italien jedem Bettler, jedem kleinsten Kinde, jedem dümmsten Bauer aus purem Instinkt. Er mag nun sitzen, gehen, stehen oder liegen, ein hübsches Bild gibt er mit der zufälligen Umgebung gewiß immer. Und dieser angeborne Sinn für alles Schöne, für das heiter und gefällig Wirksame, dem man überall begegnet, versöhnt wieder mit dem vielen Widerwärtigen in Charakter und Gewohnheit dieses Volks, das von der höchsten Stufe der Cultur herabgestiegen ist zur reinsten Natürlichkeit.

Hin und wieder sieht man große Heerden jener herrlichen silbergrauen Stiere mit breiten Hörnern, die vorzugsweise der römischen Campagna eigen sind. In schlecht gehaltenen Hürden nahe bei einer Meierei weidend, erheben sie neugierig die Köpfe beim Heranrollen einer Kutsche und sehen dummdreist in den aufwirbelnden Staub, unter dessen nachwirbelnder Wolke sie verschwindet. Auch diese Heerden werden gewöhnlich von berittenen Hirten beaufsichtigt und im Zaume gehalten.

Jungen mit Hosen und Weste von Ziegenfellen, zerlöcherte Hüte auf dem schwarzlockigen ungekämmten Haar, sitzen mitten auf einem Steinhaufen oder auf dem zerbröckelnden Thürbogen einer ehemals prachtvollen Villa und blasen unmelodische Lieder auf einer Art Klarinette. Daneben aus der verborgenen Tiefe einer Puzzolanhöhle schlägt Rauch und Flamme eines Feuers auf, an dessen prasselnder Gluth die Frau oder Tochter des Hirten Pataten röstet oder irgend ein Geflügel am Spieße brät. Ihr purpurrothes Kopftuch, das in Form eines Daches auf dem Scheitel ruht und zu beiden Seiten weich gebogen das zierliche Oval des braunen Gesichtes einfaßt, wird bisweilen vor der weißgrauen Rauchsäule über dem Erdrande sichtbar. Dabei hört man den improvisirten Gesang der Geschäftigen, die immer nach einer und derselben nichts weniger als schönen Melodie Alles besingt, was ihr gerade einfällt. Die kochende Hirtin der Campagna preist in dieser Melodie mit eben so beredter Zunge die dürre Distel, die ihr als Feuerungsmaterial dient, und die ärmliche Patate, mit der sie ihren Hunger stillt, wie die arbeitende Wäscherin in Rom die Weiße der Leinwand und die Schönheit des Signore, der ihren geschickten Händen seine Wäsche anvertraut. Versteht man die Worte solcher Improvisationen, was nicht ganz leicht ist, da sie in der monoton genäselten Melodie verschwimmen, so freut man sich

aufrichtig über die Schönheit einer Sprache, die das albernste, ungewaschenste Zeug so prächtig und rund in klingende Verse zusammenstellen kann.

Wir hatten volle Zeit, alle charakteristischen Erscheinungen der Campagna mit Behaglichkeit zu genießen, denn allzugroßer Raschheit befleißigte sich unser Vetturino nicht. Der Tag war so schön, daß wir mit dieser langsamen Fahrt uns ganz einverstanden erklärten. Gegen Mittag und Westen heller dunkelblauer Himmel, gegen Ost und Nord wolliges Gewölk, das wie ein Geschwader silberner Vögel um die duftigen rothvioletten Schneehäupter der hohen Abruzzen kreiste. Kein Dunst, kein Nebel stand auf der Campagna. Fernes und Nahes war deutlich zu erkennen in der Alles verklärenden farbigen Atmosphäre. Castell Gandolfo, die Sommerburg des Papstes, lag schimmernd auf seiner waldumzirkten Höhe. Weiter hin am Kraterkessel des Albaner See's baute sich das schmucke Albano malerisch auf, und darüber stolz und leuchtend erhob der Monte Cavo, ehedem der geheiligte Berg des lateinischen Jupiters, sein reines Haupt in die stille Luft, die kein Chor schmetternder Lerchen mit preisendem Gesange erfüllte.

Diese ganze zwanzig Miglien haltende Strecke von Rom bis Albano, also ein Weg von fünf Stunden Länge, war zu Rom's höchster Blüthezeit mit den prachtvollsten

Grabmälern geschmückt. Die Via Appia, die mitten hindurchging durch diese Straße großartiger Monumente, von deren Pracht die wenigen Ueberreste noch heut erzählen, war demnach die eigentliche Gräberstraße. Sie endigte erst hinter dem jetzigen Albano am Grabmal der Horatier und Curiatier. Großartige mit dem höchsten Luxus damaliger Zeit ausgestattete Villen reicher und vornehmer Römer lagen in großer Anzahl dazwischen und bedeckten namentlich die leicht geschwungenen fruchtbaren und der köstlichsten Aussicht auf Stadt, Campagna und den blitzenden Silberspiegel des nahen Meeres genießenden Höhen, auf denen sich gegenwärtig Albano ausbreitet.

Die jetzige Stadt ist auf den Trümmern der Villen des Pompejus und Domitian erbaut und wegen ihrer glücklichen Lage auch heut noch wie in den Zeiten des Alterthums ein beliebter Aufenthalt der Römer während der heißen Monate. Zu diesen heitern, ewig klaren Bergeshöhen steigt nicht der verpestende Fieberathem der ungesunden Campagna, die gefürchtete aria cattiva, empor, während ein bedeutender Theil Rom's, namentlich die niedrigen, an der Tiber gelegenen Quartiere häufig von ihrem unwillkommenen Besuch beunruhigt werden.

Von Ueberbleibseln antiker Baue, die natürlich auch hier nicht fehlen, ist wenig zu sagen. Es gibt Spuren eines Amphitheaters, eines Campus Prätorianus rc., ich

will aber doch Niemand zu deren Besichtigung auffordern, da es sich leicht treffen könnte, daß der Wißbegierige sehr unbefriedigt von dieser Expedition zurückkehrte. Wie überall, wo es der Begehrenden nach Seltenheiten Viele gibt, diese den Neugierigen zu Liebe herbeigeschafft werden, so geht es auch hin und wieder in Italien mit den lieben Ueberresten aus dem Alterthume. Ich halte es daher für Thorheit, jeder in irgend einem „Reisehandbuch“ angegebenen Villa nachzulaufen, denn es begegnet häufig selbst bei sehr berühmten Trümmerresten, daß es wirklich Noth hat, etliche zusammenklebende Steine noch aufzufinden. Auch bedarf es nicht solches nutzlosen Suchens, da sich der über Alles erhabenen Ruinen aus der Zeit des Römerthums wahrhaftig genug vorfinden.

In Albano kann man seine Zeit nicht besser anwenden, als wenn man durch die Straßen des Städtchens geht und sich namentlich an den Brunnen längere Zeit verweilt. Der Ort wimmelt von schönen Mädchen und Frauen, deren Reize womöglich noch durch die pittoreskeste aller italienischen Trachten gehoben werden. Man findet in Rom, vornehmlich unter den höheren Ständen, zartere Formen, nirgends aber trifft man so viel Adel der Haltung, so junonische Körperbildung, so auffallende wahrhaft plastische Schönheit, wie in den Albaner Bergen und den Städten des angrenzenden Landes der alten Volsker. Es

scheint, als hätten die zahllosen Einbrüche der Barbaren, die den alten Römern so viel fremdes Blut ein-impften, sich nicht bis in diese Gebirge erstreckt und es sei daher der uralte Stamm römisch-griechischer Abkunft bis auf den heutigen Tag hier vollkommen rein erhalten worden. Alle Mädchen aus Albano, Genzano und Velletri sind von hohem schlanken Wuchs, Hüften und Schultern breit, die Brust schwellend gewölbt. Der Nacken, kräftig und stolz, trägt auf zartem Halse den klassisch schön geformten Kopf, den ein edles, stets ernst blickendes Auge wunderbar belebt. Ihr Gang ist leicht, schwebend, aber von gebieterischem Stolz, wie denn ihre ganze Erscheinung etwas Großartiges und Königliches hat, das selbst im scherzenden Gespräch nicht ganz verschwindet. Ihre Kleidung ist sehr schön und, Ausnahmen abgerechnet, besser gehalten als die der meisten Italienerinnen auf dem Lande. Sie besteht aus einem bis auf die Knöchel herab-reichenden faltigen Rock von caperngrünem Sammet mit breitem Purpursaum. Darüber tragen sie eine Schürze von mattblauem Tuch, deren Säume ebenfalls von hellerer Farbe sind, so wie auch das sehr kurze und niedrige Mieder. Das feinste weißeste Hemde bedeckt den vollen Busen und reicht ziemlich weit herauf. Silberne Knöpfe halten es aber nur lose zusammen, so daß stets die schönen Formen durchschimmern. An warmen Tagen vergessen sie auch

wohl die Knöpfe zu befestigen und geben ungenirt ihre Reize den Blicken Vorübergehender Preis. Man kann sogar nicht selten bewundernd sehen, wie sich eine solche jugendliche Schöne in der Frühe beim Wasserholen am Brunnen bis zum Gürtel entblößt und die kühlende Fluth mit hohler Hand über ihren tadellosen Körper ausgießt. Gehen sie in bloßem Kopfe, so lassen sie ihr glänzend schwarzes Haar in natürlichen Locken auf beide Schultern herabfallen oder sie stecken es auch in Flechten geschlungen am Hinterkopf mit silbernen Nadeln auf. Am gewöhnlichsten sieht man sie mit dem ungemein kleidsamen Kopftuch, das wie ein Dach den Scheitel deckt und über Nacken und Rücken fast bis zum Gürtel herabhängt. Es ist in der Regel von blendendstem Weiß, doch tragen Aermere auch bunte und purpurrothe Tücher, in denen sie beim Abendlicht wie wandelnde Flammen erscheinen.

Wir unterließen nicht, die paar Stunden, welche unser Vetturin seinen Gäulen vergönnte, die nicht mehr in den Flegeljahren standen, bei schönstem Wetter zum Herumwandern zu benutzen. Dabei sahen wir der malerisch gekleideten schönen Mädchen und Frauen mehr, als bei uns in einem Monat, und obwohl sie uns anfangs immer so streng und ernst ansahen, als hätte noch nie ein sanftes Lächeln diese stolzen Lippen gekräuselt, fanden wir doch, daß wie in den meisten Fällen so auch hier

der Schein trog. Unsere Grüße wurden stets sehr freundlich erwiedert und einem Scherze durch munteres Eingehen darauf sein Recht angethan. Daß die schönen Kinder dabei sehr finster ausgesehen hätten, wüßte ich nicht zu sagen. Sie lachten eben so freundlich wie deutsche Mädchen, nur ihre großen schwarzen Augen entsandten dabei glühendere Blicke, die bisweilen bei allem Reiz doch etwas Dämonisches haben.

Etwa zwei Miglien hinter Albano liegt Genzano auf einem Ausläufer des Albaner Gebirges am hohen Uferrande des See's von Nemi, jenes reizenden Wasserspiegels, den die Alten seiner feenhaften Schönheit wegen den Spiegel der Diana nannten. Die Stadt hieß früher Cynthianum und lag auf dem fundus Cynthianus, welcher der Diana nemorensis geweiht war. In neuerer Zeit hat Genzano einen durch alle Welt berühmten Namen erhalten durch das Blumenfest, welches alljährlich im Juni daselbst gefeiert wird und zahllose Menschen aus weiter und naher Umgegend herbeilockt. Bei einer großen Prozession, die zur Einleitung und Weihe des Festes stattfindet und woran, wenn ich nicht irre, auch der Papst Theil nimmt, bestreut man den Weg bis zur Kirche so dicht mit natürlichen frisch gepflückten Blumen, daß er einem schimmernden und duftenden Teppiche gleicht.

Ueberall in unmittelbarer Nähe von Genzano steht

man auf uralt classischem und welthistorischem Boden. Dort zur Linken und etwas zurück gegen das Gebirge am Albaner See lag die Hauptstadt der Latiner Albalonga, von der seit ihrer Zerstörung durch Servius Tullius kein Stein mehr zu sehen ist. Näher erhebt sich der Monte Giove, früher Collis Martis, die Stätte, wo Corioli stand, die alte Stadt der Volsker. Dann rechts etwa drei Miglien entfernt von der Appischen Straße liegt Civita Lavinia (das alte Lavinium), der Geburtsort des Antoninus Pius. Die Sage behauptet, es sei von Diomedes gegründet worden. Entfernter und kaum eine Stunde von der Meeresküste ruhen jetzt auf den Trümmern von Lavinium, jener Stadt, die Aeneas gründete, die Häuser des jetzigen Pratica, in dessen Nähe die frühere Hauptstadt Latiums, Laurentum stand.

Das Volskergebirge und hinter ihm die viel höheren Sabinerberge treten immer näher heran an die Straße, die in malerischen Windungen bergauf bergab durch die überaus pittoreske Landschaft führt. Gegen das Meer bleibt die Gegend offen und gewährt ununterbrochen die schönsten Aussichten in einen gesegneten fruchtbaren Landstrich, der bei besserer Bebauung ein Paradies sein müßte.

Velletri (Velitrae), die alte Hauptstadt der Volsker und der Geburtsort Octavianus Augustus, erblickten wir bei schon niedrigem Stande der Sonne auf felsigem Vor-

sprung des Gebirges. Lange zuvor leuchtete aus dem dunkeln Blau der Berge die weiße Häusermasse des hochgelegenen Cora zu uns herüber. Heimkehrende Landleute, müssig herumschlendernde Bettelmönche und in geringer Entfernung vom Thor spazierengehende feingekleidete Priester begegneten uns in Menge. Die Priester grüßten meistentheils sehr freundlich, das jüngere Volk, namentlich die Mädchen, liefen bettelnd neben dem Wagen her, auch dann, wenn ihr Aussehen nicht von Noth und Armuth zeugte. Weiche Herzen haben bei solcher Gelegenheit einen schlimmen Stand, denn die Ausdauer italienischer Bettler ist unglaublich groß. Dennoch muß man taub bleiben gegen alle Bitten, will man sich nicht ein Heer schreienden Gesindels auf den Hals laden, gegen das zuletzt weder Gaben, noch gute Worte, noch Gewalt ausreichen.

Noch vor Sonnenuntergang fuhren wir auf halsbrecherischem Pflaster in das ganz eigenthümlich gelegene Velletri ein. Eine schmale Landzunge verbindet es gegen Norden mit dem höheren Gebirg, auf drei Seiten fällt der felsige Hügel mehr oder minder steil in die Niederung hinab, die sich weiterhin in die pontinischen Sümpfe verliert.

Velletri war unser erstes Nachtquartier und schon hier hatten wir Ursache, mit der Wahl unseres Vetturins vollkommen zufrieden zu sein. Die ganze Dienerschaft

des Albergo kam uns entgegen, eine junge Wirthin begrüßte uns mit freundlichem Lächeln und empfing mit heiterer Bereitwilligkeit die Befehle des alten Balthasar, wie unser Fuhrmann hieß. Wir erhielten vier schöne Zimmer mit vortrefflichen Betten im zweiten Stock des geräumigen Hauses, konnten von unsern Fenstern aus die Piazza nebst einem Theil der Stadt, das seitwärts ziehende Gebirg und die reiche Fläche gegen die Sümpfe übersehen. Die Sonne versank eben hinter einem breiten Wall leichter Wolken, die vom Meer in's Land hereinzogen und später als glänzende Nebel über den Sümpfen sich ausbreiteten und an den dunkelblauen Felsenrippen der Gebirge hinaufflatterten.

Nach dem Ave Maria versammelten sich die Mädchen am rauschenden Springbrunnen mit bauchigen kupfernen Gefäßen, die sie leicht auf dem Kopfe trugen. Der helle Schein des fast noch vollen Mondes beleuchtete die schönen hohen Gestalten auf das Vortheilhafteste und vermehrte noch das Antike in ihrer Erscheinung. Es war ein wahrhafter Genuß, dem Wasserschöpfen dieser Velletrinerinnen zuzusehen, die unter lautem Gespräch am Brunnen stehen blieben, dann langsam mit graziösem Schwunge das im Mondlicht glänzende Gefäß auf den Kopf hoben und mit dem einen vollen nackten Arm es im Gleichgewicht haltend, den andern keck in die Seite

stemmend, leichten Schrittes hochaufgerichtet über den lichten Platz wandelten, um nach allen Seiten hin in Häuser und Gassen zu verschwinden. Mehrmals kamen und gingen solche Gruppen junger Mädchen. Ihr ganzes würdevolles Benehmen, das harmonisch Schöne, ich möchte sagen das Musikalische in all ihren Bewegungen versetzte uns lebhaft in's Alterthum und ich fühlte mich still befriedigt und glücklich, daß ich nun wirklich mit eigenen Augen schauen konnte, was ich bisher nur gelesen und als längst untergegangen betrachten zu müssen geglaubt hatte.

Ein vortreffliches Mahl und guter Wein in Gesellschaft gesangeslustiger Velletriner eingenommen, erhöhten unsere Heiterkeit und erhielten uns noch lange Zeit wach beim stillen Licht der dreiarmigen Lampe, die überall im Römischen, ausgenommen in großen Hotels, statt der bei uns üblichen Lichter angezündet wird. Und daß wir kurz vor Weihnachten noch spät Abends bei offenem Fenster speisen und mit wollüstigem Behagen die weiche kühle Abendluft einschlürfen konnten, trug auch nicht gerade bei zur Verminderung unseres Vergnügens. Aus vollem Herzen füllten wir die Gläser mit funkelndem Velletriner, gedachten des im Winterfrost erstarrten Vaterlandes und leerten sie auf das Klima des schönen Landes, das uns Fremde so freundlich anlächelte.

Gruppen singender Männer zogen über den stillen mondbeleuchteten Platz der alten Volskerstadt und hie und da klangen Guitarren, in deren tönende Saiten sonore Männerstimmen sanft verhallende Lieder rauschten.

II.

Vermeintliche Räuber. Italienische Ehrlichkeit. Die pontinischen Sümpfe. Terracina.

Lange vor Sonnenaufgang saßen wir wieder im Wagen. Der Morgen war still und hell. Nur über den Sümpfen stand ein breiter Wall bläulichen Nebels, der sich mehr und mehr erhob und das Licht des untergehenden Mondes beträchtlich dämpfte. Unser Führer machte uns etwas kleinlaut auf die Unsicherheit der Gegend aufmerksam, die wir jetzt betreten sollten und bat uns, von Zeit zu Zeit hinauszusehen, damit nicht irgend ein „birbante" (Landstreicher), wie er sagte, Freundschaft mit unserm Gepäck schließen möchte. Vor eigentlichen Räubern (briganti) scheint man jetzt weniger in Sorge zu sein.

Die Gegend ist aber auch ganz zu Raubanfällen eingerichtet. Dichte Felder breitschwertigen hohen spanischen Rohres, das in Italien waldartig theils wild wächst, theils künstlich gebaut wird, umgeben die öde Straße auf beiden Seiten und bieten räuberischem Gesindel die er=

wünschtesten Schlupfwinkel. Der Verkehr ist unbedeutend, in früher Morgen- und später Abendstunde fast gänzlich erloschen. Gerade in solcher Zeit geschehen während des Winters die meisten Beraubungen, wogegen die Wegelagerer im Sommer die Zeit der Siesta abwarten, weil sie dann sicher sind, außer Reisenden so leicht Niemand auf der Straße zu finden. Die Vetturine fahren deshalb auch nicht gern lange nach Sonnenuntergang, sind aber freilich bei größereren Wegstrecken zuweilen genöthigt von ihrer Regel eine Ausnahme zu machen.

Kaum eine halbe Miglie von Velletri wurden wir auch wirklich auf bedenkliche Weise erschreckt und griffen nach unsern Waffen. Ein paar Kerle, die in ihren braunen Mänteln aus dem Rohr auftauchten, wollten nach italienischem Gebrauch hinten aufsteigen, was wir nicht duldeten. Durch Schreien und einige wohlgezielte Peitschenhiebe des Vetturin wurden wir auch die tückisch blikkenden Gesellen glücklich los. Sie waren aber kaum im Morgennebel verschwunden, als ein lautes Schreien hinter uns entstand, das schnell näher kam. Deutlich vernahmen wir die Worte: „Fermate! Fermate!“ (Halt! Halt!) von Mehreren gellend gerufen, wir hörten das Getrapp Laufender auf dem trockenen Wege, der Vetturin schrie ängstlich: „Guardate, Signori! Ci sono briganti!“ (Geben Sie Achtung, meine Herren! Es sind Räuber da!) und

hieb wüthend auf die Pferde. Indeß vermehrte sich das Rufen und die beigefügte Bemerkung: „Ihr habt etwas verloren," beruhigte den eingeschüchterten Vetturin. Wir hielten und sahen uns bald darauf von dem sämmtlichen Dienstpersonal des Gasthauses in Velletri umringt. Die armen Teufel, die uns eine gute Viertelstunde nachgerannt waren, keuchten wie abgetriebene Jagdhunde.

Ihre Eröffnung war uns doppelt angenehm. Zwei meiner Reisegefährten hatten in der Eile des Aufbruches, der Eine eine Kleinigkeit, der Andere aber eine ansehnliche Geldsumme auf ihren Zimmern liegen lassen, und diese brachten uns die Kellner nach. Wir erstaunten in der That über den Beweis von Ehrlichkeit, die wir insgesammt keinem Italiener zugetraut hätten, und baten ihnen im Herzen unser Unrecht ab. Ich zweifle sehr, daß in Deutschland bei ähnlicher Gelegenheit die Kellner eines Hotels sich verpflichtet halten, einem Reisewagen auf gut Glück nachzulaufen, ich besorge sogar, daß der Finder seinen Fund klug verschweigt und ihn als gute Prise, als ein Geschenk des Glückes ohne Gewissensbisse einsteckt. Es verstand sich von selbst, daß die ehrlichen Burschen ein Trinkgeld für ihre Dienstfertigkeit erhielten, doch konnte dies ohne lebhaften Wortwechsel nicht zur Zufriedenheit beider Theile bewerkstelligt werden und wir hatten dabei

die beste Gelegenheit, einen Blick in den eigenthümlichen Charakter des Italieners zu thun.

Im Allgemeinen läßt sich wohl die Behauptung aufstellen, daß das Volk da, wo es nicht die Fremden verdorben haben, sehr ehrlich, dienstwillig und gutmüthig ist, immer vorausgesetzt, daß man es nicht barsch, herrisch und verächtlich behandelt, sondern fein brüderlich mit ihm verkehrt. Anvertrautes Gut wird man immer unberührt zurückerhalten. Es bedarf nur der Bitte von der einen, einer bestimmten Zusage von der andern Seite, und man kann die werthvollsten Gegenstände unbesorgt in eines wildfremden Italieners Händen lassen. Dies ist ein schöner patriarchalischer Zug im Charakter des häufig so ungerechterweise geschmähten Volkes. Aus ihm erklärt sich auch der Mangel guter Schlösser an Thüren und Secretären, der jeden Fremden im Anfange gewaltig genirt und den er auf Rechnung der allgemeinen Liederlichkeit setzt, in welcher sich das wunderliche, allzu natürliche Volk so wohl gefällt. Verlorene oder liegen gebliebene Habseligkeiten, Kleider, Kostbarkeiten oder Geld wird der Italiener dem eigentlichen Besitzer in der Regel wieder zustellen, ja eine Kleinigkeit, die man aus Versehen zu viel bezahlt hat, bringt er einem gassenweit gewissenhaft nach, was mir in Neapel selbst einmal in auffallender Weise zu meinem größten Erstaunen begegnet ist. Neben dieser

lobenswerthen Ehrlichkeit hat aber auch noch ein anderer Drang oder Trieb Platz in seiner Seele, den er bis zur größten Virtuosität ausbildet. Dies ist die zur wildesten Leidenschaft gewordene Neigung überall etwas zu profitiren — „buscare qualche cosa." Um zu profitiren und wo möglich recht sehr viel zu gewinnen, ist der Italiener Alles, was man will. Er dient, er läuft, er martert sich ab, er spricht, daß er heiser wird, er verdirbt die schönste Zeit, er küßt die Hand, er gibt dem ordinärsten Touristen Fürsten- und Herzogsrang — Alles, um recht viel zu verdienen. Sobald er aber empfangen hat, wonach ihm gelüstete, ist er auf der Stelle ein anderer Mensch. Er wird Niemand mehr die Hand küssen, nicht die Mütze lüften, die er vorher bei jeder Frage vom Kopfe riß, seine Antworten werden viel kürzer und mürrischer lauten, nnd der gewesene Herzog, selbst wenn er einer wäre, wird zum simpeln Signor degradirt. Ich habe mehrmals mit großem Vergnügen diese urplötzliche Verwandlung bei Italienern, mit denen ich zu thun hatte, vorgehen sehen, und glaube ihnen daher nicht zu nahe zu treten, wenn ich eine grenzenlose Gewinn- und Habsucht mit als Grundzug ihres Charakters angebe.

Auch bei unsern ehrlichen Kellnern lag dieser alte Erbfeind lauernd im Hinterhalt. Jedenfalls war ein Mann hinreichend, um die liegen gebliebenen Sachen uns

nachzubringen, statt dieses Einen kamen aber vier. Der ehrliche Finder des Geldes erhielt ein angemessenes Geschenk, womit in Deutschland jeder dankend davon gegangen wäre. Nicht so die Velletriner Kellner. Der Finder schrie lamentirend, die Gabe sei viel zu gering, und warf sich in Positur, um uns die Mühen zu schildern, die er bei dem weiten Laufe gehabt hätte. Nun ward ihm das Geschenk um die Hälfte verdoppelt, was ihn zwar nicht vollkommen zufrieden stellte, aber doch einigermaßen beruhigte. Man glaube indeß ja nicht, daß der Handel damit beendigt gewesen sei. Bei Leibe nicht! Jetzt streckten erst die andern drei Mitläufer ihre Hände in den Wagen, um ebenfalls Trinkgelder in Empfang zu nehmen. Auf unsere Bemerkung, daß sie ja bei der ganzen Sache nichts zu thun gehabt, erfolgte die Beweisführung des Gegentheils mit unglaublichem Wortaufwand und mit einer südlichen Lebendigkeit, von der wir gemessene Nordländer uns gar keine Vorstellung machen können. Da hatte sich der eine beim raschen Laufen den Schuh zersprengt und mithin unsertwegen in Schaden gebracht, der Andere sprach heiser vom lauten Rufen, wie er sagte, und fügte mit melancholischem Blicke gen Himmel hinzu, man könne nicht wissen, was sich in Zukunft daraus entwickele; Halsbräune oder gar Luftröhrenschwindsucht ständen mit großer Wahrscheinlich-

keit in Aussicht. Der Dritte endlich behauptete ganz keck, daß wir nur seinem unbändigen Schreien zu verdanken hätten, heiler Haut durch diese entsetzlich unsichere Gegend gekommen zu sein; er selbst habe mit eigenen Augen gesehen, wie ein halb Dutzend ingrimmig blickender Strauchdiebe im Rohre fortgeschlichen seien; er aber und seine wackern Genossen hätten sie verscheucht und dafür würden einige Paoli gewiß nicht zu viel bezahlt sein!

Es kam uns ganz so vor, als seien wir auf die friedfertigste und originellste Weise von der Welt einer neumodischen Sorte von Wegelagerern in die Hände gefallen, indeß machte uns die lustige Erfindungsgabe der beredten Italiener doch lachen. Es wurde nochmals etwas kleine Münze für geplatzte Schuhe, heisern Hals und Verscheuchung der Räuber gegeben und dann vorwärts! commandirt. Das zog jedoch noch immer nicht. Die gewinnsüchtige Dienerschaft lief uns noch eine ganze Strecke nach, um noch etwas zu erhaschen. Erst als sie von unserer Hartnäckigkeit überzeugt war, machte sie Kehrt, wünschte uns lachend glückliche Reise und trottete singend der nebelverhüllten Vaterstadt zu. So wunderlich begegnen sich im Charakter des Italieners seltene Ehrlichkeit, ungemessene Gewinnsucht und zudringliche Bettelei!

Wir kamen übrigens unangefochten durch die gefähr-

liche Dämmerung hindurch. Der matt durch Nebel schimmernde Mond unterstützte uns dabei wesentlich, indem er uns die Umrisse des Wagens auf dem weißen Kalksteinwege deutlich erkennen ließ und jeden Aufspringenden uns sogleich verrieth.

Bei Tagesanbruch erreichten wir die Poststation Cisterna. Schon hier kann man versucht werden, sich im Anfang der Sümpfe zu befinden, denn weit und breit ist traurige Fläche, aus der nur wenige Baumgruppen wie grüne Oasen hervorleuchten. Der Weg geht fortwährend an monotonem, im Winde rauschenden Rohr hin. Häuser sieht man nirgends, nur in bedeutender Entfernung auf der Fläche zerstreut mit Schilf gedeckte niedrige Hütten, aus deren rauchfanglosen Dächern bläuliche Rauchsäulen in die Luft wirbeln. Diese traurige Gegend ist die Vorläuferin der berühmten Sümpfe, die ein schwerer fetter Dunststreif dem aufmerksamen Auge in der Ferne verräth.

Vor der aufblitzenden Sonne flohen die Nebel gegen das Meer hin. Die näher heranrückenden Sabiner-Gebirge, deren Formen immer schön, dabei von großer Mannichfaltigkeit und malerischem Reiz sind, entzückten uns durch ihr glühendes Farbenspiel, das sich in jeder Viertelstunde anders gestaltete. Es war, als probirten die hohen Felsenriesinnen ihre ganze Garderobe, um das schönste Kleid auszuwählen und uns zu Ehren darin

neben uns her zu kokettiren bis zum Gestade des Meeres. Endlich gegen zehn Uhr hatten sie wirklich ein's erwischt, das ihnen wunderprächtig stand. Der Grund war dunkler Purpur mit glänzenden Violetstreifen, darüber waren phantastische Blumengebilde von hellerem Blau geworfen, mit leuchtendem warmen grünen Blätterwerk umrankt. Ein breiter Saum von Silberstickerei lief um das stolze nachschleppende Gewand und verhüllte die Füße der Bergriesinnen. Vor die Brust aber hatten sie sich eine weithin leuchtende Stadt, den uralten Diamant Sezza als Broche gesteckt, und ich kann versichern, daß ich selten besser, geschmackvoller und nobler gekleidete Berge gesehen habe.

Bei Cisterna geht ein Weg rechts ab nach Nettuno und dem alten, jetzt gänzlich eingegangenen Hafen von Antium. Nettuno gewinnt für den von Rom kommenden Reisenden dadurch an Interesse, weil unter den Trümmern seiner Paläste, welche die römischen Kaiser daselbst besaßen, die klassischen Statuen des Apollo im Vatican und des sterbenden Fechters gefunden wurden.

Um zehn Uhr erreichten wir Torre de' tre ponti. Hier betritt man die Region der Sümpfe, die man ihrer ganzen Länge nach durchschneiden muß. Ich hatte mir diese verrufene Gegend weit öder und schauerlicher vorgestellt, was sie nun gar nicht ist. Sie präsentirt sich im Gegentheil recht freundlich durch die vielen frischgrünen Wiesen=

pläne, die zwischen braunem Rohr und Gruppen von Immergrüneichen sichtbar werden. Nur gegen das Gebirg leuchten häufig breite Wassertümpel auf, oft zur Hälfte mit grünlichem Schlamm überzogen. Durch viele Kanäle fließt das Wasser träg ab und sammelt sich zur rechten Seite der Straße in einem ziemlich großen Flusse, dem Naviglio grande. Die Straße selbst bildet einen hohen, breiten, mit Bäumen reichlich bepflanzten Damm und geht schnurgerade durch die Sümpfe hindurch. Die alte Appische Straße dient ihr zur Grundlage.

So viel nun auch geschehen ist, um die pontinischen Sümpfe, deren Ausdünstungen die Luft verpesten und den Anwohnern Fieber und Tod bereiten, auszutrocknen, gelungen ist es bis jetzt trotz aller Anstrengungen noch nicht. Papst Pius VI., der sich dieses Werk zu einer Lebensaufgabe machte, hat nichts unversucht gelassen und keine Kosten gescheut, um zu einem erwünschten Ende zu kommen; mehr aber als die glückliche Wiederherstellung der Appischen Straße, die Trockenlegung einzelner Stellen und den Bau eines Abzugscanales hat er doch nicht erreichen können. Auch ist es kaum denkbar, daß je mehr erzielt werden wird, da das Terrain zu ungünstig und eigenthümlich gestaltet ist. Die Sümpfe erstrecken sich nämlich über ein Areal von 144 römischen Miglien vom Fuß der gegen Süd und Ost sie halbmondförmig umschließenden Sabiner-Gebirge

bis an's Meer. Alle Bäche, Flüßchen und Quellen der Gebirge und des Flachlandes ergießen sich in diese gegen das Meer höher ansteigende Ebene, wodurch jeder naturgemäße Abfluß rein unmöglich gemacht wird. Einen größern Fluß gibt es auf dem ganzen weiten Terrain nicht. Die Gewässer sickern und schleichen nur und bilden stehende, faulende Tümpel und Teiche, deren Ausdünstungen in der brütenden Hitze der vom steilen Gebirg zurückprallenden Sonnenstrahlen die ganze Luftschicht verderben müssen.

Nichtsdestoweniger leben in dieser fiebererzeugenden Schlammatmosphäre eine Anzahl armer Menschen, die sich mit Viehzucht beschäftigen. Von der Straße aus sieht man ihre traurigen Hütten, umgeben von Sumpfwasser, auf festerem Grunde liegen, den alsdann gewöhnlich einige Bäume auszeichnen. Bei weitem der größte Theil der Sümpfe ist mit Rohr bedeckt, durch welches Heerden weidender Büffel ihre schwarzen Körper pressen und mit ihren feuersprühenden wilden Augen die Vorübergehenden anstieren. Das Vieh gedeiht, scheint es, vortrefflich in dem brütenden Dunst, denn auch Pferde sieht man truppenweise lustig weiden und jene wohlgenährte silbergraue Stierart, die in der römischen Campagna zu Hause ist, gedeiht auch in den Sümpfen.

Dagegen sehen die Menschen erbarmenswürdig aus. Frauen und Männer, denen man begegnet, sind hager, fast

knöchern. Hohle Wangen von fahlem Grau, tief liegende glühende Augen, schwächlicher Wuchs und heisere Stimmen sind charakteristische Merkmale dieser unglücklichen Sumpfbewohner.

Gegen Mittag kamen wir nach Bocca di Fiume, was Poststation und Wirthshaus zu gleicher Zeit ist. Das Haus liegt frei an der Straße und hat sogar über der Thür einen Balkon. Von diesem konnten wir bei schönstem Wetter nach West, Süd und Nord die Sümpfe übersehen, die in solcher Beleuchtung, von Baumgruppen, läutenden Viehheerden, rauchenden Hütten und flüsternden Rohrwäldern belebt, gar kein übles Bild darboten. Ohne den dunkelblauen Nebeldamm, der in der Ferne über den Sümpfen lag, hätten wir von ihrer unmittelbaren Nähe nichts gespürt.

Wir rasteten hier ein paar Stunden, um uns zu erfrischen und betrachteten das Leben und Treiben in und bei der besuchten Osteria. Es war mannichfach und unterhaltend genug. Eine Menge Maulthiertreiber hatten ihre Lastthiere neben und auf der Straße zusammengekoppelt und saßen zechend in der Halle. Die kräftigen Gestalten mit dunkeln, bärtigen Gesichtern stachen grell ab von den fiebersiechen, traurig blickenden Bewohnern des Hauses. Sie waren sämmtlich beritten, trugen bunte seidene Schärpen um die Hüften, die braune Ledergamasche

mit den vielen Schnallen um Schienbein und Wade, Spitzhüte mit Bändern, den langen Treiberstab und die fast eben so lange rostig aussehende, aber sicher treffende Vogelflinte. Nie habe ich wieder eine solche Menge auserlesener nobler Räubergesichter beisammen gesehen, obschon ich überzeugt bin, daß Alle ganz ehrliche und friedliebende Leute waren. Sie sahen so keck und selbstvertrauend aus und saßen wie gewöhnlich in so malerischen Stellungen um das glimmende Heerdfeuer, daß ich mich nicht satt an dem prächtigen lebensvollen Bilde sehen konnte. Später als sie aufbrachen, war ihr Abzug eben so ergötzlich. Die Thiere durch lautes Halloh antreibend, flogen sie in sausendem Galopp über das klirrende Pflaster, die braunen Mäntel zogen bald bauschig hinter ihnen her, bald flatterten sie hoch über die Köpfe der Reiter. Dabei schwangen sie ihre Stäbe wie Lanzen, trieben wieder umkehrend das Vieh damit an und jagten dann abermals mit Geschrei und lebhafter Geberde der nachtrottenden Heerde weit voraus.

Gegen unsere Gewohnheit hatten wir versäumt, das bestellte Frühstück zu behandeln und mußten daher einen verhältnißmäßig enormen Preis dafür bezahlen. Der gierige Wirth suchte sich dadurch zu entschuldigen, daß er behauptete, in den Sümpfen seien alle Lebensmittel schwer herbeizuschaffen und deshalb theuer, und wie sehr wir auch

dagegen protestirten, wir sahen uns doch zuletzt genöthigt, dem Hartnäckigen seinen Willen zu thun.

Das hohe Vorgebirge Circello, bei hellem Wetter sehr weit sichtbar, stellt sich als einzeln stehender breiter Wall dar, an beiden Enden von hervorragenden Kuppen wie von Wartthürmen flankirt. Es springt weit vor in die See und zwischen ihm und dem Felsen von Terracina verlieren sich auf breiter Niederung die Sümpfe in's Meer. Geschichte und Poesie verherrlichen auch diesen Landstrich auf's Mannichfachste und versetzen uns zurück in die dunkeln Zeiten der Sagenwelt und die merkwürdigen Tage historisch wichtiger Ereignisse. Dort am äußersten westlichen Rande der Küste schimmern durch schwere, schmuzig blaue Sumpfluft die schwarzen Ueberreste eines Thurms; er heißt der Thurm von Astura und gehörte im Mittelalter den Frangipani. In der Nähe dieses Thurmes wurde zu Ende der römischen Republik Cicero in dem Augenblicke, wo er sich nach seinem Landhause einschiffen wollte, von den Schergen der Triumvirn ermordet. Eine noch weit verabscheuungswürdigere That geschah im Mittelalter hier unter der tyrannischen Willkührherrschaft Karls von Anjou. Damals verrieth ein Frangipani den zu ihm geflüchteten unglücklichen Konradin heimtückischer Weise seinem blutdürstigen Feinde, und so stehen nun allen Verwüstungen der Jahrhunderte Trotz bietend noch jetzt die

braunen Trümmer von Astura wie eine Schandsäule in der fiebergebärenden Atmosphäre und rufen dem Pilger die Verbrechen der Vergangenheit in's Gedächtniß.

Auf dem höchsten Gipfel des malerisch gestalteten Vorgebirges Circello liegt jetzt eine kleine Stadt San Felice. Hier landete der Sage nach Odysseus mit seinen Gefährten, um sich von den Zaubern der Circe fesseln zu lassen, während die unglücklichen Freunde des Abenteurers von der malitiösen Zauberin in Schweine verwandelt wurden.

Zum Schutz der Reisenden gegen räuberische Ueberfälle ist die Straße mit einer bedeutenden Anzahl Wachthäuser besetzt, in denen päpstliche Soldaten stationirt sind. Die armen Teufel sind nicht eben sehr um diesen Posten zu beneiden. Sie sehen traurig und abgemagert aus, mögen sich entsetzlich auf ihren Stationen langweilen und dürften im Fall eines ernstlichen Angriffs kühner Räuber kaum lange Widerstand leisten. Indeß ist diese ganze verrufene Wegstrecke am Tage jetzt ziemlich sicher zu nennen. Die Posten sind seit langen Jahren von keiner Seele beunruhigt worden, nur die eleganten mit Koffern und Kisten schwer bepackten Reisewagen vornehmer Engländer haben die stets gut unterrichteten freien Söhne des Gebirges nicht immer ganz ungerupft vorüberfliegen lassen. Deshalb ziehen auch jetzt noch vornehme Reisende eine

Bedeckung päpstlicher Dragoner vor, die man für Erlegung einer anständigen Summe (der Mann bekommt für jede Poststation einen Scudo, nach unserm Gelde anderthalb Thaler) jeder Zeit erhält. Uns begegnete ein solcher Sechsspänner, begleitet von vier Dragonern, und sauste mit den schreienden Postillonen wie die wilde Jagd an unserer weniger raschen Kalesche vorüber.

Noch immer ist es Brauch im Römischen und Neapolitanischen, sehr kühne Männer, die aus irgend einer wichtigen oder unwichtigen Veranlassung das unabhängige und gesunde Räuberhandwerk ergriffen und es darin zu so hoher Meisterschaft gebracht haben, daß es den Regierungen sehr schwer wird, mit ihnen fertig zu werden, auf dem Wege diplomatischer Unterhandlungen unschädlich zu machen. In Neapel war erst vor sehr kurzer Zeit ein solcher Fall vorgekommen und hatte Volk und Fremde nicht wenig amusirt. Es mag freilich sehr übel um eine Regierung aussehen, die nicht einmal so viel Kraft und Ansehen besitzt, um einen waghalsigen entschlossenen Räuber zu bändigen; indeß, wenn man sich nun einmal in solchem Zustande behaglich fühlt, so finde ich es auch in der Ordnung, daß man solche Subjecte auf eine oder die anderr Art beruhigt. Fatal bleibt es nur, daß der eingegangene Contract nicht jederzeit pünktlich gehalten wird und der ge=

zähmte Räuber plötzlich wieder einmal in seine alte Unart verfällt.

In der Regel fordert die Regierung bei derartigen Unterhandlungen von dem ehemaligen Räuber, daß er das Land verlasse, wofür ihm eine vorher bestimmte Summe gezahlt wird. Manchmal aber bleiben die braven Leute auch im Lande, was ich ihnen wieder nicht verdenken kann. In ihren malerischen Gebirgen oder in üppig grüner Ebene unter lustigem Volk lebend und das Lob ihrer Thaten in tönenden Romanzen zu Guitarrenspiel singen hörend, bringen sie sorgenlos die Zeit hin und langweilen sich über die Maßen. Bisweilen, um doch etwas zu thun und das Schießen nicht zu verlernen, gehen sie auf die Jagd und dafür sind nun die Sümpfe der geeignetste Boden.

Zu verschiedenen Malen hörten wir aus dem Dickicht des haushohen Schilfes Flintenschüsse, bald nah bald fern. Unser Vetturin, sonst etwas ängstlich, war darüber nicht betroffen und sagte ohne vorhergegangene Frage, wir möchten nicht erschrecken. Es seien nur Schnepfenjäger und müßige Büffelhirten, keine Räuber. Bald darauf trat unfern eines der erwähnten Wachthäuser ein stämmiger Mann aus dem Schilf in einer Tracht, die uns neu war. Er schritt gemächlich nach dem Wachthause, vor dem drei Soldaten tabakrauchend sich unterhielten. Zu

diesen gesellte er sich, lehnte sich an die Wand, setzte den rechten Fuß über den linken, so daß er nur mit den Fußspitzen die Erde berührte und begann, auf seiner langen Flinte mit beiden Armen ruhend, ein Gespräch mit dem Militär des heiligen Vaters.

„Signori," sagte der Vetturin zu uns, „das war sonst auch ein loser Zeisig! Jetzt haben sie ihn gekirrt, d. h. er kann alle Tage seinen Scudo verzehren, wenn er will, und seitdem ist er ein ehrlicher Mann geworden. Armer Teufel! Hätte er nicht wegen zu heißen Blutes ein paar Menschen früher als die Madonna sie rief, in's Fegefeuer geschickt, so könnte er ganz zufrieden in seiner Bude sitzen und von den albernen Reichen ein schönes Geld verdienen. So aber wurde er Räuber und nun hat er sich mit dem heiligen Vater in Gutem abgefunden. Ist's nicht jammerschade, daß solch ein prächtiger Bursche Jahraus Jahrein in diesem Sumpflande leben muß?"

Räuber sehen nun zwar in der Regel gerade so aus wie andere Menschen, bisweilen sogar noch unschuldiger und liebenswürdiger als die ehrlichsten Philister, auf uns aber machten die Worte des Vetturin doch einen so gewaltigen Eindruck, daß wir den merkwürdigen Mann mit größter Aufmerksamkeit betrachteten. Gebräuntes Gesicht, schwarzes, glänzendes Lockenhaar, krausen starken Kinnbart und kleine stechende Augen hatte er mit hundert andern

Italienern gemein, nur in der Tracht unterschied er sich von den übrigen. An den Füßen trug er Sandalen, die Schienbeine, in Strümpfe oder vielmehr Lappen gehüllt, waren mit Schnüren kreuzweis umwunden und machten ihn schon dadurch als einen Bergbewohner kenntlich. Um die blautuchene kurze Hose war ein purpurrother, etwas verschossener Shawl handbreit als Gürtel gewunden. Die Jacke von braunem Sammet, mit vielen silbernen Knöpfen besetzt, stand offen und enthüllte unter dem zurückgeschlagenen Hemd eine breite muskulöse mit schwarzem wolligem Haar dicht bedeckte Brust. Um den kurzen festen Hals flatterte lose ein buntseidenes Tuch, und von den Schultern herab bis auf die Knöchel hing ihm ein ziegelrother, schon etwas schadhaft gewordener Carbonarimantel. Ein hoher Spitzhut mit breiter Krempe, bis zur Spitze mit farbigem Seidenband dicht umwunden, das am Rande in breiten Enden herabhing und zum Ueberfluß noch mit welken Blumen verziert war, saß ihm schief auf dem Kopf. Es war vom Kopf zu Fuß die vollendete Tracht eines Räubers aus den Abruzzen, wie man sie täglich auf Bildern sehen kann. Uebrigens schien er wirklich ein recht artiger Bursche zu sein, denn als er unsere neugierig auf ihn gerichteten Blicke bemerkte, grüßte er mit freundlichem Lächeln und suchte seine an sich schon malerische Stellung

durch eine unmerkliche Bewegung, die seinem Mantel schöneren Faltenwurf verlieh, noch zu verbessern.

Zufrieden mit unserm Glück, das uns bereitwillig einen Fra Diavolo zeigte, näherten wir uns mehr und mehr dem Vaterlande dieses berühmten Opernhelden. Und wenn man die Einsamkeit der Sümpfe und gegen Süd und Ost die lockenden Felsen des Sabinergebirges mit ihren reizenden Verstecken sieht, begreift man erst, wie es möglich ist, daß hier so gern Räuber hausen und gehaust haben. Mich dünkt, die ganze Landstrecke von Beginn der Sümpfe bei Torre de' tre ponti bis über Itri hinaus muß von jeher Räuber geboren haben. Hier müssen sie gedeihen wie Pilze auf faulem Holz, und wenn je in der Welt ein Ort vorhanden und dazu bestimmt sein sollte, einen genialen Räuber, einen Napoleon unter den Briganti hervorzubringen, so schießt dies geniale Unkraut gewiß in der Umgegend von Terracina aus irgend einer dieser sonnigen, mit Aloe und Cactus überwucherten Felsenspalten auf.

Bei Ponte maggiore verläßt man die Sümpfe, die sich rechts gegen das Meer verlieren. Nahe an hohe Kalkfelsen gedrängt, die hier mit üppigem Pflanzenwuchs bedeckt sind, wendet sich die Straße nach dem alten Anxur, dessen an steiler Felsenwand hoch aufgethürmten gelblichen Häuser schon von weitem die pittoreske Lage Terraci-

na's verrathen. Fels und Stadt brannten in goldenem Feuer, das die im Meer versinkende Sonne über sie ausgoß. Auf den Sümpfen lag schon der schwere fette Abendnebel und verhüllte zum Theil die schön beleuchteten Gebirge.

Unser Wunsch, Terracina noch vor Abend zu erreichen, blieb leider unerfüllt. Erst bei einbrechender Nacht stiegen wir unter den schauerlichen Trümmern von Theodorichs Burg vor dem geschmackvollen Säulengang eines modernen eleganten Gasthauses ab. Donnernd schlug die Brandung des Meeres an das Felsengestade. Die Stadt war ziemlich still und menschenleer, nur unter den Arkaden saßen bei glimmendem Lampenschein ein paar Frauen und boten die goldenen Früchte des Südens in zierlichen Körbchen feil. Ich trat zu ihnen, um mir für wenige Bajocchi alle Taschen mit saftigen süßen Orangen zu füllen. Stille warme Luft, blauer Himmel, leuchtende Sterne, schäumendes Meer und an den Felsen hinauf das phantastische Geäst indianischer Feigen mit ihren breiten fetten Blättern, dazwischen die nickenden vierkantigen haushohen Säulen zahlloser Cactus und über dem Allen die rauschenden breiten Kronen vier bis fünf schlanker Palmen gaben mir die Gewißheit, daß hier der eigentliche Süden, das Land des ewigen Frühlings, die von Blüthenduft durchhauchten Gärten der Hesperiden begonnen hätten.

Unser Vetturin sorgte auch hier wieder für einen vortrefflich besetzten Tisch und ausgezeichneten Wein, dem wir die Ehre so heiterer Zusprache anthaten, daß zu unserer großen Zufriedenheit ein zweiter Aufsatz ohne vorhergegangene Mahnung erfolgte.

Wie gewöhnlich erkundigte sich gegen Ende der Tafel der Vetturin persönlich, ob wir gut und zu unserer Zufriedenheit bedient worden seien, eine Einrichtung, die ich für die Bequemlichkeit des Reisenden ganz vortrefflich finde. Auf unsere Frage: zu welcher Stunde er am nächsten Morgen aufzubrechen gedächte? nannte er eine sehr frühe, was uns in Verwunderung setzte, da die zurückzulegende Strecke Weges auf der Karte nicht sehr bedeutend schien. Der Cameriere gab unbefragt sogleich den nöthigen Commentar dazu, indem er mit wichtiger Miene und lebhafter Geberde die charakteristischen Worte uns zurief: „È bisogno, Signori; perchè ci sono domani passaporti, dogana e montagne!" (Es geht nicht anders, meine Herren; denn Morgen gibt's Päſſe zu visiren, Dogana und Berge zu überstehen!) In andern Ländern würde man lachen, wenn uns Jemand weiß machen wollte, es seien dies wesentliche Hindernisse schnellen Fortkommens; in Italien aber haben wenigstens Päſſe und Dogana zweimal mehr zu bedeuten, als hohe Berge mit schlechten

Wegen, und daß der commentirende Cameriere wirklich vollkommen Recht hatte, erfuhren wir zur Genüge.

Das Gasthaus in Terracina ist übrigens eins der am besten eingerichteten, die ich in Italien kennen gelernt habe. Die Zimmer groß, elegant, mit feinen Teppichen belegt, die Betten rein und breit. Sogar für den Geschmack und die Liebhaberei mancher Reisenden, die sich nur wohl in ihrem Vaterlande fühlen, ist dadurch gesorgt, daß die Namen aller europäischen Hauptstädte über den verschiedenen Zimmerthüren angeschrieben stehen und man sich also die Stadt wählen kann, die man vor andern liebt.

Ich war nicht patriotisch gesinnt. Der Duft des Meeres und das tönende Spiel der Wellen zogen mich vor Allem an und so logirte ich mich denn in London ein, wo ich auch sehr bald vom nie verhallenden Donner der Brandung eingelullt ward.

III.

Nepolitanische Dogana. Die Gärten der Hesperiden. Mole di Gaëta. Das glückliche Campanien.

Ueber Nacht hatte sich das Wetter geändert. Trüber Himmel, feuchtwarme Luft und schwüler Wind verkündigten uns heftigen Scirocco. Das Meer schlug mit verstärkter Gewalt an's steile Felsenufer und zeigte auf seiner weißlichgrauen Fläche breite Schaumkämme, die sichern Vorboten heftigen Windes.

Bei Terracina überrascht uns eine neue üppigere Vegetation, die uns anzeigt, daß wir den Fuß auf die Schwelle Unteritaliens gesetzt haben. Myrthe, Buchsbaum, Lorbeer, Granate und Rosmarin bedecken die Felsenwände und wuchern, wie bei uns Nesseln und Disteln, am Rande der Straße. Die indische Feige schießt zur Höhe eines mittleren Baumes auf und bildet starke vielgekrümmte Stämme. Palmen hoch und schlank stehen, obwohl nur vereinzelt, am Wege, während zahllose junge

Ableger derselben überall aus steinigen Erdritzen ihre zitternden Blätterbüschel in der Luft schaukeln.

Beim Grauen des Morgens erreichten wir die neapolitanische Grenze und betraten die Provinz Terra di Lavoro. Nebelwolken trieben über das Meer und einen vielgestaltigen kleinen See her, und lösten sich alsbald in feines Regengeriesel auf. So kamen wir an die Dogana, wo uns jedoch blos die Pässe abverlangt wurden. Hier nun bestätigten sich die Worte des Cameriere als Prophezeiung, denn es verging beinahe eine Stunde, ehe die neapolitanischen Grenzbeamten mit Durchstudiren unserer Legitimationen zu Stande kamen, und es hätte wohl noch länger gedauert, wären wir ihren Zweifeln und geographischen Irrungen nicht berichtigend zu Hilfe geeilt. Endlich als dies schwierige Geschäft zu allseitiger Zufriedenheit abgemacht war, schwang sich Einer von den Soldaten neben den Vetturin auf den Bock, um uns sicher bis F o n d i zur eigentlichen Dogana zu geleiten.

Der Weg dahin führt durch die fruchtbarste und anmuthigste Ebene. Gegen Osten begrenzen malerische Berge von mittler Höhe das niedrige Land, gegen Westen schließt das Meer die unendliche Aussicht. Wäldchen von Oelbäumen überziehen die Hügel und wachsen in den Schluchten des Gebirges hinauf, das Land selbst gleicht einem Garten. Die Saat stand bereits handhoch, das

Gras funkelte frischgrün in den kärglichen Sonnenstrahlen, die bisweilen das Gewölk durchbrachen. Wären die Einwohner fleißiger und mehr auf Ordnung bedacht, so würde dies unverwüstliche Land noch zehnmal reizender sein. So aber läßt das träge Volk Natur und gesegnetem Klima freie Hand und thut nur gerade so viel, als zu nothdürftigster Bestellung des Ackers unerläßlich ist. Man pflügt und eggt übrigens das Land nicht, sondern hackt und gräbt es nur, worauf man die neue Frucht nachlässig hineinstreut. Schaaren von hundert und mehr so beschäftigten Menschen, die unter Gesang und Lust ihre Arbeit treiben, kann man überall sehen. Die unermeßlichen Waizenfelder gewähren einen heitern Anblick, da sie in breiten Reihen mit schattenden Oelbäumen bepflanzt sind, um die sich im Winter üppig wuchernder Epheu, im Sommer das saftgrüne Blatt der Weinrebe schlingt. Bedenkt man, daß in solcher Weise ein und derselbe Boden dreierlei Frucht in Uebermaß hervorbringt, so muß man die Leute freilich ihres geringen Fleißes wegen entschuldigen.

Vor Fondi begrüßten uns die ersten Orangengärten, hin und wieder von einer hohen Palme überragt. Tausende reifer Früchte glänzten aus dem dunkeln frischen Laub der Bäume und gaben uns erst einen Begriff von den bezaubernden Reizen des Südens.

Uralte cyklopische Mauern umgaben die Stadt, deren Bewohner ihr jetziges Aussehen nicht Lügen strafen. Ein Gesindel, wie ich es noch nie gesehen hatte, sammelte sich an der Dogana um unsern Wagen und war bemüht, dem Facchino hilfreiche Hand zu leisten, welcher unsere Sachen abpackte.

Von Dolchstichen zerfetzte Gesichter, geld- und blutgierige Blicke, Lumpen statt der Kleider auf dem Leibe, so gestaltet drängte sich das Volk bettelnd und fordernd um uns in einer Weise, die einem Neuling wohl hätte Bedenken erregen können. Wir zogen es jedoch vor, anstatt der verlangten Botiglien ihnen unsere Stöcke zu zeigen, ein Verfahren, das vortrefflich anschlug.

Die Untersuchung ward rasch beseitigt, was ohne Zweifel der klingenden Stimme einiger Carlini zugeschrieben werden mußte. Sehr froh, so wohlfeilen Kaufes davon zu kommen, wollten wir schon wieder einsteigen, als uns Einer der Beamten wohlmeinend bedeutete, daß wir bis Neapel uns noch zweimal einer Visitation unterwerfen müßten. Es gäbe indeß ein Mittel, diesem Uebel sich zu entziehen und dies bestehe ganz einfach in dem Kauf eines „Lasciate passare" (Passirscheins). Zur Bequemlichkeit der Reisenden habe die milde Regierung diese angenehme Einrichtung getroffen und die Herren Fremden versäumten nie, davon Gebrauch zu machen.

Es versteht sich von selbst, daß wir mit beiden Händen zugriffen und den Wink des wohlwollenden Beamten annahmen, nur erlaubten wir uns zuvor die bescheidene Frage: was ein solcher Passirschein wohl koste? an diesen zu richten. Die Antwort darauf lautete charakteristisch genug:

„Eh, che volete, Signori! Una botiglia.“ (Je nun, was Sie wollen, meine Herren! Etwa eine Flasche).

Eine Flasche! Was soll das heißen? Bezahlt man denn im Neapolitanischen mit Flaschen? höre ich fragen. — Allerdings, aber blos figürlich. Flasche heißt im Neapolitanischen Trinkgeld, buona mano. Niemand wird, wie im Römischen eine buona mano, oder ein paar Bajocchi oder eine Kleinigkeit „qualche cosa“ fordern, sondern „una botiglia,“ eine Flasche. Wie sich bei uns der Kutscher hie und da einen Schnaps ausmacht, so begehrt im Neapolitanischen Jedermann eine Flasche, vom zerlumptesten Facchino und Lazzarone bis zum angesehensten Beamten hinauf. Und wehe dem Fremden, der sich dieser Sitte nicht einigermaßen fügt! Er wird sich tausend Unannehmlichkeiten aussetzen, aus dem Aerger nie herauskommen und doch nichts erreichen. Weise Mäßigkeit im Vertheilen der vielgewünschten Botiglien ist jedenfalls zu empfehlen. Der Neapolitaner hat bei größter Frechheit im Fordern doch so viel Gutmüthigkeit, daß er mit dem zehn-

ten Theil des Verlangten vollkommen zufrieden gestellt wird.

So bezahlten wir also den gewünschten Schein nach unserm Gutdünken, mußten auf das Bemerken des Beamten, daß dies doch gar zu wenig sei, noch etwas nachschießen, und durften nun frohen Muthes allen fernern Schrecken der endlosen Doganen entgegengehen.

Außer der reizenden Lage Fondi's ist in diesem schmuzigen und stinkenden Räuberloche gegenwärtig nichts zu sehen, das Einen lange fesseln könnte. Schwärmer für Heilige können sich im Dominikanerkloster die Zelle des heiligen Thomas von Acquino zeigen lassen, wo der fromme Mann lebte und studirte. Wir fühlten so heiligen Drang nicht in uns und zogen es daher vor, uns neuerdings mit frischen Südfrüchten zu verproviantiren, die hier in großen Massen aufgehäuft und für einen Spottpreis einzuhandeln waren.

Die Umgegend Fondi's bringt vortrefflichen Wein hervor, den schon Horaz, Plinius und Andere lobend erwähnen. Als besondere Merkwürdigkeit zeigt man in der Nähe der alten Stadt eine Höhle, wo nach den Versicherungen des Tacitus Sejan dem Tiberius das Leben rettete.

Noch im sechzehnten Jahrhundert mag Fondi eine verhältnißmäßig reiche und hübsche Stadt gewesen sein.

Damals lebte hier Prosper Colonna, der sie von dem König von Aragon zum Geschenke erhielt. Nach dem Tode Vespasian Colonna's wählte sich dessen schöne Wittwe, Julia Gonzaga, Fondi zu ihrem bleibenden Aufenthaltsorte.

Der berühmte und berüchtigte muselmännische Seeräuber Barbarossa, dessen zertrümmertes Schloß noch heutigen Tages auf einer Felsenstirn der Insel Capri zu sehen ist, faßte 1534 den Entschluß, die ihrer außerordentlichen Schönheit wegen berühmte Gräfin zu entführen und überfiel zu diesem Zwecke eines Nachts mit seinen entmenschten Horden die nichts ahnende Stadt. Julia Gonzaga konnte sich nun zwar mit knapper Noth noch flüchten, allein Stadt und Einwohner mußten desto härter dafür büßen. Der rasende Seeräuber gab sie der Plünderung preis, zerstörte Kirchen, verwüstete Häuser und Felder und führte eine Menge Einwohner in türkische Sklaverei.

Langgestreckte Gärten voll der schönsten Orangen schließen sich an die Mauern der Stadt an und laufen eine gute Weile zu beiden Seiten der Straße fort. Die Bäume waren mit so viel reifen Früchten besät, daß wirklich ein großes Netz goldener Aepfel über den saftigen Laubwald gebreitet zu sein schien. Dünne Aestchen mit acht und noch mehr dicht gereihten Früchten hingen

über die Mauern heraus. Ein kecker Griff hätte sie uns unfehlbar in die Hände geliefert, wir freuten uns aber schon an dem seltenen paradiesischen Anblick und ließen sie deshalb unberührt. Zwischen solchen waldartigen Gärten und köstlich grünenden Saaten, beschattet von silbergrünen Laubfächern malerisch geformter Oelbäume fuhren wir geraume Zeit durch die herrliche Ebene, bis der Weg sich links in steiniges, wüstes, aber immer schön gestaltetes Gebirgsland wendet. Hier endigen nun zwar die ungemein fruchtbaren Waizenfelder, der Oelbaum dagegen wuchert überall zwischen dem Kalkgestein, und wo irgend ein Fleckchen Erde auf dem Felsen lagert, da grünt lustig die schönste Saat.

Längs dieses Weges wurden häufig mannichfache Spuren ehemaliger Bebauung sichtbar. Mauerwerk, leicht als antik zu erkennen an der Art der zusammengefügten eineckten Ziegelsteine, tauchte malerisch, von nickendem Epheu übersponnen oder von hochstaudigem Cactus bewacht, empor aus dem felsigen Terrain. Der Vetturin gab uns abermals zu verstehen, daß hier ein Strich Landes zu durchschneiden sei, der von Wegelagerern sehr besucht werde. Wirklich strich auch überall verdächtiges Gesindel an dem steilem Geklipp herum, um das springende Ziegenheerden weideten, und ehe wir's uns versahen, hockten einige dieser Gesellen hinten auf. Sie wur-

den nicht ohne drohende Geberden entfernt, worauf sie in die höhlenartigen Vertiefungen zurücktraten, aus denen sie wie Kobolde aufgesprungen waren.

Inzwischen hatte der Horizont sich etwas aufgehellt. Es hörte auf zu regnen, frischer Wind jagte die Wolken den Gebirgen entgegen und wenn auch kein heller blauer Himmel erschien, so zeigten sich doch hin und wieder in dem eintönigen Grau des Gewölkes strahlende blaue Lichtrosen, die gegen Mittag Besserung des Wetters versprachen.

So erreichten wir das räuberische Felsennest Itri, zwischen hohen Hügeln in engem Grunde unaussprechlich malerisch gelegen. Die wüst und zertrümmert aussehende Stadt wird von einem hochgelegnen Fort gedeckt, das sehr alt sein muß. Bruchstücke cyklopischer Mauern sieht man auch hier, wie denn überhaupt die ganze Wegstrecke von Fondi bis Mola mit den interessantesten Ueberresten alter Bauwerke, mit Tempelschwellen und Inschriften übersät ist, die man staunend in dem Gemäuer erblickt, das Vignen und Orangengärten umschließt.

Eben als wir in die Stadt hinein- oder vielmehr an ihr vorüberfuhren, krachte aus einem der Häuser ein Schuß, dem ein zweiter auf der Stelle folgte. Ein grimmig blickender Kerl stand am Fenster und stierte uns mit tückischen Augen an. Langsam zog er die doppel-

läufige Flinte zurück und lehnte sie neben sich. Da wir den Gedanken nicht los werden konnten, es möge der Schuß uns gegolten haben, theilten wir diese Ansicht dem Vetturin mit. Dieser versicherte uns jedoch, es sei blos ein Freudenschuß gewesen und wir würden von jetzt an noch häufig dergleichen hören.

In geringer Entfernung von Itri steht rechter Hand ein Thurm, den man für das Grabmal des Cicero ausgibt, was jedenfalls auf einem Irrthum beruht, da der Bau offenbar neuern Ursprungs ist. Wahrscheinlicher könnte man das ihm gegenüberliegende viereckige Mauerwerk dafür halten. Auch zeigt man die Quelle, an welcher die Gefährten des umirrenden Odysseus die Tochter des Königs der Lästrygonen fanden, dessen Stadt, das alte Formiae, an derselben Stelle lag, wo jetzt Gaëta sich ausbreitet.

Mola di Gaëta, an und unter Orangengärten hart am rauschenden Golfe liegend, gehört seiner weiten und mannichfachen Aussicht wegen zu den reizendsten Orten Italiens. Halbmondförmig weitet sich der breite tiefe Golf, mit Villen und Ortschaften besät, mit leuchtenden Orangenwäldern bedeckt, rechts bis an's hohe Felsenhorn, auf dem die Festung Gaëta liegt, aus, und verlängert sich links durch eine fortlaufende Wand malerischer, mit Oliven und Immergrüneichen bewachsener

Berge bis nach Cumä hin. Bei klarem Wetter sieht man hier am äußersten Ende des linken Hornes die Inseln Procida und Ischia liegen und über den Bergwall ragt der dunkelblaue Scheitel des Vesuv mit seinem wallenden Rauchfederbusch empor. Einen so überraschend schönen Anblick gewährte uns das launenhafte Glück nicht. Graue Nebelschleier verhingen die Berge nach dem Süden, nur der Golf glänzte blau, wenn je zuweilen ein Sonnenstrahl durch den feuchten Nebel blinkte. In einem hochgelegenen Gasthause, hüben und drüben von den üppigsten Orangengärten eingehegt, ward ein paar Stunden gerastet. Wir konnten es uns nicht versagen, für eine unbedeutende Kleinigkeit uns die Erlaubniß zu erkaufen, die köstlichen Früchte selbst nach Belieben von den Bäumen zu pflücken, was wir mit großem Behagen thaten. In so himmlischer Gegend wäre es aber auch dem ernsthaftesten Menschen zu verzeihen, wenn er vor tiefinnerem Entzücken in kindlichen Freudenjubel ausbräche und sich an Kleinigkeiten ergötzte, die sonst wirklich nur Kindern Vergnügen machen. Ich schäme mich wenigstens nicht zu gestehen, daß ich mit unsäglicher Lust die prächtigen Goldfrüchte bald einzeln, bald in Büscheln von den hohen reich beladenen Bäumen brach, mit ihnen den Garten hinab an's Ufer des brandenden Golfes eilte und dort auf einem Stück antiken Mauer-

werkes sitzend, das halb vom Meere bedeckt, in reicher Ausdehnung sich das Ufer lang erstreckt, mir gern einredete, daß diese ehrwürdigen Trümmer wirklich die Ueberreste jener Villa wären, die einst dem größten Redner Rom's, dem gegen Catilina und Verres die vernichtenden Pfeile seines Geistes schleudernden Cicero gehörte. Jetzt spritzen die Wogen über das uralte Getrümmer und in den Prachtgemächern, deren Mosaikfußböden das Meer zerstört hat, fangen betriebsame Knaben Taschenkrebse und Seesterne, die sie dir zugleich mit glatten Schieferstückchen, mit Jaspis, glänzenden Porphyrwürfeln und fein geädertem Marmor für eine „Flasche" anbieten. Und wir Modernen bilden uns ein, daß von unserm Thun und Treiben wohl auch etwas auf die späte Nachwelt kommen könne, ohne zu bedenken, wie klein unsere geistigen Tempel, wie hinfällig und zerbrechlich unsere materiellen Bauwerke sind im Vergleich mit denen der Alten, die doch noch lange kein zweites Jahrtausend überdauert haben!

Von Mola di Gaëta aus wird der Weg immer anmuthiger. Die Orangengärten nehmen kein Ende, man glaubt sich in's Paradies versetzt unter diesem duftenden Laubdach so vieler bis zum Brechen mit Früchten beschwerter Bäume. Sie sind groß und breitästig wie bei uns die Aepfelbäume. Zwischen den Früchten hingen frische Zweige heraus, die bereits hie und da schwellende

Blüthenbüschel zeigten. Wunderlich genug in solchem Paradiese kamen uns die Menschen vor, die sich, was freilich im Paradiese auch Sitte gewesen sein mag, allerhand Natürlichkeiten in den engen schmuzigen Gassen erlaubten, die bei uns die Polizei als sittenverderbend oder anstandswidrig nicht dulden würde. Da gab es unter andern recht große Jungen, Bursche von funfzehn, sechzehn Jahren, die an einem Brunnen mit irgend einer Wäscherei beschäftigt waren und sich zu diesem Behufe an der steinernen Einfassung niederkauerten. Von vorn sahen die lustigen Bengel ganz anständig aus, denn sie trugen wirklich Hemd und Beinkleider, aber von hinten war von dem Allem nichts zu sehen. Das Hemd war über dem braunen Rücken geplatzt und ließ die kräftigen Formen der hoffnungsvollen Jugend durchscheinen, und dem Beinkleid fehlte ein sehr nothwendiges Bestandtheil, um ihm Halt zu geben, nämlich das, was der Schuster beim Stiefel den Boden zu nennen pflegt. Der Anblick dieser unter freiem Himmel in so mangelhafter Bekleidung waschenden Jugend war so originell und lustig, daß wir allesammt in ein schreiendes Gelächter ausbrachen, was eine noch lautere Erwiederung von Seiten der halbhosigen Jungen zur Folge hatte und damit endete, daß der ganze Troß, aus sechs oder acht bestehend, neben dem Wagen herlief und uns um „Botiglien" anbettelte.

Ueberhaupt wird das Volk von Terracina aus in Physiognomie und Charakter ein von dem Römer völlig verschiedenes. Der gemessene Ernst des Römers, welcher Lebhaftigkeit der Geberde, Leidenschaft der Sprache nicht ausschließt, schlägt hier in stets lärmende Heiterkeit um, die im Lachen und Spektakeln ihr höchstes Erdenglück sucht und findet. Je näher man Neapel kommt, desto entschiedener und ausgeprägter tritt dieser Charakter des Volkes hervor. Der Bettler lamentirt nicht, wie der römische, auch erfleht er nicht um der Wunden Christi und der heiligen Madonna willen ein Almosen, noch geht er unbeschenkt mit dem herzbrechenden Klageruf: „Poveretto abandonnato!" (Verlassener Armer!) von dannen; bei Leibe! Wird man angebettelt, so geschicht's unter tollem Geschrei, unter allerhand Witzworten, die der gutmüthige Narr oder verschmitzte Schelm lachend vorbringt, alle höchsten Ehrentitel an Einen verschwendend. Fruchtet der Lärm nichts, auch gut. Er wirft die Mütze in die Luft, macht das Horn gegen den Fremden, schreit, daß man denkt, die Lunge müsse ihm zerspringen, und hüpft lachend und singend von dannen.

In Mola bemerkte ich zuerst auffallend diese Veränderung des Volkscharakters, der sich auch aus den Städten auf's offene Land und die Landstraße verschleppt. Begegneten uns sonst nur Esel mit einem Reiter, so trab-

ten deren jetzt mit zwei Reitern an uns vorüber, die beide schrieen und mit baumelnden Füßen den armen Grauchen die Seiten paukten. Ruhig sitzt Keiner auf seinem Beest, sie fechten und rankern ewig auf ihm herum, hocken ihm bald auf dem Halse, bald hängen sie ganz hinten darauf, daß man denkt, sie müßten jeden Augenblick herunterpurzeln. Sehr gern setzt sich Einer rückwärts, der Andere vorwärts, und wie Dieser den Zügel des Thieres hält und es damit zerrt und peitscht, so hat Jener den Schwanz des Esels in der Hand, reißt daran und müht sich schreiend ab, ihn ebenfalls als Peitsche oder Ruthe zu gebrauchen. Kurz, das Volk wird nach unsern Begriffen ganz toll und geberdet sich wie recht heiter gestimmte Wahnsinnige. Wird bei dem Fremden durch dies ganz Ungewohnte unwillkürlich die Lachlust gereizt, so ist's dem Narren ganz recht. Heiterkeit und Lärm sind ihm stets angenehm; er begrüßt und erwiedert sie, wo immer er sie findet, mit gesteigertem Schreien und Lachen, und so kann der Lärm freilich kein Ende nehmen.

Von dem beneidenswerthen Klima dieses glücklichen Landes gab uns eine neue Art Gartenzaun Kunde. Wie man nämlich bei uns lebendige Hecken von spanischer Weide, von Buchen und Feldröschen hat, wie sich diese in Mittel- und Oberitalien in Laurestinus-, Buchsbaum-, Myrthen- und Lorbeerhecken verwandeln, so pflanzt man hier Aloë

um Felder, die man eingefriedigt, gegen Nachbar und Straße abgeschlossen haben will. Mehrmals kamen wir jetzt an solchen Hecken vorüber. Die Aloën waren mit ihren breiten blaugrünen Blättern zur Höhe eines mäßigen Hauses aufgeschossen und bildeten mit überhängenden oder geknickten Blüthenstengeln allerdings eine schwer durchdringliche Umzäunung. Hin und wieder deckten sich auch Aloën und Cactus und umbauten die grünenden Saaten mit dem herrlichsten Blätterstaket.

Vom Gebirg herüber, das in schön geschwungenem Halbkreise gegen Osten mit der Straße fortläuft, schiebt sich eine lange, noch ziemlich gut erhaltene Wasserleitung, die die Fruchtebene in schiefer Linie durchschneidet. Die Straße geht mitten durch ein paar zersprengte Bogen hindurch, jenseits derselben gegen das Meer läuft sie noch eine Strecke weit fort und endet in einem ansehnlichen Trümmerhaufen. Es dämmerte schon, als wir dies altersgraue Gemäuer erblickten.

Im fahlen Abendlicht hoch am Gebirg schimmerte Sessa. Ein Fluß schlängelte sich in mannichfachen Krümmungen durch's Land und kam der Straße immer näher. Es war der Garigliano, die alte Grenzscheide zwischen Latium und Campanien. Eine prächtige Kettenbrücke trug uns hinüber in diesen mit allen Reizen und den

reichsten Gaben der Natur verschwenderisch geschmückten Landstrich.

Wer sollte nicht poetisch gestimmt und von den eigenthümlichsten Empfindungen bewegt werden beim Eintritt in's „glückliche Campanien!" Wir waren nahe daran, unserm Seelenjubel in heiterem Gesange Worte zu leihen, da stürzte uns die schnarrende Stimme eines Wachtpostens, der nach den Pässen fragte und sich mit sauersüßem Lächeln als Doganenmann ankündigte, aus allen unsern Himmeln. Das „glückliche Campanien" und moderne Doganenplackerei und Paßvisirung paßten nicht zusammen. Lachend strichen wir die anschwellenden Segel der Begeisterung, reichten unser wohl erworbenes „Lasciate passare" hervor und erhielten Kraft dieses Talismanes sofort die Erlaubniß, uns tiefer in das alte Land sybaritischer Schwelgerei vertiefen zu dürfen. Zuvor jedoch bemerkte der Douanier, daß es nicht schaden könne, wenn wir ihm die Langeweile seines Postens mit „einigen Botiglien" versüßen wollten. Wir thaten, als verstünden wir ihn nicht recht, machten durch ein einfaches Subtractionsexempel aus verschiedenen Flaschen eine einzige und kamen mit diesem Abzuge eben so gut von der Stelle.

Nach Sonnenuntergang umzog sich der Himmel wieder mit regendrohendem Gewölk, das der warme Scirocco über's Meer vor sich her jagte. Als die Nacht herein=

brach, funkelten zu beiden Seiten der Straße unzählige Glühwürmer im Grase und auf den fetten Blätterkörpern der Aloën, ein Schauspiel, das uns Ende December wie ein Feenmärchen vorkommen mußte.

Zu unserm Leidwesen fielen die müden Pferde des Vetturin aus ihrem langsamsten Trabe in einen Schritt, der kaum noch Gehen genannt werden konnte. Rundum war nichts zu erkennen, als die phantastischen Hecken um Feld und Wiesenland. Schwerer, feuchter Nebel verdeckte Ebene und Gebirg und machte die ohnehin schon dunkele Nacht noch finsterer. Wir verlangten sehnsüchtig nach dem Nachtquartier, das trotz der Lichter, die aus der feuchten Dämmerung aufflimmerten, nicht erscheinen wollte. Endlich an einsamer Osterie stieg der Vetturin ab und verlangte Vorspann. Dazu wollte man sich nicht verstehen oder doch blos für einen Preis, den unser Fuhrmann zu zahlen sich nicht entschließen konnte. Nach längerem Verhandeln ward endlich ein Führer mit Laterne gedungen, der uns vorleuchten sollte, was bei dem von starkem Regen aufgeweichten Wege wohl nöthig sein mochte. Zu diesem Einen gesellten sich aber noch drei Jungen, die sich ohne Weiteres hintenauf packten und — ich weiß nicht, zu welchem Zweck? — sich von den ermatteten Pferden die sanft ansteigende Höhe mit hinaufschleppen ließen.

Nach etwa einer halben Stunde erlosch die Laterne,

die Jungen verschwanden und wir krochen wieder allein die Straße entlang. Ein großes Gehöfte, von mehreren Lichtern erhellt, stieg vor uns auf.

„Sant' Agata, unser Nachtquartier," sagte der Vetturin und lenkte von der Straße ab. Er mußte mehrmals den schweren Klopfer gegen die Pforte fallen lassen, ehe es lebendig ward. Indeß fanden wir gute Zimmer und Betten, ein reichliches Pranzo und einen lodernden Kamin im Speisezimmer. Dieser Gasthof scheint früher ein Kloster gewesen zu sein nach dem geräumigen viereckten Hofe zu schließen, den ein hübscher Säulengang umgibt.

Ansehnliche Ruinen eines großen Amphitheaters werden in der Nähe gezeigt als einzige Ueberreste von dem gänzlich verschwundenen Minturnä. Der späten Abendstunde wegen mußten wir auf deren Besichtigung verzichten. Wir fügten uns leicht darein, da wir ja hoffen durften, am nächsten Tage bei guter Zeit das Ziel unserer Reise und Wünsche, Neapel mit seinem Golf, den herrlichen Inseln und dem rauchenden Vesuv zu erblicken.

IV.

Das heutige Capua und seine Reize. Ein blinder Improvisator. Anblick des Vesuv. Neapel.

Es sah gar nicht südlich aus, als wir bei anbrechender Morgendämmerung Sant' Agata verließen. Die ganze Nacht hatte ein starker Südwind geweht und mehr Wolken gebracht als vertrieben, doch regnete es nicht, und das war schon etwas.

Lange vor Eintritt in die berühmte capuanische Ebene, die „campagna felice," wie der Neapolitaner diese lachende Landschaft nennt, merkt man die Nähe des Vulkanes. Hügel und Ebnen verrathen ihren vulkanischen Ursprung. An der Straße sieht man zu jeglichem Bau große blauschwarze Lavaquadern verwendet. Der Boden ist schwarz, wie Asche, dabei fett und unbeschreiblich fruchtbar. Unübersehbare Waizenfelder laufen zu beiden Seiten der breiten Straße fort. Darin sind reihenweis Ulmen und Pappeln gepflanzt, an deren Stämmen die Weinrebe sich hinaufrankt und ihre schwankenden Aeste über die Wipfel

in leichten Bogen von Baum zu Baum schlingt, so daß sie ein ungeheures Netz meilenweit über die Fruchtfelder ausspannt. Freilich waren jetzt Bäume und Reben entblättert, aber der Anblick doch freundlich und das helle junge Grün der Saaten dem Auge wohlthuend.

Gegen Mittag lag Capua vor uns. Ehe man an's Thor der Festung kommt, muß man den Volturno überschreiten, der in mäßiger Breite an der Nordseite der Stadt vorüberfließt und ihre Festungsgräben bewässert. Er ist schmuzig gelb wie die Tiber und die meisten italienischen Flüsse, rollt aber in ziemlich raschen Wellen dem Meere entgegen.

Wir mittagten in Capua, das sich im Innern sehr unfreundlich zeigte. Die Straßen, schmal und düster, schwammen in Koth und waren von Unrath aller Art bedeckt. Darum liefen auch unzählige dickwanstige, schwarze und ganz borstenlose Schweine seelenvergnügt in diesem Schmuzbrei herum und wälzten sich grunzend in der kühlen Brühe. Man hatte Noth, sich ihrer zudringlichen Liebkosungen zu erwehren. Schreiende Esel galoppirten gaßauf gaßab und verspritzten die tintenschwarze Flüssigkeit nach allen Seiten hin. Die liebe Bevölkerung gab wenig darauf, sie half den Beestern mit schreien, den Schweinen mit grunzen, sah außerdem ungewaschen aus wie die Straßen, und befand sich vortrefflich. Es wollte uns

Allen nicht recht zu Sinne, daß Hannibals Heer in den Genüssen dieser Stadt sich verweichlicht haben sollte. Heut zu Tage lagerte hier gewiß kein Rekrute länger, als er müßte, denn das Capua von heut kann füglich mit einem kolossalen Schweinestalle verglichen werden.

Dieser Straßenwirtschaft entsprach auch ganz genau die Locanda, in der wir abstiegen. Es gehörte wirkliche Kunstfertigkeit dazu, die steinerne Treppe, deren Stufen aus glatten Kothwülsten bestanden, hinaufzuschweben. Nicht viel reinlicher gehalten war der Fußboden des Gastzimmers. Zum Unglück stieß auch noch die Küche unmittelbar daran, so daß man das Gebahren des Koches, dessen ursprünglich weiß gewesene Kleidung jetzt dem Anzuge eines angehenden Schornsteinfegers glich, mit Behagen betrachten, die Zubereitung der Speisen genau beobachten konnte. Diese nur war, wie leicht zu erachten, der Art, daß ein deutscher Gaumen keinen Drang fühlte, ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Alles Andere, als Tischtuch, Messer und Gabeln, Gläser und Flaschen, entsprach dem Aufenthaltsorte und erhöhte uns den Genuß des Daseins. Dem Ganzen aber wurde die Krone dadurch aufgesetzt, daß sich eine Hinterthür des Speisesaales auf einen schmalen Gang öffnete, an dessen Ende das interessante Gemach angebracht war, dem wir tiefsinnigen Deutschen den mystischen Namen des „gehei-

men" geben, während der Italiener zweckmäßiger und deutlicher es „luoghi immondi" nennt. Durch zerbrochene Fensterscheiben und die offene Thür, die nicht zu verschließen war, trieb uns der Luftzug die starken Düfte des Südens entgegen und hüllte Zimmer und gedeckte Tafel in eine eigenthümliche ambrosische Atmosphäre. Als charakteristisch für capuanische Reinlichkeit sei noch angedeutet, daß der Gang zwar gepflastert, aber eben so schmuzig war, als die Straßen der Stadt, nur bestand hier der Schmutz aus anderm Stoffe, und um die Weihe des Orts und die Andacht Derer zu vermehren, die ihn besuchten, hing an der Wand darüber ein Marienbild, beleuchtet von einem still brennenden Lämpchen, das seiner Form nach schon in Pompeji zu ähnlichem Zwecke gedient haben konnte.

Indem wir die Hände, wie Homer sagt, „zum lecker bereiteten Mahle" erhoben, das aus Beafsteaks und Schmorkartoffeln bestand oder doch bestehen sollte, machten wir den Cameriere auf diese verschiedenen wahrgenommenen Uebelstände aufmerksam und verlangten so weit wie möglich deren Abänderung. Der fatale Mensch hob aber blos den Kopf etwas in die Höhe, zog die Luft mit beiden Nasenflügeln ein und sagte mit unverschämter Naivetät:

„Fa niente, Signori; è costume cosi!" (Das thut nichts; es ist hier zu Lande so Brauch!)

Ungeachtet dieser Versicherung waren wir doch mit Hamlet der Ansicht, daß die Nichtbefolgung solchen Gebrauches mehr geehrt hätte, als die Befolgung; weil aber denn doch in der Sache selbst nichts zu thun war und alles einem fremden Volk und Lande Eigenthümliche eine gewisse Achtung einflößt, so suchten wir es von dieser respektvollen Seite zu betrachten, eröffneten eine gelehrte Discussion über die These: Ob es auch schon in den Zeiten der Römer und während Hannibals Aufenthalt in Capua ähnliche luoghi immondi mit solchen Avenuen gegeben haben möge? und wogen gewissenhaft alle Gründe dafür und dagegen ab so lange, bis wir uns in denjenigen Grad von Humor hineingeredet hatten, der in unserer höchst kritischen Lage unerläßlich und das einzige praktische Mittel war gegen eine so odiöse und odoröse Existenz.

Campaniens Schutzgeist hatte uns noch einen andern Genuß zugedacht. Während wir die Zähne so hoch wie möglich hoben, um das rauchduftende Ochsenfleisch zu verschlingen, ließen sich draußen in der Vorhalle Töne einer Zither hören, eigenthümlich, originell, wie Alles in diesem Lande, und die Stufen herauf stieg ein Mann mit langem weißen Bart und silbernen Ringellocken. Um die Schultern hing der braune Mantel des Abruzzesen, um

den Hals an langem Band die verstimmte Zither. Sandalen schützten seine Füße gegen Nässe und scharfe Kiesel. Es war ein blinder Improvisator, der sich die Erlaubniß erbat, uns mit seiner Kunst unterhalten zu dürfen.

Indem er nun die Metallsaiten seines Instrumentes mittelst eines stählernen Stiftes erklingen ließ, sang er zu der einfachen, doch anmuthigen Melodie ein Loblied auf — unser delicates Frühstück, pries die Schönheit und Tugend der Signora, die seinem Dafürhalten nach die Götterkost mit rosigen Lippen berührte, und wünschte uns schließlich guten Appetit und glückliche Reise! So gewöhnlich und albern dies Thema war, so angenehm klang es doch in der melodischen Sprache Italiens, und ich konnte gar wohl begreifen, wie diese Art der Unterhaltung und der Stegreifpoesie bei dem phantastischen Volk zur Leidenschaft werden kann.

Weder durch Speise noch durch Trank verweichlicht und in keiner Weise von Capua's Reizen gefesselt, verließen wir die ehedem berühmte Stadt ohne Seufzen. Es ist ihr von der im Alterthume zerstörten nichts übrig geblieben, als der Name, nicht einmal an demselben Orte ward die jetzige Festung erbaut. Die Ruinen des alten Capua liegen anderthalb Miglien flußaufwärts in der Nähe des Lustortes San Martino. Von ihren Prachtbauten sind nur noch Trümmer des großen und berühmten

Amphitheaters übrig, welches noch zu Cicero's Zeiten die Pflanzschule der Gladiatoren für ganz Italien war. Man nahm an, daß stets gegen 40,000 Zöglinge daselbst zu Gladiatoren ausgebildet wurden.

Die Entfernung von Capua bis Neapel beträgt etwa fünf Stunden. Eine der schönsten und breitesten Straßen führt durch das glückliche Land, das einem ununterbrochenem Garten gleicht.

Bald machte sich die Nähe der Hauptstadt durch größere Lebendigkeit bemerkbar. Noch ehe wir Aversa erreichten, etwa die Hälfte des Weges, wimmelte es auf der Straße von Fuhrwerk aller Art, von Maulthieren und Eseln, die gewöhnlich zwei, nicht selten drei Reiter trugen. Sie jagten alle im Galopp an uns vorüber, als hätten sie die dringendste Eile. Daß unser langsam in der kothigen Straße fortkriechendes Fuhrwerk dabei laut und schreiend verhöhnt wurde, konnte nicht fehlen. Am merkwürdigsten bei diesen neapolitanischen Fuhrwerken war mir die unbegreifliche Ausdauer ihrer nicht eben sehr kräftig aussehenden Thiere. Es ist ganz gewöhnlich, daß ein einziges Pferd im vollen Galopp rennend vierzehn bis sechzehn Menschen fortschleppt und zwar auf einem blos zweirädrigen Karren, Currile genannt. Das mag wie Aufschneiderei klingen und ist doch buchstäblich wahr. Ein Currile hat eigentlich blos Sitze für zwei Personen und

sieht auf den ersten Anblick aus, als müsse es bei der leisesten Bewegung umstürzen. Bequem sind diese Dinger auch wirklich nicht, doch sehen sie malerisch aus, zumal wenn sie ein recht wildes Pferd durch Staub und Sonnenschimmer mit sich fortreißt.

Hinter dem Lehnsitz des Currile, der in hoch auslaufender Spitze endigt, ist ein langes schmales Bret angebracht, das im Nothfall für acht Menschen Platz hat. Die Vordersten halten sich fest an erwähnter Spitze des Sitzes, die Hintern klammern sich an die Vordermänner und so fort. Auf dem Tritt zum Brett stehen auch noch Zwei, Jeder auf einem Fuß balancirend, zwei Andere liegen in einem Netz, das unterm Currile hängt und, wenn es sein muß, auch drei bis vier fassen kann. Summa: vierzehn bis sechzehn. Die ganze Gesellschaft schreit, schwenkt die rothwollenen Mützen, schlenkert mit Armen und Beinen und ich glaube wirklich, daß dies ewige Gebrüll das geängstete Thier zu unausgesetztem Lauf stachelt. Schreien sie schon wie Narren, wenn sie allein die Straße dahinjagen, so geberden sie sich vollends ganz wie Tolle, sobald ihnen ein anderes Fuhrwerk begegnet. Es ist unglaublich, was die Lunge des gemeinen Neapolitaners aushält, mit welcher Energie und Seelenfreudigkeit solch ein glückseliger Lump stundenlang brüllen kann, daß Einem die Ohren gellen!

Aversa, das alte Atellana ist eine lebendige freundliche Stadt, heut zu Tage ebenso berühmt durch ihre vortrefflichen Melonen, ihre delicaten Mandelkuchen und ihren süßen Wein Asprino, wie im Alterthum durch ihre mimischen Spiele, die nach ihr ludi Atellani genannt wurden.

Hier konnten wir abermals bemerken, wie heiter und natürlich der Süditaliener Alles zu nehmen pflegt, und wie er sich über kein Unglück so leicht graue Haare wachsen läßt. Ein Trupp Gefangener begegnete uns schon hinter Capua. Ihre citronengelben Jacken und Hosen ließen uns Sträflinge in ihnen vermuthen, die entlaufen sein mochten und nun wieder eingebracht wurden. Später sah ich in Neapel an der Chiaja di mare Hunderte dieser lustigen Kanarienvögel auf den Terassen ihres prächtig gelegenen Gefängnisses herumlungern und hörte gern ihren heitern Gesängen zu. Den armen Teufeln waren die Hände mit Stricken zusammengebunden, was sie jedoch nicht an rüstigem Ausschreiten und traulicher Unterhaltung mit den sie begleitenden Soldaten hinderte.

Diese schienen es ebenfalls nicht sehr ängstlich zu haben, denn sie trugen ihre Gewehre fein säuberlich in Leinewand eingewickelt verkehrt auf den Schultern, wie ein Stück Holz. Daß außerdem einer der Soldaten Zeugschuhe mit Glanzlederspitzen an den Füßen hatte, war

mir auch so neu, daß ich es der Aufzeichnung würdig erachte.

Bei unserm äußerst langsamen Fortkommen hatten uns die Gefangenen mit ihren Wächtern überholt und waren eher in Aversa angelangt. Sie rasteten hier in einer Osterie, die Soldaten tranken Wein und lachten, die Gefangenen zeigten ebenfalls Appetit und schienen ihr Augenmerk besonders auf die schönen Apfelsinen gerichtet zu haben, die in Menge verlockend aufgeschobert waren. Man sah es den Soldaten an, daß sie den hungrigen Schelmen gern ihre Banden abgenommen hätten, sie mochten aber doch nicht recht trauen oder auch ein solches Verfahren mit ihrem Pflichtgefühl nicht vereinigen können. Die Gutmüthigkeit ihres Charakters fand bald einen Ausweg. Der Wirth schenkte den Gefangenen einige der schönsten Früchte, die Soldaten lösten behend die Schalen von dem saftigen Fleisch, zerstückelten dies und fütterten damit ihre Schutzbefohlenen, wie sorgsame Mütter unbeholfene Kinder. Eine ähnliche Scene ist im Norden für vieles Geld nicht aufzutreiben.

In Aversa beginnen die Häuser mit flachen Dächern. Sie sehen wunderlich genug und nicht im geringsten schön aus, wenn ihnen, was meistentheils der Fall ist, der Sims fehlt. Glatte Mauern von Grund aus bis zum Dache, offene Thüren und Fenster, die den Blick

in unwohnliche Räume dringen lassen; so gleichen sie auf's Haar Häusern, die ihre Dächer durch Feuer verloren haben.

Nur die Wohnungen Vornehmer und Reicher, am Dach mit geschmackvollen Simsverzierungen, mit Geländer und Statuen geschmückt, schauen lockend aus immergrünen Laubgewölben hervor. Man fühlt, daß man unter fremdem Himmelsstrich, in einem von dem unsrigen völlig verschiedenen Klima sich befindet.

Sehnsuchtsvoll richteten wir nun die Blicke zur Seite, um den Vesuv zu entdecken. Ein grauer Wolkenstreif verhing aber hartnäckig die Gipfel aller Gebirge. Es dunkelte und noch immer leierte unser Vetturin im Schritt durch all das hin und wieder jagende Fuhrwerk und Neapel wollte nicht erscheinen. Wir ergaben uns stillschweigend in unser Schicksal, mit weit geöffneten Augen den bunten Bilderschwarm betrachtend, der ununterbrochen, immer neu gestaltet an uns vorüber tanzte. Lärmen und Schreien wollte kein Ende nehmen, in der Ferne knatterte Flintenfeuer, donnerten dumpf verhallend einzelne Kanonenschüsse. Ein nie gehörtes eigenthümliches Brausen erfüllte bebend die stille Luft.

Da schlug auf einmal zur Linken zwischen entlaubten Ulmen und über breiten Pinienschirmen eine rothe Flamme auf und stieg sich ausbreitend als Feuersäule in den

schwarz umwölkten Himmel. Der Schein leuchtete nur eine Minute lang, dann brach er erlöschend in sich selbst zusammen und ließ nur einen matt schimmernden röthlichen Rauchwirbel hoch in den Wolken verschwebend zurück. Es war der Vesuv, der uns mit seinem abendlichen Feuerspiel begrüßte.

Gleich darauf hielten wir an der Dogana di Napoli, und nachdem wir die Pässe abgegeben und uns durch Bewilligung einiger Botiglien „per tutta la compagnia" (für die gesammte Wachmannschaft), wie sich der Corporal auszudrücken beliebte, losgekauft hatten, rollten wir in das Toben der glänzend erleuchteten Straße hinein. Schreiende Kerle, zerlumpt, wie ich noch keine gesehen, stürzten von allen Seiten auf uns zu, schwangen sich, ohne erst unsere Erlaubniß abzuwarten, hinten auf den Wagen und behaupteten ihren Posten, wie sehr wir auch dagegen eiferten und der Vetturin seine Peitsche gebrauchte. Als endlich das Trittbrett hinten, auf dem sich glücklich fünf der liebenswürdigsten Kinder Parthenope's festgesetzt hatten, keinen Platz mehr darbot, kletterte der Zerlumpteste von Allen auf den Wagentritt an der Seite. Barsch bedeuteten wir ihn, daß er absteigen solle! Er that es, allein sich festhaltend am Wagen und daneben herlaufend, riß er die Mütze vom Kopfe und sagte mit jener Alles

besiegenden majestätischen Freundlichkeit, die dem Neapolitaner immer zu Gebote steht:

„Non dubitate, 'Cellenze! Il vetturino mi cognosco; sono il cicerone della città." (Haben Sie keine Angst, Excellenzen! Der Vetturin kennt mich sehr wohl; ich bin der Stadtführer.)

Unser Unwille wich dem unaufhaltsamsten Gelächter. Cicerone della città und hinten aufhockende Facchini stimmten sogleich ein, das übrige Straßenpublikum schrie ebenfalls, daß die Fenster zitterten, rechts und links donnerten Kannonenschläge, flogen Schwärmer auf, knatterten Frösche zwischen die Vorüberwandelnden und mitten in diesen Höllenlärm, aus dem ein Gebrüll aufstieg, als wälze sich ein nach Blut lechzendes Volk uns entgegen, wurden wir hineingerissen und von den tollen Menschenwellen des Toledo verschlungen.

Lärm und Gedränge ward mit jeder Minute ärger, die Zudringlichkeit Müßiger, deren Tausende in der breiten Straße auf Fang auszugehen schienen, beschwerlicher, so daß wir rasch einen Plan entwarfen, um diese Schmarotzer bei unserer Ankunft im Hôtel für immer los zu werden. Unsere List gelang wirklich über Erwarten. Die harrenden fünf bis sechs Facchini, der geschäftige Cicerone della città an der Spitze, der seine bisherige Brauchbarkeit nur durch Anlegen und Ausheben des Hemmschuhes an

Stellen, wo es rein überflüssig war, bethätigt hatte, mußten, von des Gastgebers großem Stocke im Zaume gehalten, unverrichteter Sache abziehen. Nicht einmal Räsonniren, vielweniger Schreien ward gestattet, denn unser Beschützer war eine herkulische Gestalt, mit einer Stentor-stimme, wie ich noch keinen gehört hatte, und die zudring-liche Straßenbedienung Neapels mochte wohl schon wissen, daß mit diesem gewaltigen Selbstherrscher nicht gut spaßen sei. So gaben denn alle Fersengeld, wir aber waren froh, ohne Zank und Spectakel unsere „Roba" geborgen zu sehen.

VI.

Neapel.



I.

Skizzen aus dem neapolitanischen Volksleben.

Das fabelhaft lebhafte Treiben des neapolitanischen Volkes läßt sich am leichtesten in seiner Eigenthümlichkeit schildern, wenn man die grellsten Scenen aus dieser sich ewig neu gestaltenden Welt beliebig herausgreift und sie in leicht skizzirten Genrebildern festzuhalten sucht. Freilich würde es nöthig sein, hunderte von solchen Bildern zu entwerfen, wollte man dies tausendgestaltige Leben erschöpfend schildern. Dies kann und will ich nicht. Mein Bestreben geht blos dahin, anzudeuten und durch solches Andeuten anzuregen. Gelingt es mir, dem Leser im Allgemeinen eine Vorstellung von neapolitanischem Leben durch folgende Skizzen beizubringen, so ist meine Absicht erreicht.

1.

Die Toledo-Straße.

Diese breite, mit großen Lava-Quadern gepflasterte Straße erstreckt sich vom Largo del Palazzo bis zum

Largo del Spirito Santo und ist in ihrer ganzen Ausdehnung über eine Miglie lang. Der Lärm auf dieser Straße übersteigt alle Begriffe, da von frühester Morgendämmerung an bis tief in die Nacht hinein alles, was es in Neapel Käufliches gibt, von tausend und aber tausend Menschen hier schreiend feil geboten wird. Da sich der Toledo gegen die Mitte muldenartig vertieft und bei plötzlich einfallendem Regenwetter sehr schnell in einen reißenden Wildbach verwandelt, so halten sich die Verkäufer zu beiden Seiten an den Häuserreihen auf, die trotz dieser Besitznahme nach immer breite, frei gebliebene Mitte dem Menschen-, Wagen-, Pferde- und Eselgetümmel überlassend.

Daß es anderswo noch belebtere Straßen geben könne als den Toledo in Neapel, will ich nicht bestreiten; eine lärmendere aber und mit originellerem Verkäufervolk angefüllte, trifft man in Europa wenigstens gewiß nirgends. Ich bin fast täglich stundenlang durch diese stets in gelindem Wahnsinn rasende Menschenmenge beobachtend gewandert, da man das Volk nirgends besser in seiner ganzen originellen Losgelassenheit bewundern kann, und so oft ich auch meine Wanderung wiederholte, immer ward ich von Neuem gefesselt, unterhalten, entzückt, selbst zu Lust und Tollheit hingerissen.

Am zahlreichsten ist die Menge der Gemüse-, Frucht- und Fischhändler. Ihre Waaren liegen meistentheils auf

untergebreiteter Strohmatte oder zerrissenem Tuch am Boden. Der oder die Verkäufer stehen daneben und bieten ununterbrochen schreiend, und zwar mit solcher Kraft schreiend, daß ich immer fürchtete, die Lungen möchten ihnen bersten, die feilgehaltenen Gegenstände aus. Der Handel selbst stört sie sonderbarer Weise durchaus nicht in ihren Kehlübungen. Sie handeln und schreien unisono und haben darin eine bewundernswürdige Geschicklichkeit erlangt. Kommt es wirklich vor, daß längerer Dispüt, der freilich stets einem Doppelgeschrei gleichkommt, das eigentliche Geschäft des officiellen Lärmers stört, so findet sich ungerufen ein Stellvertreter ein, denn an Müssiggängern ist ja, Gott Lob! kein Mangel. Alles Verkäufliche ist reich bestreut mit Orangenblättern und frischen Lorbeerzweigen, was dem lustig handelnden und wandelnden Durcheinander ein ungemein frisches Ansehen gibt. In der Mitte der Straße nun wälzt sich auf- und abwärts der heftig sprechende, lebhaft gesticulirende Menschentroß zu Fuß, zu Roß, zu Wagen und zu Esel. Von all diesen Tausenden ist kein Einziger ganz ruhig; bei Weitem die Mehrzahl spricht laut oder schreit ebenfalls wie das handelnde Volk. Dazwischen schallt das ewig plärrende Klatschen der Peitschen, mit denen alle italienischen Kutscher einen unglaublichen Spektakel machen, das wiehernde Geschrei sich begegnender Vetturine, die einander bloß grüßen oder Fremde

anrufen, der seltsam pfeifende Ausruf der Eselstreiber, der einem heulenden „Ah“ ähnlich klingt; das entsetzliche Getümmel um ein gestürztes Lastthier, dem helfend, zerrend, prügelnd und vor Allem brüllend sogleich Hunderte beispringen, das Glockengeläut galoppirender Fiakerpferde und die tausend Stimmen ambulanter Händler, die, ihre Waarenpyramiden auf dem Kopf balancirend, trotz des Gewühls mehr laufen und springen, als gehen. Man denke sich an dreißigtausend so beschäftigte Menschen, durch vielleicht **2000** Wagenpferde und Esel sich unter Lärmen und Lachen hindurchwindend, und man kann sich eine Vorstellung machen von dem dröhnenden, alle Sinne betäubenden Getöse der Toledo-Straße.

Lustiger noch als die Art, wie der gemeine Neapolitaner Handel treibt, sind die Gegenstände des Handels selbst. Da es in Neapel keine Zünfte, keine bevorrechteten Krämer, Ausschnitter und Kurzwaarenhändler gibt, sondern Jedem gestattet ist, nach Belieben mit großen und kleinen Dingen Handel zu treiben, wenn er sonst Käufer findet, so wimmelt der Toledo von Stegreif-Kaufleuten, wie sie in Deutschland gar nicht denkbar sind. Hunderte von Jungen haben unter Anderm weiter nichts feil, als zwei bis drei, zuweilen auch bloß anderthalb kleine handgroße Kuchen, die mit kleinen Seefischen belegt sind und von der niedern Volksklasse leidenschaftlich gern gegessen werden.

Der zerlumpte Kuchenverkäufer — denn als echter Neapolitaner muß er durchaus nur Fetzen auf dem Leibe tragen — legt die noch dampfende Waare auf ein Stückchen Papier, das nur halb so groß ist wie der Kuchen, und zwar — mitten auf die ebene Straße. Staub und Schmuz stören ihn durchaus nicht. Ist ihm der Platz gesichert, so bleibt er bei seinen zwei Kuchen stehen und tobt nach Herzenslust. Dauert es ihm zu lange, ehe ein Käufer kommt, so bückt er sich und stopft sich eins der kleinen Fischchen, die den Kuchen bedecken, in den geifernden Mund, oder er beißt bloß ein Stück davon ab und legt den Rest gewissenhaft wieder auf die Waare. Hat er früher oder später einen Handel gemacht, so bringt ein Helfershelfer frische Zufuhr, und der Lärm beginnt aufs Neue.

Andere handeln mit kleinen Seekrebsen oder ein paar zusammengelesenen Fischen, die sie mit größter Ernsthaftigkeit auf ein paar Orangen- oder Broccoliblätter legen und dann einen Lärm um ihren nichtsnutzigen Pfennigkram machen, als handele es sich mindestens um ein wichtiges Eisenbahn-Unternehmen.

Noch Andere stellen an den Straßenecken eiserne Glutpfannen auf, über denen eine Art Kessel hängt mit Stücken grauschwarzer Schweinsschwarten gefüllt, die sie rüstig kochen und unermüdlich stundenlang schreien: „Su'

culle culenne! — Su' culle culenne!" — zu Deutsch: „Gekochte Schweinsschwarten," in toscanischem Italienisch — denn die angeführten Worte sind rein Neapolitanisch — „Ci sono cotti colenne!" Um den vorüberwandelnden Facchino, der keuchend und schweißtriefend Centnerlasten schleppt, Appetit zu machen, hebt der industriöse Straßenkoch nicht selten mit großer hölzerner Gabel ein Stück der delicaten Speise aus dem brodelnden Kessel, läßt das ausgekochte Fett in seinen eigenen Mund tropfen, bringt wohl auch die Zunge selbst mit dem Leckerbissen in Berührung und schleudert ihn dann heroisch zurück in den Kessel, sein Schreien und Toben verdoppelnd.

Ueberall begegnet man Kastanienverkäufern, die ihre Waare ebenfalls schreiend ausbieten, dabei aber gar nicht sagen, was sie feil haben. Ihr unabläßiger, mit derselben Fertigkeit sich stets wiederholender Ruf heißt, ins Toscanische übertragen: „Come sono buono cotti!" — „Wie gut sind sie gekocht!"

Wo man diesen Ruf hört, kann man getrost nach Kastanien fragen und man wird die kühnsten Erwartungen übertroffen finden.

Vor niedrigen Tischen sieht man den ganzen Toledo entlang, wie auch auf andern Straßen und Plätzen, Frauen und Mädchen sitzen und in aufgehäuften Scho=

bern von Kürbiß= und Pinienkernen wühlen, während die Zunge wie ein Papagei immer nur das eine Wort ruft: Spassamento! Spassamento! Zeitvertreib! Zeitvertreib!

Halbnackte Kerls mit schwarzbehaarter Brust, die phrygische Mütze tief in die finstere Stirn drückend, rennen gaßauf gaßab mit Körben, in denen sie Birnen herumtragen und zum Verkauf anbieten. Und was rufen die lustigen Narren, die um eine witzige Bemerkung, welche anziehen kann, nie verlegen sind? Nichts Anderes als: Coscie di donne! — Coscie di donne! — Kauft Frauenschenkel, Frauenschenkel kauft!

Zwischen diesem wahrhaft dämonischen Lärm, unter Gezänk, Gedrang, bei drückendem Sonnenschein und unter stromähnlichen Regengüssen ewig ernst und stumm, sitzen hinter breiten Tischen, die ein kolossaler Regenschirm von gelber Wachsleinwand überdeckt, zahlreiche Wechslerinnen, die einzigen Bedächtigen unter den halbtollen Besuchern des Toledo. Ihre Reichthümer sind nicht groß, da sie nur in großer und kleiner Kupfermünze bestehen. Niedrige Säulen schwerer Fünfgranstücke, Kästchen mit Tornesi gefüllt und nur wenig Silbermünze bedecken die Tische dieser Banquiers, die selten unbeschäftigt sind. Denn der arme Lazzarone hat selten genug in Händen, um auf einen Carlino wiedergeben zu können, und muß deshalb seine Zuflucht zu der Wechslerin nehmen. Ob

und in welcher Weise bei diesem Geldumsatz etwas verdient wird, weiß ich nicht zu sagen.

Man sollte glauben, bei solcher Mannichfaltigkeit von Wunderlichkeiten sei etwas noch Originelleres nicht mehr denkbar. Aber weit, weit gefehlt! Alle bis jetzt genannten Kleinkrämer auf dem Toledo waren Einwohner von Neapel und Portici. Sie sind bis zu einem gewissen Grade cultivirt, sie wissen zu leben und haben Respect vor dem, was die Sitte heischt. Das Gesetz will ich hier nicht erwähnen, denn es wäre sehr möglich, daß auch der gebildetste Neapolitaner bei Gelegenheit diesem ein arges Schnippchen schlüge. Es gibt aber auf der Toledo-Straße auch Männer aus den Gebirgen, aus jenen lockenden Bergen, die Abends, wenn der goldene Sonnenball hinter dem Posilipp versinkt, sich in glänzende indigoblaue Gewänder hüllen und den Fremden mit ihrem unbeschreiblichen Farbenflimmer bezaubern. Diese Söhne der Wildniß aus den Felsenschluchten Calabriens sind naiv wie bei uns kaum die zweijährigen Kinder. Wo der Toledo am breitesten ist und die Sonne am hellsten scheint, da fassen diese braunen Gestalten Posto, um mit Gott weiß was Allem zu schachern! Schreien können sie so gut wie ihre Brüder am wellenschlagenden Golf, und wirklich, sie leisten in dieser Kunst das Menschenmögliche. Im Uebrigen unterscheiden sie sich wesent-

lich von dem Anwohner des Meeres. Ihre Kleidung besteht, so glaube ich wenigstens, aus zerfaserter grober Sackleinewand, Inexpressibles von zerbrochenen Ziegenfellen und einem braunen Mantel nebst spitzer Filzkappe. Schuhe tragen sie nicht, wohl aber Sandalen, wozu sie ebenfalls ein Stück Ziegenleder verwenden. Lumpen umwinden statt der Strümpfe ihre Schienbeine, wenn sie es nicht vorziehen, diese an sich außerdem überflüssigen Kleidungsstücke ganz zu verwerfen.

So oft ich diese Straßenlagerer und Kaufherren auf dem sonnigen Toledo betrachtete, konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß dieselben wohl direct von Adam und Eva abstammen, durch ein noch unenthülltes Geheimniß aber in die Nähe Neapels, dieses zweite Paradies auf Erden, verschlagen worden sein möchten. Und was mich auf diesen Einfall gebracht hat, willst du wissen, lieber Leser? Gut, du sollst es erfahren, wenn du mir versprichst, an dem Natürlichen keinen Anstoß zu nehmen.

Das lustige originelle Völkchen mit den dürftigen Kleidungsstücken handelt und schreit nicht blos, wie erwähnt, gleich der vorübertobenden Menge, es ist auch noch mit wichtigen andern Dingen beschäftigt. Die Zeit ist günstig, die Luft warm, der Himmel klar — was kann da natürlicher sein, als daß die Glücklichen sich im

Geiste zurückversetzen in das vor so und so viel tausend Jahren verlorene Paradies und, versunken in ihre schuldlosen Träumereien, das freie und kleidsame Costume des ersten Menschenpaares anlegen! Es geschieht blos der Erinnerung wegen und nebenbei, weil die Sonne so prächtig scheint und die Bevölkerung des zerfaserten Gewandes in ihren grotesken Sprüngen besser erkennen läßt. Die naiven Bergbewohner freuen sich über die behenden Renner wie die Kinder, halten die flatternden Fetzen gegen die Sonne, üben lachend das Jagdrecht auf einem Gefilde, das nicht königlich ist, und sind, das belebte Gewand nachlässig über die Schultern werfend, durchaus nicht abgeneigt, in ihrer paradiesischen Unschuldstracht mit dem Ersten, Besten einen Handel abzuschließen. — Was ist's auch weiter! Die Polizei kümmert sich nicht um solche Lappalien, der Eingeborene findet sie in der Ordnung, nur der alberne Forestiere, der nicht weiß, was Leben heißt, bleibt gaffend stehen und kann nicht begreifen, wie man die Freiheit in gesellschaftlichem und geschäftlichem Verkehr so ungenirt weit treiben kann. Wirklich, das neapolitanische Sprüchwort hat recht in jeder Hinsicht: „Vedi Napoli e poi muori!“

2.

Der Weihnachtsabend.

Mit dem Namen „Weihnachten“ verbindet der Nordländer süße, heilige, andachtdurchglühte Freuden, wofür die Sprache keine Worte hat. Der Deutsche zumal ist in dieser hochheiligen Zeit ganz Herz und Gemüth; die Kinder schwelgen in einer wunderbaren unirdischen Welt, und die Erwachsenen, denen das Schwärmen nicht mehr so leicht gelingen will, werden, mindestens auf Stunden, wieder Kinder. Beim Flammen der Christbäume, unter den Gaben, die der neugeborene Gottessohn den gläubigen Kindern „bescheert“ hat, vergißt auch der Gedrückteste sein Erdenleid, gibt freudigeren Gedanken Raum im bang klopfenden Herzen und hofft, daß vielleicht das „Christkind“ auch ihn mit segenbringender Liebesgabe beschenken werde.

Von diesen seligen Freuden am häuslichen Heerde, am von Tannengebüsch umrauschten Familientische, unter stillem Lichterglanz und fröhlichem Kinderjubel weiß Neapel, weiß ganz Italien und überhaupt der Süden nichts. Eltern beschenken weder ihre Kinder, noch Freunde ihre Freunde und Freundinnen. Weihnachten ist kein von lieblichen Engelgestalten verkündetes und behütetes Fest des Hauses, sondern die willkommene Veranlassung zu unmäßigem Lärm und bacchantisch tobender Freude.

Ob es in Neapel Tage gibt, wo nicht irgendwo in der großen volkreichen Stadt Jemand zu seinem Privat-Vergnügen einen Schuß abfeuert, weiß ich nicht. Die Wahrscheinlichkeit spricht für das Gegentheil. So lange ich dort lebte, hörte ich täglich mehrmals Schüsse abfeuern. Dieses Schießen mehrt sich, je näher Weihnachten heranrückt, und erreicht am Weihnachts- oder heiligen Abend seinen Höhepunct. Noch während der Nacht begann das Loskrachen zahlloser Kanonenschläge, die Jeder nach Belieben, wo er geht und steht, anzündet, unbekümmert, ob er damit einem Dritten Leid zufügen kann oder nicht. Wäre ich nicht schon seit ein paar Tagen an dieses Geknacker und Donnern gewöhnt gewesen, so würde ich geglaubt haben, es sei urplötzlich eine englische Flotte vor Neapels Hafen erschienen und mache sich den Spaß die glückliche Stadt zu bombardiren. Es ist bekannt, daß Alt-England bisweilen solche wunderliche Whims hat und dann mir nichts, dir nichts irgend eine passend gelegene Residenzstadt in Grund und Boden schießt.

Der Lärm wuchs mit jeder Stunde des Tages, und nicht selten hörte man ein Krachen, als entlüden sich auf ein gegebenes Commandowort ganze Batterien. Aus den entlegenen Gassen, von den Höhen auf dem Vomero, San Martino und den Villen bei Capodimonte knatterte

es wie Salven kleinen Gewehrfeuers. Die Stadt war auf allen Seiten in Pulverdampf gehüllt.

Unerhört, an Raserei streifend war das Leben auf den Straßen und Plätzen, namentlich auf dem Toledo. Noch einmal so viel Menschen als gewöhnlich stießen und schoben sich am Weihnachtstage in dieser prächtigen Straße, und jeder bemühte sich, seine Stimme mit vermehrter Kraft und Ausdauer ertönen zu lassen. Was an diesem Tage mit irgend etwas Handel trieb, das trug auch einen frisch gepflückten Lorbeerzweig. Alle Waaren waren damit bestreut, alle Lastthiere mit jungen Bäumchen des kostbaren Gewächses geschmückt. So schwankten herauf, herab die breite Straße ganze Wälder des schönsten Lorbeers, für den nordischen Fremdling ein eben so erquickender als überraschender Anblick.

Die Limonaji oder Limonaden-Verkäufer schmücken an diesem Tage ihre Buden aufs zierlichste aus mit Guirlanden der schönsten und frischesten Apfelsinen, um deren dunkelgoldenes Roth sich das helle Grün der kleinen aromatischen Citronen schlingt, die man überall in Italien anstatt der bei uns gewöhnlichen mattgelben größeren Früchte dieser Art genießt. Das Schwenkfaß ist mit Lorbeerzweigen umwunden, Lorberblätter liegen auf dem Schenkbrette, und ein zierliches Kränzlein von gleichem Kraute umziert das Bild der heiligsten Madonna am

Giebel der Bude, unter dem in verräucherten Glase das trübe ewige Lämpchen brennt.

An allen Straßenecken, in allen Winkeln und Vorsprüngen der Häuser, sogar auf den Stufen der Kirchen und in ihren Vorhallen stehen kleine Gerüste, von oben bis unten dicht behängt mit Schwärmern, Feuerrädern, Fröschen, Kanonenschlägen und anderen bei Feuerwerken üblichen Pulver-Vorrichtungen. Diese Waare geht reißend ab, denn Groß und Klein, Vornehm und Gering kauft ein, so viel wie möglich; die müßige Gassenbrut, die Straßenjugend Neapels ist natürlich am allereifrigsten. Der Fremde meint, ganz Neapel müsse verdürsten wollen, denn noch niemals ist er häufiger und dringender um Botiglien angesprochen worden. Es will gar kein Ende nehmen, und die armen Teufel haben es so nöthig! Sie zittern vor Begier, ihre Leidenschaft befriedigen zu können. Kaum aber haben sie den Gran eines Fremden erwischt, so springen sie auch schon jauchzend zu einem der erwähnten Gerüste, um einen Schwärmer, oder was sie erlangen können, dafür einzutauschen.

In grellem Widerspruch zu diesem ausgelassenen Treiben auf Straßen und Plätzen steht das stille, bedürftige, andachtsvolle Walten in Kirchen, Palästen und Privathäusern. Schon seit mehreren Tagen waren Kirchendiener beschäftigt, die Wände der geweihten Tempel

mit pupurnen, goldverbrämten Tüchern zu behängen. Ist dies geschehen, so gehen sie, von Priestern unterstützt und beaufsichtigt, an ein heiligeres Werk. Es gilt, die „Krippe" zu errichten, d. h. aus Holz oder Pappe, je nach der Größe und den Mitteln des Gotteshauses, einen Stall mit der Krippe, mit Ochs und Esel und sonstigem Zubehör zu bauen, dahinein auf Stroh die Mutter Christi zu betten in dürftigem Gewande und ihr das neugeborene Kind in den Schooß zu legen. Durch eine Luke des Daches scheint der wunderbare Stern, aus Goldflittern gemacht, der die Weisen aus dem Morgenlande geleitete und den auf dem Felde wachenden Hirten erschien. Weise wie Hirten treten eben in die elende Hütte, an deren Thür der ehrliche Zimmermeister Joseph sie wie längst erwartete Gäste empfängt. Die heiligen drei Könige erscheinen geschmückt mit den Abzeichen ihres Standes. Funkelnde Kronen auf den Häuptern, leuchtende Scepter in der Rechten, mit Gewändern angethan, die von Edelsteinen blitzen, tragen sie in der Linken die für das Kind bestimmten Geschenke. Die Hirten sind treue Conterfei's der noch heut zu Tage in den Gassen Roms und Neapels herumwandernden Piferari; hin und wieder hat man sogar nicht versäumt, den gutmüthigen Hütern ihrer Heerden in Judäa Dudelsack und Pfeife mitzugeben, wahrschein-

lich um ihre gerechte Freude durch Anstimmung eines Liedes vor der Krippe zu erkennen zu geben.

Auch in den Häusern rechtgläubiger Christen baut man die Krippe, damit sie mit einbrechendem Abend fertig sei und, mit den nöthigen Lichtern versehen, auf der Hausflur oder vor einem Fenster ausgestellt werden könne. Solche Krippen läßt man gewöhnlich wochenlang unberührt stehen und wird nicht müde, immer neue Lichter und Lämpchen zur Verherrlichung des zur Welt gekommenen Erlösers anzuzünden. Ich sah deren noch volle vier Wochen nach Weihnachten in vielen Häusern Neapels.

Die Aufstellung der Krippen scheint im Hause die vorzüglichste Weihnachtsfreude zu sein, die man, weil sie zugleich eine kirchliche ist, auch mit besonderer Umständlichkeit pflegt und genießt. Man hört daher auch das Weihnachtsfest nicht selten „das Fest der Krippen" — „la fiesta dei presepj" nennen.

Sobald es Abend wird, vermehrt sich das Schießen auf den Straßen, obwohl die Volksmenge verhältnißmäßig geringer wird. Der gebildete Neapolitaner sucht jetzt sein Haus auf, um sich im Kreise Verwandter und Freunde gütlich zu thun. Es werden am Weihnachtsabend lucullische Mahle in Neapel gehalten, denn es ist nun einmal uraltes Herkommen, an diesem festlichen Abende nach Kräften zu schwelgen. Unsere Stollen, Striezel und Christ-

brode, unsere Karpfen und Häringssalate, unsere Mohnsemmel und Mohnmilch kennt der Neapolitaner natürlich nicht. Den Hochgenuß, der ihm in Folge dieser Nichtkenntniß verloren geht, sucht er durch andere, auch nicht zu verachtende Speisen zu ersetzen. Eine Schüssel fetter, dampfender Maccaroni, frischer, gebratener und eingemachter Aal, ölige, süße Pinienkerne, getrocknete und gebackene Kastanien, Feigen von Sorrent und Ischia und die scharf riechenden beliebten Finocchi (Fenchelwurzel), ohne die ein echter Neapolitaner ein gutes Diner durchaus nicht schließen kann, sind Leckerbissen, die kein Feinschmecker verschmäht, zumal, wenn braungoldener Syracuser, oder perlender Lacrimä Christi oder weiße Weine von Capri und Ischia dabei nicht fehlen.

Bis um eilf Uhr Nachts fröhnt an diesem Tage der Neapolitaner den Freuden der Tafel. Um diese Stunde wird der Lärm auf Straßen und Plätzen immer ärger, er geht bald über in wahres Toben ausgelassener Freude und stirbt zuletzt in bacchantischem Wüthen und Rasen. An dieser allgemeinen Raserei nach Kräften mit Theil zu nehmen, beeilen sich nach eilf Uhr auch die vornehmen Classen und treten zu diesem Behufe auf die Balcons. Die meisten Häuser auf dem Toledo sind fünf, sechs, sieben bis acht Stockwerke hoch, die Fenster bis unters flache Dach, mit wenigen Ausnahmen, von eisernen Ge-

ländern umgeben, und solchergestalt, da sie immer bis auf den Fußboden herabgehen, leicht in Balcons zu verwandeln. Zwei, zu höchster Noth auch drei Personen haben vor jedem solchen Fenster Platz, und in der Weihnachtsnacht werden wenige frei von Menschen sein.

Man kann sich denken, welchen lustigen und imposanten Anblick die breite, halbstündige Toledo-Straße gewährt, deren Häuser von der ersten Etage bis hinauf zum Dache hell erleuchtet und mit jubelnden Menschen besät sind! Und darunter der tobende Strom jauchzender Fußgänger, nur beschäftigt, Schwärmer aufs Pflaster, in Thüren und Fenster zu werfen, Raketen auf gut Glück in den Himmel hineinsteigen zu lassen, drei, vier, fünf donnernde Kanonenschläge auf einmal anzuzünden und an die Thüren der Häuser zu legen.

Wäre Vorsicht in solcher Volksraserei nicht vor Allem nöthig, so würde der Fremde einen unbeschreiblichen Genuß von dieser in ihrer Art gewiß einzigen Tollheit haben. Es ist ein Carneval zur Weihnachtszeit, nur wenige Stunden dauernd, aber voll poetischen Zaubers, voll märchenhafter Pracht. Im Norden ist etwas nur entfernt Aehnliches nicht denkbar, weil die Polizei derartige Freuden wohl niemals gestatten wird.

In Folge des Behagens und Wohlgefallens aller Südländer an Spektakel tollster Art läßt sich die Polizei

nur blicken, um persönlich thätigen Antheil zu nehmen. Ich sah in den ersten Abendstunden, während ich in einer Trattorie am Corso speiste, drei schnauzbärtige Polizeileute in voller Uniform mit wenigstens einem halben Dutzend hoffnungsvoller Straßenjungen kleine Mörser längs der Häuserfronte befestigen und sie dann mit kindischer Freude abbrennen. Ueber den argen Lärm dieser Kinder-Kanonade waren die verordneten Wächter über öffentliche Ruhe und das Wohl der Bevölkerung seelenvergnügt.

In diesem unsäglichen Wirrwarr herumzugehen, ohne Brandschaden an Haar und Kleidung zu erleiden, gehört unter diejenigen Dinge, die mit Kunst und besonderem Glück geübt sein wollen. Fremde sind noch übler daran als Einheimische, denn gerade auf sie hat es der lustige Neapolitaner abgesehen, unbekümmert, ob der beabsichtigte Schabernack ernstliche Folgen haben mag oder nicht. Auch mir hatten einige angehende Lazzaroni eine Weihnachtsfreude nach ihrem Geschmacke zugedacht, die mir schwerlich behagt haben würde. Zum Glück sah ich sie mit weißen Pulversäckchen vor der Thür, aus der ich treten mußte, ihr Wesen treiben, und hörte ein Gespräch mit an, das mich warnte. Einer der halbnackten Kobolde konnte den Augenblick nicht erwarten, wo ihr zusammengehäufter Pulvervorrath mit Lärmen verpuffen würde. Er machte Miene, ihn anzuzünden. Da bemerkte mich sein

Gefährte, wie ich ihr Treiben an der in's Freie führenden Glasthüre beobachtete. Sogleich stieß er den Ungeduldigen an, zeigte auf mich und sagte vor freudiger Erwartung jubelnd: „Aspett', aspett', Don Giuseppe! Non mo (Neapolitanisch für adesso), ma si viene lo (für il) forrestiere quà colla barba rossa" — „Warte, warte, gnädiger Herr Joseph, bis jener Fremde dort, der Rothbart, herauskommen wird."

Die Sitte, dem Taufnamen ein „Don" vorzusetzen, ist unter den niedern Ständen in Neapel allgemein. Sie schreibt sich unstreitig von der Herrschaft der Spanier her. Der Bürger und Handwerksmann verlangt ihn und würde sich sehr gekränkt fühlen, wenn man ihn einfach „Signor" nennen wollte.

Mit der freundlichen Absicht der beiden Müßiggänger vertraut, ließ ich sie warten, bis ihnen die Zeit zu lang ward, und erst als die Explosion erfolgt war, zeigte sich der Barbarossa den Betrogenen.

Ich eilte den Toledo hinauf, denn bereits war eilf Uhr vorüber, und ganz Neapel zitterte unter dem Donner der tausend und aber tausend Kanonenschläge. Noch kam ich gerade zurecht, um einige Minuten ungestört Zeuge des wunderbarsten Weihnachts-Vergnügens sein zu können. Aus allen Fenstern regnete es zerplatzende, während des Falles in der Luft die komischsten Sprünge machende

Fröschchen. Raketen fuhren wie feurige Schlangen, einen dunkel schimmernden Schweif hinter sich lassend, bald quer über die Straße, bald stiegen sie mit pfeifendem Gezische auf und warfen über den Dächern ihre buntfarbigen Flammen-Bouquets nach allen Seiten hin aus. Feuerräder sprühten und wirbelten mitten auf den Lava-Quadern der Straße, während über all dem Qualm der Erde unzählige Leuchtkugeln, blau, weiß, purpurroth, carmoisin, gleich Sternen, die von der Erde gen Himmel fahren, in wogender Pracht über die Zinnen der Häuser aufflogen. Sie wurden fast ohne Ausnahme von den Balcons der Paläste geworfen und brachten durch ihre Menge und Schönheit eine secundenlange Ruhe zu Stande, der tausend Bravo's folgten, worauf Alles von Neuem in die lauteste Tollheit zurückstürzte.

Gewöhnlich dauert das Raketen-, Schwärmer- und Leuchtkugelwerfen bis nach Mitternacht, dann zieht sich die bessere Gesellschaft wieder zurück in die Stille der Häuser. Schießen und Toben auf den Straßen aber währt fort bis zum Morgen. Erst gegen vier Uhr nimmt es schnell ab; ganz verstummen die Schüsse jedoch nicht, und so wie der Morgen graut, begrüßt Alt und Jung das heilige Fest mit neuen Freudenschüssen.

Dieser unerhörte Lärm, der viele Centner Pulver kosten muß, währt ohne Unterbrechung und nur mit ge-

ringer Verminderung fort bis nach Neujahr. Dann verliert er sich allmälig, ohne doch ganz und für immer zu verhallen. Zu verwundern ist es nur, daß bei der unglaublichen Tollwuth, die sich in dieser Zeit aller Neapolitaner bemächtigt, und bei dem angeborenen Leichtsinne dieses Volkes kein Unglück geschieht. Abermals ein Beweis, daß aller Trunkenen und Tollen Führer und Beschützer der Himmel selber ist.

3.
Maccaroni.

Heinrich Zschokke hat in irgend einer seiner kleinen Erzählungen den humoristischen Beweis geführt, daß der Magen der Mittelpunkt der Welt sei. Beobachtet man das alltägliche Treiben der großen Masse, Gebildeter wie Ungebildeter, so bedarf es überhaupt gar keines Beweises, um zu dieser schönen Ueberzeugung zu gelangen, und wer sich gar medizinischen Studien hingibt, wird mindestens den bedeutenden Einfluß des Magens auf den Kopf, die Wirkungen von jenem auf die Funktionen dieses nicht in Abrede stellen. Wie groß aber auch der Respect vor der Allgewalt dieses tyrannischen Regenten sein mag, er muß der Achtung und abgöttischen Verehrung weichen, die der

gemeine Neapolitaner seinem Lieblingsgerichte, den Maccaroni, zollt.

In früheren Zeiten, als die Völker noch einer Idee oder eines festgewurzelten Vorurtheils wegen Kriege mit einander führten, galt das Feldgeschrei nicht blos als Erkennungszeichen im Gewühle der Schlacht, man bediente sich desselben auch als entflammenden Begeisterungsrufes. So war es sogar noch in dem von tausend Leidenschaften zerzaus'ten dreißigjährigen Kriege, wo sich Brüder Eines Volkes mit Wollust erwürgten und zwar nicht selten blos deshalb, weil Diese sich an dem Feldrufe „Mit Gott!" Jene an dem Schrei „Jesus Maria!" fanatisirten.

Ich sehe meine Leser den Kopf schütteln und höre sie verwundert die Frage aufwerfen: Was haben die Losungsworte des längst begrabenen dreißigjährigen Krieges zu schaffen mit neapolitanischen Maccaroni? Als Antwort muß ich die Bitte an sie richten, sich in Geduld zu fassen und mir noch eine kleine Weile aufmerksam zuzuhören.

Ich komme zurück aufs Feldgeschrei und bedaure sehr, daß ich nicht weiß, ob es Sitte bei irgend einer Nation gewesen ist, zum begeisternden Schlachtrufe sich den Namen einer Speise zu wählen. Noch zweifle ich daran, doch will ich die Möglichkeit gerade nicht in Abrede stellen, denn was könnte nicht geschehen zwischen Südpol und Nordpol!

Wie es Nationaltrachten gibt, so gibt es auch Nationalspeisen. Die letzteren haben sich länger erhalten, als die ersteren, weil die Gesetze des Magens unabhängig sind von den zersetzenden Bemerkungen des Verstandes. Daher kommt es, daß die Lieblingsgerichte Republikanern, Absolutisten und Constitutions-Beflissenen gleich gut schmecken und die feindlichsten Parteien beim Essen immer die Präliminarien zum ewigen Frieden entwarfen. Dennoch aber glaube ich nicht, daß z. B. in Deutschland, dem völker-, staaten- und nationalgerichten-wimmelnden, irgend ein Patriot lebt, der gelockt und geistig erhoben vom Ruf der Speise, die ihm in glücklicher Philisterruhe mundet, zum Schwerte griffe und schönen Wahnsinns voll in die Schlacht eilte. „Grützwurst" mag für den Haidewenden ein melodisch klingendes Wort sein, wenn er hungrig vom Felde heimkehrt; „Sauerkraut und Schweinefleisch" essen Schlesier und Lausitzer mit anerkennenswerther Ausdauer und mit einer aufopfernden Hingebung, die einer bessern Sache werth wäre; bei „Schweinsknöchelchen und Klößen" kann der eingefleischte Leipziger eben so leicht zum Schwärmer werden, als der Hamburger bei seiner „Rothen Grütze"; in Gefahr und Tod, zu Kampf und Sieg aber lockt sie damit kein Mensch und kein Gott.

Anders der Neapolitaner! Für sein Ohr hat das Wort „Maccaroni" einen Klang, der über alle Klänge

geht und bei dem selbst die verehrte Botiglia in tausend Scherben zerspringt. Hat man sich dieses schönen melodischen Wortes im Kriege noch nicht statt des Feldgeschreies bedient, so halte ich dies für eine unverzeihliche Taktlosigkeit, für eine geflissentliche Nichtachtung des Volksgeistes und einen Verstoß gegen den Charakter der Nation, der früher oder später sich rächen wird. „Maccaroni!" Lieber Gott, was läßt sich bei diesen vier Sylben nicht alles denken! Welche Thaten haben zahllose Tausende, es hörend, im Geiste schon vollbracht! Wie viele Millionen Elende wurden von ihm urplötzlich wie durch Zaubergewalt ins Paradies versetzt und schlummerten seligkeittrunken ein! „Maccaroni!" Ach wir armen, nüchternen, kalten, leidenschaftlosen Nordländer wissen gar nicht, mit welchem Schmelz der Stimme der Neapolitaner dies Götterwort ausspricht! Wie verklärt sein dunkles Auge leuchtet, wie seine Muskeln schwellen und jeder Nerv ein hundertfaches Leben in ihm empfindet! Wie laut aufathmend seine Brust in stolzem Glücke sich hebt, und wie er auf weiter Erde sich als den einzig beneidenswerthen Menschen fühlt!

Und wie könnte es anders sein! Liegt doch schon im Namen „Maccaroni" die unbeschreibliche Seligkeit angedeutet, die sie jedem ihrer Verehrer so leicht und täglich bereiten. „Sehr, sehr delicate" oder „allervortrefflichste" würde man diese neapolitanischen Nudeln etwa in deutscher

Sprache nennen können. „Nudeln!“ wie abscheulich! Als hätte man Lehm, Eis und Schnee durch einander geknetet. „Maccaroni!“ Wie köstlich! Als mischte des Südens warmer Hauch den Duft blühender Orangen mit Mandelöl und Dattelsaft zusammen! Und wir wundern uns noch, daß Neapels glückliche Söhne zum Besten ihres Lieblingsgerichtes revoltiren können?...

Diese fast abgöttische Verehrung der Maccaroni hat aus deren Verfertigung einen einträglichen Erwerbszweig gemacht und große Maccaroni-Fabriken entstehen lassen, die wahrscheinlich die einzigen sind, welche sich um Neapel gedeihlichen Aufblühens erfreuen. Wenn man hinaus fährt nach Portici oder Resina, kommt man an einer Menge solcher Maccaronifabriken vorüber. Reihenweise sieht man das köstliche Fabrikat auf langen Stangen zum Trocknen aushangen, wie man bei uns etwa gefärbte Garne Wind und Sonne preisgibt. Man hat sie von allen Sorten, dunkelbraun, ja fast schwarz, grauweiß und eidottergelb, dünn, dick und breit, so daß Jedweder nach seinem Belieben die Sorte sich auswählen kann, die seinem Geschmacke am meisten zusagt. Die wohlfeilsten sind natürlich die dunkelbraunen; sie finden den meisten Absatz, da sie die fast ausschließliche tägliche Speise der ärmsten Volksklasse bilden. Getrocknet haben sie die Form langer dünner Stäbe von der Stärke einer feinen

Federspule; gekocht dehnen sie sich aus, schwellen auf und sehen dann genau aus, wie dicke glänzende Würmer von etwa zwei Ellen Länge. Ich könnte nicht sagen, daß ihr Anblick sehr appetitreizend wäre, am wenigsten in der Art und Weise, wie sie die öffentlichen Köche den Lazzaroni serviren. Zu kunstgerechter Verspeisung derselben gehört kein geringer Grad von Geschicklichkeit und bedeutende Uebung, wenn man dabei die Dehors beobachten und zugleich als anständiger und gebildeter Mann sich geriren will.

Maccaroni dürfen von keinem Messer berührt werden. Dies ist die erste Vorschrift bei Verzehrung dieser neapolitanischen Nationalspeise. So lang, wie sie aus dem Kessel kommen, muß sie der kunstgerechte Esser verschlingen oder einschlürfen. Reicht die Gabel dabei nicht aus, so nimmt der Neapolitaner ungenirt die Finger zu Hilfe und stopft die Götterspeise, unabläßig schlingend, kauend und schlürfend, mit solchem Eifer ein, daß er in wenigen Minuten eine anständig große Schüssel ganz allein leert. Welch' ungeheure Portionen Maccaroni ein Neapolitaner verzehren kann, ist wirklich erstaunlich! Er leistet darin eben so Ausgezeichnetes, als der Lombarde im Reisessen.

Am liebsten ißt der gemeine Neapolitaner die Maccaroni mit brauner Sauce von Liebesäpfeln übergossen

und mit grauem Parmesankäse reichlich bestreut. Vornehme und Fremde dagegen ziehen Buttersauce vor.

Zu den ergötzlichsten Schauspielen in Neapels menschenwimmelnden Straßen gehört der Anblick von Maccaroni-Essern in Masse. Man kann dieses Schauspiel allabendlich umsonst haben, wenn man nach Sonnenuntergang die Gegenden besucht, wo das Volksleben in lustigster Ausgelassenheit sein Wesen treibt. Um diese Zeit kehren die Fischer heim vom Meere, müde und hungrig von der anstrengenden Arbeit. Auch die Facchini, in der Regel sehr flinke und thätige Bursche, halten die Geschäfte des Tages ebenfalls für beendigt und lechzen nach Speise, Trank und Lust. Die Herumstreicher endlich, welche den ganzen Tag ihr Augenmerk nur auf die Freigebigkeit der albernen Fremden gerichtet haben und sich durch nutzloses Mitlaufen, durch nicht verlangtes Schwatzen über Nichts und Alles, durch Oeffnen und Schließen der Wagenschläge, durch Abstäuben der Kutschentritte, durch unbegehrten Bedientendienst und tausenderlei andere eben so nutzlose als lächerliche Geschäfte einige Grane oder wohl gar ein Silberstück verdient haben, strömen lärmend in breiten Schaaren den brodelnden Maccaroni-Kesseln zu, um sich für die gehabten Mühen, für Schreien, Lachen und Schwatzen eine Güte zu thun, und sich dabei recht lustig zu machen über die reichen dummen Teu-

fel von über den Bergen her, die jedes ihrer Worte und die verrücktesten Fanfaronaden für goldene Wahrheit gläubig hingenommen haben.

Unsere übertriebensten Vorstellungen werden noch weit übertroffen von der Wirklichkeit in dieser unermeßlichen modernen Hexenküche. Man denke sich eine ziemlich breite Straße, lang und gegen das Ende sich etwas senkend. Zu beiden Seiten spielen die weißen Schwertflammen vieler Gaslaternen zuckend in der Abendluft. Auf den breiten Lava-Quadern knistern zahllose Lorbeerfeuer unter hohen Kesseln, hinter denen Köche und Köchinnen laut schreiend und gesticulirend stehen, ununterbrochen damit beschäftigt, gargekochte Maccaroni herauszulangen, auf irdene Näpfe zu häufen und sie den hungrigen Umstehenden zu reichen. Bei der Unmasse von Begehrenden, die sich singend und lärmend in unentwirrbarem Knäuel die lange Gasse hinauf- und herunterschieben, reichen die Näpfe nicht zu. Das genirt aber den Lazzaroni nicht. Lachend reißt er seine dunkelrothe oder braune Sackmütze vom struppigen Haar, schlägt sie ein paar Mal gegen seinen Arm oder auch dem Nächsten an den Kopf, um möglicher Weise ohne seinen Willen darin eingezogene Ansiedler von der unrechtmäßig eroberten Stelle zu vertreiben, und läßt sich für einen Gran delicate Maccaroni nebst Sauce hineinschütten. Schon der Duft begeistert

ihn. Schmunzelnd schlürft er mit geöffneten Nüstern das göttliche Arom ein, dann schreit er ein paar Mal vor Freude, ruft: „San Gennaro hilf!“ beugt den Kopf so weit als möglich rückwärts, thut dann einen kräftigen Griff mit der Rechten in die nudelgefüllte Mütze und läßt die triefenden Würmer, die Hand leise schüttelnd, in den schnappenden und vor Seligkeit schmatzenden Mund gleiten. Schmeckt es ihm sehr gut, so springt er während des Essens von einem Bein auf's andere und ruft bei jedem neuen Griff in die Mütze den heiligen Januarius an. Ist er fertig, so wischt er sich mit dem zerrissenen Aermel seiner Jacke oder mit dem, was noch davon übrig ist, wenn er überhaupt einen besitzt, den triefenden Mund, schreit wieder aus Leibeskräften, schlenkert die Mütze an seinem eigenen Beine aus, um sie des überflüssigen Saftes zu entledigen, und drückt sie wieder schief auf den Kopf. Nun geht es zum nächsten Limonadenverkäufer, deren es zahllose in Neapel gibt. Vor dem mit Lichtern umgebenen Madonnenbilde am Giebel der gothisch geformten Holzbude rückt er respektvoll die Mütze, zahlt seinen Gran und erhält dafür ein großes Glas des kühlenden Getränkes, in das der Verkäufer den goldenen Saft einer frisch aufgeschnittenen Apfelsine drückt. Der Glückliche trinkt mit Behagen das köstliche Naß, grüßt abermals die Madonna und schlendert zufriedener als ein

Kaiser nach der Polichinellbude, deren vor Lust wiehernde Zuschauermenge ihm schon von Weitem göttlichen Spaß und Genuß, wie er ihn liebt, verheißt.

Tausende werden täglich auf diese Weise unter freiem Himmel und vor Aller Augen gespeist, und es gibt so leicht nichts Lustigeres, Originelleres und Unterhaltenderes, als diese Abspeisungen der untersten Volksklasse Neapels. Harmlose Lust, kindliche Freude über den glücklichen Augenblick sind trotz des wahrhaft dämonischen Spektakels durchgängig vorherrschend, und selbst wenn ein Streit entsteht, so wird er alsbald gütlich beigelegt, da es nie an heiter Zuredenden fehlt oder die Streitenden durch einen glücklich angebrachten Scherz vom rasch aufwallenden Zorn schnell wieder zurückgestoßen werden in den brausenden Strom allgemeiner Lebensfreudigkeit.

Geht man als Fremder durch dieses speisende Volksgewimmel, das zu zwei Drittheilen aus halbnackten oder blos in Abfall von Lumpen gehüllten Menschen besteht, so fällt einem zuerst die unglaubliche Zufriedenheit mit ihrem Zustande auf. Vertieft in den Genuß ihrer Maccaroni, haben sie durchaus keinen andern Wunsch, als daß die heiligste Madonna sie mit nie zu sättigendem Hunger segnen und ihnen dann riesengroße Maccaroni bescheren möge. Und böte man ihnen in solchen Augenblicken Kronen an und alle Herrlichkeiten der Welt, ich

bin fest überzeugt, sie lachten dem Thoren gerade in's Gesicht, schlügen das Anerbieten stolz aus und riefen: Maccaroni! nur mehr Maccaroni!

So schön die Taschendieberei in Neapel in der Blüthe steht, so wenig neidisch und habsüchtig ist doch von Natur der Neapolitaner. Wenn er stiehlt, so thut er es gewiß blos, weil ihn die schöne Farbe des seidenen Tuches lockt, das er so einladend aus der Tasche des unvorsichtigen Fremden hängen sieht. Er hat vielleicht eine Geliebte und möchte sie gern beschenken. Warum also nicht zugreifen, da ihm das Glück ungerufen in den Weg läuft? San Gennaro, hilf! flüstert er vor sich hin, greift zu, und das Tuch bleibt in seinen Händen! Was ist dabei weiter? San Gennaro hat's erlaubt, und der weiß gewiß, was recht und seinem treuesten und gläubigsten Bekenner, dem Lazzarone, gut und nützlich ist! Oder es hat den Tag über nicht glücken wollen mit dem Verdienst. Kein Gran ist in seine Hand gefallen, so viel Mühe er sich auch gab, irgend einen herrschaftlichen Wagen als Bedienter zu begleiten. Immer kamen ihm Andere zuvor, die stärker waren als er. Nun aber ist er hungrig, Ave Maria hat es längst geläutet, und die Maccaroni dampfen so lockend auf tausend Tellern, verschwinden zwischen den lechzenden Lippen so vieler Hunderte seiner Gefährten. Es hilft nichts, San Gennaro

muß sich in's Mittel schlagen und ihn ein kleines Profitchen machen lassen. Zu diesem Behufe geht er nach dem Toledo, erhascht ein Tuch, verkauft es für ein Spottgeld dem Ersten, Besten, der es haben will, und „Maccaroni! buoni Maccaroni!“ rufend, stürzt er sich wie ein Toller in den großen Volksspeisesaal der Strada Medina, dessen hochgewölbte Decke so wunderprächtig mit Millionen flimmernder Sterne ausgelegt ist.

Gebt dem elendesten neapolitanischen Bettler eine Kappe voll Maccaroni, und vergessen ist all sein Erdenjammer. Maccaroni, auf dem Sterbebette gereicht entzücken den Halbtodten und rufen ihn noch einmal zurück ins Leben. Maccaroni auf Erden, Maccaroni im Himmel! ist unumstößlicher Glaube des gemeinen Neapolitaners; ja, dem Teufel selbst und allen Verdammten läßt er die schlechtesten Maccaroni; denn, meint er, sie könnten ja sonst nicht existiren und die Qual ihrer Verdammniß empfinden!

Brechen dem Fischer immer und immer die eingefangenen Bewohner des Meeres durch die Maschen des Netzes, und die Geduld will ihm ausreißen, so ruft er: „Maccaroni!“ und mit erneutem Hoffnungsmuthe wirft er lachend die Netze wieder aus. Macht man eine Lustfahrt über den Golf nach den benachbarten Zauber-Eilanden von Ischia oder Capri, und ein widriger Wind erhebt sich während der Fahrt, so daß die armen Ruderer

kaum mehr den Wellen Widerstand zu leisten vermögen, so rufe man ihnen zu: „Maccaroni!“ und neue Kraft stählt ihre Glieder. Aufbäumend erheben sie ihre gedrungenen, halbnackten braunen Körper von den Holzbänken, holen weit aus mit den langen, schmalen Rudern und singen mit lauter Stimme:

,,Maccaroni, maccaroni!
Buoni, buoni maccaroni!
Questa sera maccaroni
Con una bella amorosa!“

und die Barke schießt pfeilschnell über die krystallenen Wogen, als würde sie von herkulischen Kräften fortbewegt.

Maccaroni helfen für Alles, für Krankheit, Noth und Gefahr. Für eine Schüssel Maccaroni vergibt der Neapolitaner seinem Todfeinde, verräth aber auch leider eben so gern seinen Freund. Ja, ich halte es nicht für unmöglich, daß der echte eingefleischte Neapolitaner dadurch zu jeder Großmuthhandlung wie zu dem gemeinsten Verbrechen und der gräßlichsten Schandthat verleitet werden kann.

4.

Eine Vorlesung.

Vom Molo zurückkommend, wo ich dem Rasen der Brandung nach einem Gewittersturme zugesehen hatte, ver-

tiefte ich mich eines Tages hinter den Doganengebäuden in das Innere der Stadt. Ein Labyrinth enger und schmuziger Gassen, verpestet von faulendem Unrath aller Art, den man nach italienischer Sitte nirgends wegfegt, brachte mich in ein Quartier, das vorzugsweise von der ärmsten Volksklasse bewohnt zu sein schien. Es wimmelte von Menschen in dieser entsetzlichen Atmosphäre, die alle mit irgend einer Arbeit beschäftigt waren. Die Weiber saßen und standen vor den höhlenartigen Hauseingängen und spannen meistentheils. Im Innern des finstern Raumes brannte gewöhnlich ein Feuer, um dessen Flammen dunkle Gestalten schattenhaft sich bewegten. Matt glimmende Scaldini (Kohlenbecken) standen in zahlreicher Menge vor den Häusern und waren von kauernden Kindern umgeben, die ihre ungewaschenen Hände gegen die erlöschende Gluth hielten. Die Meisten von diesen hatten nur Fragmente gewesener Kleider auf dem Körper, Einige nichts als ein meisterhaft durchbrochenes Hemd, und ein Knabe von zehn bis zwölf Jahren trieb die Bequemlichkeit so weit, daß er in der über alle Moden erhabenen Tracht des ersten Menschenpaares erschien. Von dem entsetzlichen Dunste mochte ihnen nichts bemerkbar sein, denn sie unterhielten sich seelenvergnügt unter einander und machten andern Wärmebedürftigen Platz, wenn sie eine Weile um ein Becken gehockt hatten. Als sie mich bemerkten, schrieen

Alle wie auf Commandowort: „Una botiglia, Signor!“ und streckten mir die Hände entgegen. Ich hütete mich aber wohl vor unzeitiger Wohlthätigkeit, um nicht den ganzen Janhagel hinter mir fortzulocken.

Die nicht selten sieben bis acht Stock hohen Häuser, überdies noch kreuz und quer mit Wäsche verhangen, die auch nicht gerade mit gefallenem Schnee zu vergleichen war, ließen weder Sonne noch Mond in diese feuchten Räume eindringen, die sich zur Zeit des Hochsommers in schwüle Backöfen verwandeln müssen. Wäre die Luft des Südens nicht von Natur so rein und erquickend, so müßte sich in diesen mit Menschen überfüllten, von allem nur denkbaren Unrath strotzenden Quartieren die Pest einnisten, und Niemand würde der einmal ausgebrochenen Seuche wieder steuern können. So aber nimmt ein einziger frischer Nordwind allen angehäuften Krankheitsstoff auf seine kräftigen Schwingen, und die bequemen Menschen können ihr gewohntes Schlendrianleben nach wie vor ungestraft und sorglos fortsetzen.

Nach mancherlei Winkelgängen gewann ich eine minder dunstige Gasse, die auf einen mäßig großen Platz nahe an einer Kirche mündete. Aus dem heftigen Stimmengetöse und dem in ziemlich regelmäßigen Pausen wiederkehrenden dumpfen Donnern konnte ich errathen, daß

ich mich in der Nähe des Meeresufers befand, wo der Lärm Tag und Nacht kein Ende nimmt.

Es war gegen Sonnenuntergang, der Himmel mit leichten goldgelben Wolkenflocken locker bedeckt, die einen hellen Schein auf den Platz und die ihn umschließenden mäßig hohen Gebäude warfen. Der Platz selbst hatte nichts Anziehendes, desto mehr erregte die Scene, die ich sah, meine Aufmerksamkeit und hielt mich fest.

In drei dichten Kreisen, hart an einander gedrückt, knieten, saßen und standen wohl ein paar hundert Menschen schweigend beisammen, was in Neapel viel sagen will, wo jedem Einzelnen schon in der Wiege der Auftrag geworden sein muß, so viel und laut wie möglich sein ganzes Leben lang zu schreien. Ich trat schnell zu den Schweigsamen, um zu sehen, was ihre Aufmerksamkeit in so ungewöhnlicher Weise in Anspruch nehmen möchte.

An der schlecht gekalkten äußern Kirchenwand stand eine Tonne, auf dieser ein schadhafter Rohrstuhl, und darauf saß ein Mann, dessen sehr defecte Kleidungsstücke ihn dringend des Proletariats verdächtigten. Ihn selbst mochte dies wenig kümmern; denn er sah äußerst vergnügt aus, hatte ein Bein über das andere geschlagen, die rothwollene Mütze schief aufs linke Ohr gerückt, hielt in der Linken ein schrecklich zerlesenes Buch und gesticulirte mit der Rechten so originell und

und bezeichnend, daß ich verwundert dieses selbstwachsene Schauspieler-Talent, das wahrscheinlich außer seinen dankbaren sansculotten Freunden Niemand kennt, näher betrachtete.

Mit lauter uud ausdrucksvoller Stimme las der Mann seinem lauschenden Zuhörerkreise eine Geschichte vor, die großen Beifall fand, wie das ihn oft unterbrechende Bravorufen sagte. Leider konnte ich nur Worte verstehen, da der Vortrag in neapolitanischer Mundart gehalten wurde. Häufig erlaubte sich der Vorleser eine erläuternde Bemerkung, die seinen Zuhörern gewöhnlich ein schallendes Gelächter entlockte. Die Geberdensprache ist dem Nepolitaner angeboren, doch habe ich nie wieder bei Anwendung derselben so viel gefällige, einschmeichelnde Grazie, so vielen natürlichen Humor und so mächtig wirkende Komik gesehen, wie bei diesem obscuren Vorleser. Dabei besaß er ein schönes Organ, das vielfacher Modulation fähig war, und dem vorzugsweise der Vortrag komischer Stellen und das heftige Aufbrausen des Zornes sehr gut gelang.

Seltsam hatte sich sein Publikum um ihn gruppirt. Nicht Einer von Allen hatte eine ganze Jacke und Hose an. Es waren lauter Leute, die vom Abfall des Tages lebten und hier sich getroffen hatten, um neben dem materiellen Lebensgenusse, wie sie ihn fassen und kennen,

auch einmal einen geistigen zu haben. Wie bemerkt, umschlossen sie den Vorleser in dreifach gezogenem großen Halbkreise. Die Jüngsten und Kleinsten bildeten den ersten, dem Vorleser zunächst stehenden Kreis, und damit sie ihren Hintermännern nicht die Aussicht versperren konnten, lagen und saßen sie sammt und sonders auf dem nicht ganz saubern Pflaster. Einige der lebhaftesten, denen die Vorlesung wahrscheinlich zu lange dauern mochte, amusirten sich damit, daß sie abwechselnd Apfelsinen nach einem Loche kollerten, wobei, wenn dem Einen der Schub gelang, der Andere dafür dem Sieger grinsend die Zunge wies. Wenn die Schalen der goldenen Früchte zerplatzten, gaben sie das Spiel auf und bemühten sich das saftige Fleisch gemüthlich zu verspeisen. Die zweite Reihe im Kreise saß auf Holzblöcken und herbeigeholten Rohrstühlen, und die dritte sah stehend über ihre Köpfe hinweg, um keine Geberde, keinen Gesichtszug des Vorlesers zu verlieren.

Das am westlichen Himmel immer dunkler auflodernde Abendroth schlug flammend gegen die weißen Häuser und goß ein märchenhaftes Licht über die seltsame Versammlung aus. Verwilderte Bauern aus Calabrien mit grauen spitzen Filzkappen, Fuß und Bein mit gegerbten Ziegenfellen umgürtet, standen in ihren braunen Mänteln unter den Hintersten und schlangen die Worte

wie eine nie vernommene Wundermähr ein. Und wer kann mir sagen, ob das, was sie hörten, ihnen nicht so süß und reizend klang, wie ein Märchen von den Rosenlippen Scheherazadens? Glaubte ich doch selbst an den Grenzen des Orients, unter den Rosenlauben am Gestade des Bosporus zu wandeln und zu träumen.

5.

Vetturine.

Neapel wimmelt von Fuhrwerk aller Art, und weil hier Niemand etwas thun kann, ohne den möglich größten Lärm dabei zu machen, so scheint die wirklich vorhandene Anzahl derselben sich noch zu verdreifachen. Es gibt, so viel mir bekannt worden, dreierlei Wagen, deren sich das Publikum bedient: die Carozza, unseren städtischen Lohn-Equipagen vollkommend entsprechend, nur daß sie hinten ein breites Brett hat für den aufsteigenden Bedienten, der jederzeit ein Lazzarone oder ein herumlaufender Gassenjunge ist; den Cittadino (Stadtwagen), in eigentlicher Bedeutung des Wortes: Bürger. Dieser ist zierlicher als die Carrozza, stets nur mit einem Pferde bespannt, und hinten durch einen mit Stacheln versehenen Bügel gegen aufspringende Gassenbrut geschützt. Den Schluß macht das Currile, das nationalneapolitanische Fuhrwerk.

In der Hauptstadt sieht man es selten, desto häufiger auf dem Lande. Es ruht auf zwei hohen Rädern und hat in seinem Innern nur Platz für zwei Personen. Der Sitz ähnelt einem unbeholfenen Lehnstuhle alter Zeit, hat eine hohe, steife Lehne, die in einer dünnen, mit Leder ausgeschlagenen Spitze endigt und über die Köpfe der darin Sitzenden wie ein Schwert herausragt. Ein langes und breites Auftrittsbrett hinten fehlt nicht, eben so wenig das unter dem Fuhrwerk schaukelnde Netz, und diesen beiden erfinderischen Vorrichtungen ist es zu danken, daß ein so bequemes, für nur zwei Personen eingerichtetes Fuhrwerk nicht selten mit acht, zehn, zwölf, funfzehn, ja, achtzehn Personen beladen wird. Dabei wird stets im Galopp, häufig in vollster Carriere gefahren, denn je toller es zugeht und je halsbrechender die Fuhre, desto lieber ist sie dem Neapolitaner. Er hat dann um so mehr Ursache, sich in lautem Schreien zu üben, wozu er sich auch niemals bitten läßt.

Man kann mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß es von den erstgenannten beiden Fuhrwerken über tausend in Neapel gibt. Beide sind numerirt und haben eine Fahrtaxe; will man aber allen Streit mit dem Kutscher vermeiden, so ist es rathsam, vor dem Einsteigen mit ihm zu handeln. Der Cittadino, von seinem Lenker immer nur „Tadi" genannt, kostet einen Carlino für die halbe

Stunde, etwa drei Silbergroschen, versteht sich, ohne die Botiglie, die dem Kutscher außerdem als Trinkgeld bewilligt werden muß.

Diese Wagen halten auf allen Plätzen und in den besuchtesten Straßen an allen Ecken in Menge, und ihre Lenker machen durch das Anrufen aller Vorübergehenden einen Heidenspektakel. Auch der römische Vetturin bietet sein Fuhrwerk an, aber blos mit einem kurzen „Volete?" wobei er mit dem Daumen der rechten Hand rückwärts nach dem Wagensitze deutet. Der schwatzhafte und zu irgend einem lustigen Abenteuer immer aufgelegte Neapolitaner begnügt sich mit so Wenigem nicht. Erblickt er in der Ferne einen Fremden (und diesen aus dem Menschengetümmel heraus zuerkennen, besitzt er eine merkwürdige Spürkraft), so steht er auf und winkt erst mit der Peitsche, indem er dem Gegenstande seiner Aufmerksamkeit entgegenfährt. Hat er sein Opfer erreicht, so setzt er sich wieder, erhebt den Zeigefinger der rechten Hand und schlägt aus freien Stücken irgend eine Spazierfahrt vor. Gewöhnlich wollen sie alle nach dem Besuv fahren, weßhalb man wohl hundert Mal des Tages von ihnen mit den Worten angerufen wird: „Lei! Andiamo al monte Vesuvio?" (Sie da, wollen wir nach dem Besuv fahren?)

Geht der Angerufene vorüber, so kehren sie schnell um, überholen ihn und schneiden quer vorfahrend den Weg

ab. Gewöhnlich gesellen sich zu dem ersten noch zwei bis drei andere, so daß man binnen wenigen Secunden von allen Seiten eingeschlossen ist. Zeigt der so Gefangene gar keine Lust, einen Wagen zu nehmen, so machen sie alsbald wieder Platz; läßt er sich aber mit einem oder dem andern auf Unterhandlungen ein, dann wird er gassenweit so lange verfolgt, bis er endlich einsteigt. Und ehe es dazu kommt, hat er bereits ein Publikum von zwanzig und mehr Müssiggängern um sich, die beim Einsteigen helfen und schließlich mit Botiglien dafür bezahlt sein wollen.

Gleich in den ersten Tagen nach meiner Ankunft in Neapel war ich mehrmals in angedeuteter Weise von Wagenlenkern aller Art angesprochen worden. Sie thaten es offenbar zu ihrer eigenen Kurzweil, da es gerade herunter regnete und man offenbar ein vollständiger Narr hätte sein müssen, wäre es einem eingefallen, in solchem Wetter dem Vesuv einen Besuch abstatten zu wollen. Sogar in später Nachtstunde fuhren die Muntersten quer vor, und stellten die ihnen zur Gewohnheit gewordene Frage an den ersten, besten Vorübergehenden. Am Abend vor Weihnachten, als ich spät heimging vom Café di Europa und der Himmel wieder alle Schleusen geöffnet hatte, kreuzten am San-Carlo-Theater auf einmal drei Cittadini meinen Weg. Sie schrieen unisono ihren angeführten Spruch und fügten zum Ueberflusse noch den Preis

hinzu. Ich befand mich in recht heiterer Stimmung und da ich weder rechts noch links ausweichen konnte, so öffnete ich, ohne Ja oder Nein zu sagen, den Schlag des quer vor mir haltenden Wagens und stieg ein. Der Kutscher wendete sich um, machte große Augen, streckte aber doch den Zeigefinger aus und sagte:

Wollen Sie?

Gewiß, erwiederte ich, aber nicht nach dem Vesuv, sondern nach der Insel Capri.

Wohin?

Corpo di Bacco, nach Capri! Habt Ihr das Gehör verloren?

Aber, Excellenz, das ist ja nicht möglich im Wagen.

Warum denn nicht? Wir bauen geschwind eine Brücke, erleuchten sie mit Gas, und der schönste Weg der Welt ist fertig. Gebt Acht, um das Kunststück zu sehen, kommt ganz England nach Neapel!

Wir bauen eine Brücke, eine Brücke nach Capri! schrieen lachend ein paar Dutzend obdachlose Kerle, die sich während dieses kurzen Gespräches versammelt hatten. Evviva il Signor Bajazzo! Il forestiere curioso! Evviva!

Die Mützen flogen trotz des Regens in die Luft und mir um den Kopf; denn mit meinem unausführbaren Vorschlage hatte ich gerade diejenige Seite des Volks berührt, die es am liebsten erklingen hört. Wer auf Scherz

eingeht und ihm recht tolle Dinge zumuthet, den trägt es auf Händen, dem jauchzt es zu. Auch der Kutscher, in dessen Wagen ich saß, ging jetzt auf den Vorschlag ein und stellte die wahnsinnigsten Fragen an mich.

Excellenz, sagte er, soll die neue Brücke bloß Einen Bogen haben nach dem Muster des Rialto, oder befehlen Sie ein Schock? Und wie viele Maurer halten Sie für nöthig, um das Werk in Zeit einer Stunde zu vollenden?

So viel, als es brave Lazzaroni gibt in Neapel.

Evviva! schrie der umstehende Troß wieder. Der Herr Bajazzo aus der Fremde ist ein großmüthiger, vortrefflicher Herr! Wir wollen die Brücke bauen.

Und wie viel Botiglien, Excellenz, wenn sie gut geräth?

Eine Schüssel Maccaroni für mich! schrie ein funfzehnjähriger Bengel, der auf den Wagentritt geklettert war — eine Schüssel, so groß wie der wunderbare Golf von Neapel! Nicht wahr, Excellenz, Sie sind's zufrieden?

Alles, das heißt, wenn ihr jetzt Platz macht und mich unbegleitet nach Hause gehen laßt, denn euer December-Regen ist nicht gerade angenehm.

Platz gemacht! Platz für den ausgelassen lustigen Herrn Bajazzo aus Franken! schrie die eine Partei.

Nein, befahl die andere, keinen Platz für ihn, außer, wenn er allen Lazzaroni eine riesengroße Botiglia verehrt!

Mir ward der Lärm zu arg; auch fühlte ich kein

Bedürfniß, eine von mir selbst begonnene Komödie noch weiter fortzuspielen vor dem mit jeder Sekunde mehr anschwellenden Zuschauertrosse. Rasch nahm ich ein paar halbe Carlin, große dicke Kupfermünzen, die gehörig in's Gewicht fallen, klimperte damit, um die Aufmerksamkeit der lärmenden Schreihälse zu erregen, und rief ihnen zu, daß, wenn sie auf beiden Seiten Platz machten, aus meiner Hand sowohl Botiglien als Maccaroni auf sie herabfallen würden.

Der Klang des Geldes ist sicher noch nie von einem echten Sohne Neapels überhört worden. Mein ergötzlicher, in hunderttausend Lumpen gewickelter Janhagel verstummte urplötzlich und stob mit solcher Vehemenz auseinander, daß die Hintersten umgeworfen wurden, mit dem zähen Straßenkoth zärtliche Freundschaft schlossen und sich ob des unfreiwilligen Falles gegenseitig in die Haare geriethen. Was stehen blieb, zerrte die Mützen von den Köpfen, und hielt sie hoch in die Luft, um die verheißene Geldsaat aufzufangen. Jetzt öffnete ich den Wagenschlag, schleuderte links und rechts eins der schweren Kupferstücke, daß es auf die Lava-Quadern fallen mußte, und sprang aus dem Wagen. Während die gierigen Menschen lachend und kreischend darauf zustürzten und balgend sich im Kothe wälzten, machte ich mich behend aus dem Staube, zufrie-

den, so wohlfeilen Kaufes diesem überlustigen aber auch überlästigen Gesindel entkommen zu sein.

Der Ehrentitel Bajazzo ward mir nicht blos bei dieser lustigen Geschichte gegeben, ich hörte auch häufig am Tage, daß mich Vorübergehende lachend so titulirten. Meinen Reisegefährten und manchen andern Deutschen ging es nicht besser, und nun entdeckten wir erst, daß wir unsern Hüten diese schmeichelhafte Benamsung zu verdanken hatten. Wir trugen nämlich graue spitze Tyrolerhüte, wie sie in München unter den Malern üblich sind und auch in Rom von Künstlern und Fremden der Bequemlichkeit wegen allgemein getragen werden. Die dortigen Hutmacher fabriciren sie in Menge und finden ihre Rechnung dabei. Seltsamer Weise sind diese Hüte in Neapel ganz ungewöhnlich und machen daher mehr Aufsehen, als ein Turban. Nur die Lustigmacher vor den Buden der Gaukler tragen ähnliche, und dies gab dem gemeinen Manne Anlaß, uns stets einen Bajazzo an den Hals zu werfen.

Ich weiß nicht, ob in Neapel Verordnungen der Wohlfahrts-Polizei existiren und ob man in diesen auch Bedacht genommen hat, zu schnelles Fahren und Reiten, wodurch ein Dritter beschädigt werden kann, zu untersagen. Nach dem, was man in und um Neapel sieht, muß man freilich daran zweifeln; auch glaube ich, es würde ein

Verbot der Art so arg gegen den Charakter der Neapolitaner verstoßen, daß ein Aufstand damit hervorgerufen werden könnte.

Folgendes sah ich mit eigenen Augen. Ich war eines Tages nach dem vor dem Capuanischen Thore gelegenen Gottesacker hinausgefahren. Die zum Theil mit geschmackvollen Monumenten geschmückten Gräber breiten sich über einen Hügel aus, der von üppigen Lorbeer- und Myrtenhecken durchschnitten, mit Cypressen, Fächerpalmen und anderen südlichen Gewächsen reich und heiter bepflanzt ist. Von seinen freien Höhen hat man eine der schönsten Ansichten der grünen Campagna, des Vesuv und des blau schimmernden Golfes mit dem röthlich glühenden Gebirgszuge von Sorrento und Massa. Am Fuße des Hügels führt die breite, vielbefahrene Straße nach dem königlichen Lustschlosse Caserta vorüber.

Von meinem Ausfluge mit untergehender Sonne zur Stadt zurückkehrend, hörte ich plötzlich ein unbändiges Geschrei hinter mir. Ich kehre mich neugierig um und erblicke den Wagen eines Landvetturin, in einer Weise mit Kisten und Koffern bepackt, wie sie nur im Neapolitanischen möglich ist. Der schwer beladene Wagen war mit vier Pferden der schlechtesten Race bespannt, auf jedem ritt ein junger Sansculotte, mit kurzer Peitsche bewaffnet, die er seinem unglücklichen Thiere unablässig klat-

schend um Kopf und Nacken schwirren ließ. Geschrieen wurde dabei von Allen mit übermenschlicher Anstrengung. Mein Carossenführer fuhr tüchtig zu, so daß ich vollkommen mit ihm zufrieden war, ja, größere Schnelligkeit ihm wahrscheinlich untersagt haben würde. Offenbar lag dem närrischen Vetturin oder seinen Passagieren Alles daran, den städtischen Wagen auszustechen, und so begann denn die tollste Jagd, die ich je mit angesehen habe. Das Fuhrwerk schien nicht im besten Stande zu sein, dennoch war es mit Menschen und Waaren überladen. Ich zählte, die vier Reiter mit inbegriffen, einige zwanzig. Von diesem saßen drei auf dem Kutscherbocke, zwei balancirten über dem Kofferberge auf der Wagendecke, acht hatten sich im Innern angesiedelt, zwei streckten die Hälse schreiend aus dem unter den Wagen hangenden Netze, das im Staub der Straße hin und wieder schaukelte, und der Rest hing mit Händen und Füßen an einem einzigen Stricke, der zur Befestigung der hinten aufgepackten Kisten und Kasten diente, und zu meiner Verwunderung das schütternde Gepäck wirklich in baumelnder Schwebe zusammenhielt.

Als mein Vetturin dies Tollhäusler-Fuhrwerk hinter uns her sausen hörte, wandte er sich rasch um und fragte, ob er eine Botiglia über das Trinkgeld haben solle, wenn er eine Wettfahrt mit dem Narrenwagen be-

ginne. Ich war es auf kurze Zeit zufrieden, befahl ihm aber, den überpackten Wagen später an uns vorüber zu lassen, da ich mir von diesem Manöver großen Spaß versprach.

Va bene! schrie mein Wagenlenker, hieb auf die Pferde, und in sausendem Galopp flogen wir die breite Chaussee entlang. Hinter uns drein, wie das wilde Heer, fegte der Wagen des Vetturin. Alle Menschen, an denen wir vorüberkamen, stimmten mit ein in das Kreischen unserer Verfolger; auch mein Kutscher schrie und hieb, nur mit einem Beine am Bocke hangend, immer wüthender auf seine Thiere.

Fahre langsamer jetzt und laß die Narren vorbei, sagte ich, als wir die ersten Häuser der Stadt erreichten und die Straße belebter wurde. Gesagt, gethan. Wir gingen aus scharfem Galopp in mäßig raschen Trab über, und sogleich war der Vetturin mit seinem keuchenden Viergespann an unserer Seite. In wildester Carriere saus'te das Fuhrwerk an uns vorüber, erbebend in allen Fugen von dem Freudengebrülle seiner glücklichen In- und Außensassen. Ihr scheinbar errungener Sieg machte sie ganz toll vor Jubel; namentlich geberdeten sich diejenigen, welche an dem Haltstricke sich anklammerten, der über die hinten aufgepackten Kisten gespannt war, wie wahnsinnig, schwenkten ihre braunen Mützen und zappelten vor Se-

ligkeit an allen Gliedern. Da stolperte eins der abgetriebenen, aus vielen Wunden blutenden Pferde, die andern prallten zurück und brachten durch rasche Wendung das Fuhrwerk zum Stehen, ohne es durch den heftigen Stoß umzuwerfen. Zugleich riß der mehrerwähnte Strick, die Schreihälse stürzten mit sammt den locker gewordenen Kisten und Schachteln in den handhohen, feinen Kalkstaub, und wälzten sich kunterbunt zum Ergötzen der ganzen Straße durch einander. Nichts destoweniger hörte ihr Triumphgeschrei nicht auf. Sie schüttelten den Staub aus den durchsichtig gewordenen Ueberresten ihrer Kleider, an denen freilich nicht viel zu verderben war, und standen hilfreich dem ebenfalls jauchzenden Vetturin bei, um den zerrissenen Strick wieder fest zu knüpfen, die herabgerollten Kisten wieder aufzupacken. — Das sind neapolitanische Freuden! Und hätte Einer oder der Andere bei dieser tollen Hetzfahrt Arm' und Beine gebrochen, ich bin fest überzeugt, die ganze Gesellschaft würde sich trotzdem herzinnig gefreut, Evviva geschrieen und erst zuletzt sich des armen Verunglückten unter gewaltigen Lamentationen brüderlichst erbarmt haben.

II.

Das Kloster Camaldoli. Besuch in Herculanum und Pompeji.

Nach vier Regentagen, die Neapel in mancher Hinsicht zu einem unangenehmen Aufenthaltsorte machten, hellte sich das Wetter auf. Ein starker Nordwind zerstreute die Wolken, die in schweren dunkeln Massen den Vesuv und die Gebirge von Sorrent hartnäckig verhüllt hatten, und trocknete in unglaublich kurzer Zeit die außerordentlich schmuzigen Straßen Neapels. Die reizend gelegene Stadt zog ihre Festtagskleider an. Geschmückt wie eine Brant, die ahnungsvoll zum Altar treten will, ihres Glückes gewiß und jubelnd vor innerer Freude, stand Parthenope am Morgen des ersten Weihnachtsfeiertages vor uns. Wir säumten nicht, die heitere Stunde zu benutzen, und rüsteten uns zum ersten Ausflug in ihre paradiesischen Gefilde. Er galt dem vielberühmten Karthäuserkloster Camaldoli, das sich des Rufes erfreut, auf einem der schönsten Punkte der Erde zu liegen.

Ein Ritt zu Esel, die wir in San Martino mietheten, brachte uns durch gebirgiges Land, dessen frische Bewaldung einigermaßen an deutsches Bergland erinnert, binnen einer Stunde in die Nähe des hoch gelegenen Klosters. Unsere muthigen Thiere, die auf das pfeifende Geschrei ihrer Treiber sich stets in lebhaften Galopp setzten, gewährten die lustigste Unterhaltung. Cavalcaden dieser Art würden in Deutschland hunderte von Zuschauern anlocken, da sie wirklich unsagbar komische Bilder darbieten. Hier, wo alles auf Eseln reitet und sich dabei so toll wie möglich geberdet, macht auch der wunderlichste Aufzug kein Aufsehen. Und wunderlich war unser Aufzug! Dieser im Burnus und Spitzhut, Jener in einem Mantel, der fast auf der Erde schleppte, ein Dritter mit so kurz geschnallten Bügeln, daß seine Knie parallel mit dem Rücken des blinzelnden Grauchens standen, der Vierte endlich mit Stock und Regenschirm zugleich bewaffnet — es war ein Anblick, der den finstersten Melancholiker hätte erheitern müssen.

Vor der Pforte des Klosters lagerte zerlumptes Gesindel, das mit großer Geschäftigkeit über uns herfiel. Einige bemächtigten sich der Esel, Andere waren bemüht, uns beim Absteigen zu helfen und ein paar hingen sich an den Zug der Glocke, um sie zu läuten und den frommen Brüdern die Ankunft Fremder zu melden. Wahr=

scheinlich lagen diese Tagediebe Jahr aus Jahr ein hier, um in bequemster Weise ohne Anstrengung sich ihre Lebensbedürfnisse zu erbetteln, denn daß jeder Einzelne auf Bezahlung Anspruch machte, brauche ich wohl kaum zu erwähnen.

Die Mönche verstanden es von jeher, sich an Orten anzusiedeln, deren romantische Umgebungen sie für die Abgeschlossenheit von Welt und Menschen, wozu ihre Ordensgelübde sie nöthigen, angenehm entschädigten. Mit der Lage von Camaldoli läßt sich aber schwerlich ein anderes Kloster vergleichen. Soll einmal das Leben in klösterlicher Einsamkeit verbracht werden, so verdenke ich es Niemanden, wenn er Camaldolenser wird, denn dieses Kloster liegt mitten im reizendsten Zaubergarten des Paradieses. Hier muß das traurigste Gemüth erheitert, ein gebrochenes Herz wieder gesund werden. Um diese Höhen jauchzt die Natur ewig glücklich ihre schmetternden Freudenhymnen. Schmerz und Trauer können hier keine Stätte finden!

Ich glaube, daß die hier lebenden Mönche trotz ihrer strengen Gelübde, die ihnen Schweigen und alle möglichen Kasteiungen auferlegen, doch glücklich sind. Das Weh der Welt, das Jammergeschrei des Unglücks, das Gewimmer unheilbaren Kummers steigt nicht bis zu ihnen herauf. Ueber ihren Häuptern aber strahlt im blauen Sonnenfeuer

ein ewig milder Himmel. Wohin ihr Auge blickt, überall ruht es auf Punkten, die in überschwenglichen Reizen der Natur schimmern, oder umstrahlt sind von dem Glorienschein der Geschichte. Und wenn der Geist der freiwillig Verbannten sich beengt fühlt von den Schranken, die er sich selbst geschaffen hat, wer mag es ihm dann wehren, hinauszuschweben auf Flügeln der Sehnsucht über das goldfunkelnde Meer und sich in berauschende Träume unirdischen Glückes einzuwiegen? Wahrlich, ich möchte in Camaldoli Karthäuser sein, wenn ich kein ungläubiger Ketzer wäre!

Ein junger schöner Mann von hoher Statur empfing uns, um uns durch den Klostergarten nach den schönsten Aussichtspunkten zu geleiten. Ein krauser schwarzer Bart umwallte das blasse ausdrucksvolle Gesicht. Das weite faltige Ordenskleid von grobem weißem Tuch verlieh ihm Adel und Würde. Sandalen von Holz, mit schmalen Riemen gehalten, bedeckten die nackten Füße. Er trug ein Gebetbuch, in dem er fortwährend aufmerksam las, wenn er nicht von uns durch Fragen gestört ward. Diese beantwortete er jedesmal höflich, aber kurz und einsylbig, denn die Camaldolenser sollen nicht unnöthig viele Worte machen.

Aussichten von solcher Weite, Mannichfaltigkeit, Pracht und Erhabenheit, wie Camaldoli sie bietet, sollte man eigent=

lich gar nicht beschreiben, weil es ja doch nicht möglich ist, der Natur nur entfernt nahe zu kommen. Selbst die Malerei bleibt hier weit zurück hinter der Wirklichkeit. Camaldoli's Lage ist darum so wunderbar entzückend, weil sie das herrliche Land nach allen Seiten hin überblickt und dem staunenden Auge Alles zeigt, was Neapels Umgegend an Naturschönheiten darbietet. Gegen Süden thürmt sich die unermeßliche Häusermasse der Stadt blendend auf bis zu den Olivengärten von Capodimonte und Sant Elmo, darüber in goldblauem Duft erhebt sein feuerflammendes Haupt der Vesuv, zum Theil die zerklüftete hohe Felsenkette der schneebedeckten Gebirge Calabriens verbergend. Weiter gen Westen streckt das felsige Vorgebirge, an dessen Abhängen der schönste Juweel des neapolitanischen Golfes, Sorrento, im schattigen Schooß seiner Orangenwälder liegt, sich aus bis zu Punta Campanella. Daneben, wie eine auf dunkelblauem Meere ruhende Sphinx dämmert Capri in violett-rosem Duft. Dem Norden schon mehr zugewendet sieht man die Inseln Ischia, Procida und Nisita von der glänzenden Fluth umspült. Die Golfe von Bajä und Gaëta, besät mit kleinen schimmernden Ortschaften und mit einer Unmasse von Ruinen aus der glänzendsten Zeit des Römerreiches, fesseln Blick und Geist, und lassen kaum das von so vielem Glanz geblendete Auge selig müde auf den näher gelegenen

Punkten ausruhen, die wie ein Band funkelnder Diamanten von Pozzuoli bis zum Posilipp die Küste des Meeres schmücken.

Der wortkarge Mönch ließ uns das Kloster nicht verlassen, ohne uns zuvor noch die Kirche, einen kleinen lichten Tempel, der von keinem unnützen Putz überladen ist, gezeigt zu haben. Eine Krippe, mitten im Schiff erbaut, schien dem jugendlichen Carthäuser besonders zu gefallen. Er fragte sehr geflissentlich, ob sie auch unsern Beifall habe, beugte dabei das Knie vor dem Kindlein in der Krippe und kniete dann zu längerem Gebet vor dem Hochaltar nieder, dessen Stufen er mit den Lippen berührte. Hätte ich meinen Gefühlen folgen wollen, so würde ich naturanbetender Heide dies lieber draußen im Freien gethan haben. Verdenken könnte ich es Niemand, der zu solcher Andacht hingerissen dem allgewaltigen Herzensdrange nicht zu gebieten vermöchte.

Auch Wein, Brod, gedörrte Kastanien und getrocknete Feigen nöthigte uns der fromme Klosterbruder auf, ohne etwas dafür annehmen zu wollen. Nur als wir ihm versicherten, daß unsere Gabe keine Bezahlung, sondern ein Geschenk für die Kirche sei, nahm er es dankend und uns wiederholt Segen zur Reise wünschend.

Nicht so scrupulös fanden wir die schelmischen Thürhüter, die sammt unsern Eseltreibern im dolce far niente

gemüthlich unsere Rückkehr erwarteten. Es hatte einige Noth, uns ihrer zu entledigen, was jedoch unter lustigen Worten glücklich vollbracht ward, worauf wir in tollem Galopp, die Treiber springend und schreiend zur Seite, nach Neapel zurückritten. Wir kamen uns vor wie angehende Narren und fühlten bereits etwas von dem Tollblut in unsern Adern, das diese glücklichen Menschen zu den beneidenswerthesten Sterblichen auf Erden macht.

Ungeachtet des hochheiligen Festes dauerten Marktgewühl und Straßenlärm ununterbrochen fort. Es war mir interessant zu sehen, wie die handeltreibende, ausrufende und lasttragende Volksmasse, der es an Zeit oder Lust gebrach, in einer Kirche dem Meßopfer beizuwohnen, sich geschickt mit Gott und allen Heiligen abzufinden verstand. Unzählige Male sah' ich eifrig beschäftigte Menschen oder doch solche, die es zu sein schienen, ihre Lasten oder was sie sonst etwa mit sich herumschleppten, in der Nähe einer Kirche mitten auf die Straße werfen, die Mütze ziehen, niederknieen und ein Ave Maria beten. Binnen wenigen Sekunden war die Andacht abgethan, die Last wurde wieder auf den Kopf geschwungen und unter lautem Rufen und Schreien weiter gegangen. Uns Pro=

testanten, die wir von Ceremonien weniger halten, in Beobachtung eines, ich möchte sagen, moralischen Decorums aber etwas strenger gesinnt sind, kommt solche Gottes-verehrung beinahe wie Profanation vor, und sie würde es auch sein, wäre der Neapolitaner nicht viel zu sehr Kind und Mensch des Augenblickes, um nur eine Ahnung von der Unschicklichkeit seines Benehmens zu haben.

Frühzeitig verließen wir auf flüchtigem Dreigespann eines Vetturin Neapel. Die sommerlich warme Luft, deren elastischer Weichheit nur das würzige Arom der Orangeblüthe noch fehlte, um uns mitten in die schönste Zeit des Lenzes zu versetzen, hatte den Wunsch in uns rege gemacht, den zweiten Christtag unter Trümmern alter Pracht, zwischen Säulen und Altären ehemals geweihter Tempel in eigenthümlicher Weise zu feiern. Es wird dem wunderbedürftigen Geist in unserer modernen Welt so selten ein großartiger poetischer Genuß, der allein ihm Nahrungsstoff und Kräftigung geben kann, geboten, daß er mit Hast danach greift, wo die Gelegenheit sich günstig, der Himmel gnädig gesinnt sich ihm zeigt.

Die beiden durch den furchtbarsten aller Ausbrüche des Vesuv im Jahre 79 nach Chr. verschütteten Städte des Alterthums, Herculanum und Pompeji, sind jenes etwa 5, dieses 13 Miglien von Neapel entfernt und kön-

nen bei zeitigem Aufbruch bequem an einem Tage besucht werden.

Bekanntlich liegen gegenwärtig die beiden belebten kleinen Städte Portici und Resina über dem verschütteten Herculanum, was zum Theil die Einstellung der anfangs eifrig begonnenen Ausgrabungen verursacht hat. Den Freund des Alterthums, den Verehrer der Kunst, den Forscher im Buch der Sitten- und Völkergeschichte beschleicht wohl der barbarisch klingende Gedanke, daß diese modern gebauten Städte verschwinden möchten, um die Forschungen von Neuem aufnehmen zu können. Denn die zu Tage geförderten Kunstwerke zeigen, daß vorzugsweise Herculanum eine mit dem schönsten Schmuck damaliger Zeit ausgestattete, reiche, luxuriöse, für den feinsten Kunstgenuß empfängliche Stadt gewesen ist und eine unermeßliche Menge erhabenster Kunstwerke theils aus griechischer theils aus römischer Zeit in ihr aufgehäuft war. Wenige Stunden reichten hin, diesen unermeßlichen Glanz und Reichthum theils zu vernichten, theils für ewige Zeiten in den finstern Schooß der Erde zu begraben. Jetzt tummelt sich die ausgelassenste Fröhlichkeit über den unsichtbar gewordenen Tempeln, in denen vielleicht noch die Priester um den Altar versammelt sind, um heilige Mysterien zu feiern. Stämmige Fischer mit dunkelbraunen Gesichtern und schwarzlockigem Haar, die grellrothe phrygische Mütze keck

in die Stirn gerückt, trieben sich müssig in der Sonne herum, als wir unfern des Einganges zu den unterirdischen Ruinen unser Fuhrwerk verließen.

Viele Orte des Alterthums, die nur als Trümmer auf unsere Zeit gekommen sind, betritt der Reisende mit zu großen Erwartungen. Man ist gewöhnt, des Seltsamen, Wunderbaren, Staunenswerthen so viel von den Werken der Griechen und Römer zu hören, daß man sich von all diesen Herrlichkeiten die übertriebensten Vorstellungen macht. Dies führt manche Täuschung herbei, die je nach Stimmung und Charakteranlage in dem neu- oder wißbegierigen Fremden ein unangenehmes Gefühl zurück läßt. Auch ein Besuch in Herculanum wird die Meisten nur zum Theil befriedigen. Das berühmte Theater, von dem wir wissen, daß es 10,000 Menschen fassen konnte, dessen oberste Galerie ein Wald marmorner Statuen aus den Werkstätten der berühmtesten Künstler schmückte, muß man bei Fackelbeleuchtung besuchen, die bei weitem nicht ausreicht, allen Gegenständen genügendes Licht zu geben. Jeder von uns bekam ein Wachslicht, der Führer trug zwei und so stiegen wir auf schmaler Treppe in eine bedeutende Tiefe hinab. Der Eindruck, wenn man das Proscenium betritt, über sich dumpf rollend und donnernd den Lärm des Lebens fortbrausen hört und nun vor sich die antiken Inschriften, die Marmorsitze für die Consuln

und so manche andere Zeichen höchster Cultur erblickt, ist ein eigenthümlich ergreifender. Leider ist nur gar zu wenig zu sehen in den engen schwarzen Lavagängen und nur die Erklärungen des Führers geben uns einen Leitfaden, an dem wir uns weiter fortgreifen und mit Hilfe der Phantasie den im heißen Lavaschutt versunkenen Wunderbau vor unserm Geist wieder können erstehen lassen.

Belohnender ist der Besuch in ein paar Privatwohnungen, die vollkommen ausgegraben und ziemlich gut erhalten sind. Die hier noch sichtbaren Wandmalereien sind außerordentlich zart und in feinstem Geschmack ausgeführt. In den Ruinen selbst ist natürlich von Ueberbleibseln der Kunst nur das zurückgeblieben, was sich ohne zu auffallende Beschädigung derselben nicht fortnehmen ließ oder was dem Einfluß der Elemente nicht allzu sehr ausgesetzt war. Der Eifer der Regierung, so viele seltene und werthvolle Schätze sorgfältig zu sammeln und der spätesten Nachwelt zur Belehrung aufzubewahren, ist gewiß höchst lobenswerth; interessant aber und noch viel belehrender würde es sein, wenn man wenigstens eins dieser wieder aufgedeckten Häuser römischer Großen mit allem Schmuck und Hausrath, der sich darin vorfand, mit Mosaiken, Gemälden, Leuchtern, Lampen, Statuetten Penaten und den hunderterlei wunderlichen Kleinigkeiten, mit denen sich damals der verweichlichte Römer zu um-

geben pflegte, unangetastet hätte stehen lassen und es durch Ueberbau und Bewachung gegen die Unbill des Wetters wie gegen Beraubung frivoler Menschen geschützt hätte. Wir sind überrascht und entzückt über die große Anhäufung werthvoller, zum Theil kostbarer Geräthschaften, die man in Neapel zeigt; aber wir können uns doch keine rechte Vorstellung machen, wie sich diese Kleinodien an Ort und Stelle ausgenommen haben, da wir überall nur die leeren Wände vorfinden und uns begnügen müssen mit den kargen, sehr wahrscheinlich oft sogar falschen oder doch unklaren Erläuterungen der Custoden. Ich werde später, wenn ich den Leser in das Museo Borbonico führe, auf manche besonders bedeutende Einzelnheiten zurückkommen.

Herculanum ist viel gründlicher zerstört als Pompeji und liegt vergraben unter einem Lavastrome, der an mancher Stelle eine Tiefe von hundert Fuß erreicht. Ließe sich wirklich eine Ausgrabung der alten Stadt möglich machen, so würde man doch warscheinlich nur unzerstörbare Gegenstände leidlich erhalten finden, da alles Entzündbare von der heißen Gluth vernichtet ward. Pompeji begrub nur ein Aschenregen, der locker auf den Gebäuden liegt und ohne Anstrengung und Gefahr beseitigt werden kann. Eine ergreifende Beschreibung jenes furchtbaren Naturereignisses ist uns durch jenen meisterhaften Brief

des jüngern Plinius erhalten worden, den dieser an den Geschichtsschreiber Tacitus schrieb. Er lebte zur Zeit des Ausbruches am Cap Miseno bei seinem Onkel, der damals Befehlshaber der im misenischen Hafen stationirten römischen Kriegsflotte war. Beide, Onkel und Neffe, schifften sich ein und näherten sich dem Schauplatz der Verwüstung, ein Wagniß, das der ältere Plinius mit dem Leben bezahlen mußte. Nach Dio Cassius wurde die Aschensäule mit so gigantischer Gewalt aus dem Schlunde des tobenden Vulkans geschleudert, daß die Sonne selbst in Rom nicht mehr sichtbar war und das ganze Mittelmeer, ja sogar die Küsten von Afrika mit Asche bestreut wurden. Die Zahl von Menschenleben, die bei dieser grauenvollen Katastrophe umkamen, scheint gering zu sein, da man sowohl in Herculanum als in Pompeji eine im Verhältniß zur Einwohnermenge beider Städte nur unbedeutende Anzahl Gerippe aufgefunden hat. Selbst von diesen würden sich die Meisten haben retten können, hätte nicht Manche Habgier nach Besitz zeitlicher Güter, Andere die Hoffnung, der Gefahr durch Verbergen in den tiefsten Schlupfwinkeln ihrer Wohnungen entgehen zu können, zurückgehalten. Sie mögen größtentheils erstickt und verhungert sein. Durch einstürzende Gebäude kamen schwerlich Viele um, da die Erde entweder gar nicht oder nur unbedeutend erbebte,

wie dies unzweifelhaft aus den fast unversehrt erhaltenen Tempelbauen in Pompeji hervorgeht.

Vor jener zerstörenden Eruption waren Vesuv und Somma, die jetzt zwei Berge bilden, ohne Zweifel eine vereinigte Gebirgsmasse. Jener denkwürdige Ausbruch gebar erst den heutigen Vesuv und gab ihm seine reizende ideale Berggestalt, die ihn vor allen andern Bergen der Welt auszeichnet. Aus dem gewaltigen Schlunde des damaligen Kraterthales, als dessen östlicher Rand der Somma zu betrachten ist, und das nicht Berge, sondern Gebirge ausgeschüttet und den Küsten Campaniens stellenweise eine völlig neue Gestalt gegeben hat, stieg als Kraterkegel der Vesuv empor, in dessen Innern sich nun der Feuerheerd und Schornstein für alle späteren Ausbrüche bildete. Die ganze Formation des Berges beweist, daß ihn die kochende Gluth der Erde nach und nach bildete und ihn zu seiner jetzigen bedeutenden Höhe heranwachsen ließ.

Die Städte Portici, Resina, Torre del Greco und Torre del Annunziata bilden zusammen mit ihren an's Meer und in die Campagna geschobenen Villen eine einzige Stadt, an deren entzückender Schönheit sich das Auge nicht satt sehen kann. Man denke sich das Segment eines Kreises von zehn Miglien, also in einer Ausdehnung von mindestens zwei deutschen Meilen, dicht mit weiß schim-

mernden Häusern bedeckt, deren Zinnen, deren üppig grüne Gartenhecken, Pinien Oel- und Kastanienbäume, Agaven, Cactus und vereinzelte schlanke Palmen sich im Meere spiegeln und scharf gegen den azurblauen Himmel abheben; man umkleide dies Bild mit den brennendsten Farben, hülle es in die weichsten Lüfte, lasse goldfarbene durchsichtige Nebel um es schimmern und darüber hin die jetzt blendend weiße, dann wieder rosenrothe Rauchfahne des Vesuv hinausflattern bis zur Insel Capri, und man wird mit voller Seele in den Ausspruch einstimmen, daß auf diesen glücklichen Fleck der Erde ein Stück des Paradieses herabgefallen sei!

Die Bauart der Städte Torre del Greco, noch mehr Torre del Annunciata und Castellamare weicht bedeutend von der Neapels ab. Neapel hat mit wenigen Ausnahmen durchaus flache Dächer, die, mit niedrigen Brustwehren versehen, ihren Bewohnern die schönsten Spaziergänge darbieten. In den genannten Orten so wie in den Wohnungen der Landleute, die gleich weißen Würfeln im Hellgrün der Saaten und Weingärten zerstreut liegen, nimmt das Dach die Gestalt einer Wölbung an. Sie sehen fast aus, als habe die unterirdische Hitze die Bedachung zu Blasen aufgetrieben und ähneln in dieser wunderlichen Form auffallend unsern Backöfen. Noch weiter nach Süden hinab, auf den Inseln Capri und Ischia,

wölbt sich die flache Blase zur vollendeten Kuppel, so daß man in einiger Entfernung veranlaßt werden kann, einen solchen Ort für aus lauter kleinen Kirchen zusammengesetzt zu halten. Dies gibt dem Lande, am meisten da, wo die charakteristischen Gewächse des Südens üppig gedeihen, und hohe Cactusstauden, Fächer- und Dattelpalmen ihre zarten Federkronen über die gelblich weißen von kleinen Fensteröffnungen durchbrochenen niedern Häuser ausbreiten, ein vollkommen orientalisches Ansehen.

Eine breite fruchtbare Ebene lagert sich jetzt zwischen dem Meere und Pompeji, das vor dem Untergange der Stadt seine Wogen an deren Mauern brach. Der Sarno durchströmt das gut angebaute Land in mäandrischen Krümmungen und stürzt sich zwischen Torre del Annunziata und Castellamare in den funkelnden Golf. Die nach Nocera führende Chaussee biegt auf einem Nebenwege nach Pompeji ab, die neu erbaute Eisenbahn läuft in geringer Entfernung von den mit Ulmen und Weinreben bepflanzten Umgebungen vorüber, die wie ein Wall die antike Todtenstadt umschließen. Pompeji selbst ist eine Station für den Dampfwagen. Hier wird gehalten, um die Fremden aller Zonen an den Grabmonumenten der von hellenischem Geist genährten Römer abzusetzen.

Herkules, der so viele Wunderthaten vollbrachte, hat der Sage nach sowohl Herculanum wie Pompeji gegründet.

Später siedelten hier nach einander Etrusker, Osker, Samniten und endlich Römer. Oskische Inschriften finden sich noch an den alten Mauern der ausgegrabenen Stadt.

An den Anblick moderner Städte und ihrer hoch aufgethürmten Häusermassen gewöhnt, bleibt man beim Eintritt in die verödeten Straßen Pompeji's verwundert stehen. Man erwartet hohe, schöne, umfangreiche Gebäude, und sieht plötzlich lauter kleine, niedrige Häuschen um sich, die uns wie Kartenhäuser vorkommen und ganz den Eindruck eines in größeren Dimensionen ausgeführten Modells einer Stadt machen. Die Winzer- und Bauernhäuser in der Campagna sehen gerade so aus und könnten, ohne daß man bei flüchtiger Betrachtung den Tausch merken würde, recht gut als antike Wohnungen in die Straßen Pompeji's gesetzt werden — ein Beweis, daß in vieler Hinsicht die jetzigen Bewohner des glücklichen Campaniens ihren Vätern ähnlich geblieben sind.

Alle Häuser mit sehr wenigen Ausnahmen sind einstöckig und machen, da sie nach der Straße heraus selten Fenster haben, den Eindruck von steinernen Mauern, von vielen Thüren durchbrochen. Ueberall fehlen die Dächer, da die Stein- und Aschenlast dieselben eindrückte und dadurch auch die innern Räume der meisten Wohnungen gänzlich verschüttete. Diese Asche besteht theils aus Bim-

steinen von großem und kleinem Kaliber, theils aus grauschwarzem feinkörnigem Lavasande, der in seiner größten Feinheit vollkommen dem Staube ähnelt. Es lassen sich sehr genau die einzelnen Schichten unterscheiden, deren mehrere übereinander liegen, was die Annahme bestätigt, daß der gänzliche Untergang Pompeji's einem wiederholten Aschenregen zuzuschreiben sei. Die unterste Schicht besteht aus einer etwa fußhohen Lage leichter Bimsteine, die häufig die Größe einer Kinderfaust haben. Darüber liegt ein tiefer Sand- und Aschengürtel, dann kommen abermals Bimsteine, wieder Sand und Asche, und so fort, bis dann den obersten Rand die fruchtbarste Gartenerde bildet, die reich mit Gebüsch und Reben bewachsen ist.

Die Straßen sind gerade, aber schmal, mit schönen großen Lavasteinen gepflastert, ganz so, wie die Römer auch ihre Landstraßen zu bauen pflegten. Zu beiden Seiten der Häuser laufen erhabene schmale Trottoirs hin, die meistens aus Puzzolan bestehen. An vielen Stellen befinden sich mitten in den Straßen breite Schrittsteine, die offenbar zur Bequemlichkeit der Fußgänger angebracht waren, damit sie bei starken Regengüssen, wie sie im Süden so häufig vorkommen, nicht durch die von Wasserströmen überflutheten Straßen zu waten brauchten. Immer sind diese Steine, welche gleiche Höhe mit den Trottoirs ha-

ben, so gelegt, daß zwischen ihnen ein Raum für die Räder der Wagen frei blieb. Hier sieht man die tiefsten Radspuren, die überhaupt auf allen Straßen häufig sind, was auf lebhaften Verkehr schließen läßt. Nur kann ich nicht begreifen, wie einander entgegenkommende Wagen ausgewichen sein mögen, da alle Straßen, mit alleiniger Ausnahme des nach dem Amphitheater führenden Weges, der die große Pulsader alles Lebensverkehrs gewesen zu sein scheint, offenbar zu schmal sind, um für zwei Wagen Raum darzubieten. Mich dünkt, in Pompeji ist nur die Biga im Gebrauch gewesen, mit einer Quadriga würde auch der geschickteste Wagenlenker nicht zu Rande gekommen sein.

Ueberall, wo sich Straßen kreuzen, sieht man Brunnen, oft mit schönen Reliefs und heitern Ornamenten geschmackvoll verziert. Diese Brunnen sind ebenso wie die Ecken der Straßen mit Prellsteinen gegen das Anfahren der Wagen geschützt. Hin und wieder zeigen sich an derartigen Plätzen auch Altäre für die Lares compitales.

Die Häuser der Vornehmen und Reichen, gegen die Straße zu nicht selten unansehnlich und meistentheils blos einstockig, waren im Innern luxuriös ausgestattet und enthielten Alles, was ein verweichlichter Mensch, in müssigem üppigem Leben auferzogen, an alle erdenklichen geistigen und sinnlichen Genüsse gewöhnt, sich wünschen konnte.

Die Beschreibung eines solchen Gebäudes gilt mit sehr geringen Abweichungen für alle.

Den vorderen Theil des Hauses, welcher dem Verkehr mit der Welt gewidmet war und mithin Jedermann offen stand, bildet das Prothyrium mit der Wohnung des Thürstehers. Daran stößt das Vestibulum mit dem Atrium, immer eine offene Halle, die mit dem Tablinum in Verbindung steht, das etwa unserm Empfangszimmer entsprochen haben mag. Streng geschieden von diesem Theile und ausschließlich für die Familie bestimmt, war der innere Theil. Dieser lag von der Straße abgewendet nach dem Garten zu, und hier konnte jede Familie, ungestört vom Getöse des Werkeltages, selbst unbemerkt vom Nachbar, in beneidenswerthem Frieden sich selber, und den häuslichen Freuden und Genüssen leben.

Mittelpunkt dieser Abtheilung war das Peristylium, eine prächtige offene Säulenhalle von ziemlichem Umfange, in dessen Mitte gewöhnlich ein Gemüse- und Blumengarten mit Fischbehälter, der Xystus, angebracht war. Die ihn umgebenden Zimmer zerfielen in die Cubicula, die Schlafzimmer, in denen man noch deutlich die Erhöhungen sehen kann, wo die Betten standen. Sie sind, wie überhaupt die meisten, dem abgeschlossenen häuslichen Leben gewidmeten Räume, außerordentlich klein. Das Frauen-Gemach (Oecus gynaeceus) war geräumiger; ferner un-

terscheidet man noch das Sommer- und Wintertriclinium, jenes gewöhnlich von einer Pergola beschattet. In den Wohnungen der Reichsten, wie z. B. in der Villa des Diomedes am Eingange der Gräberstraße, im Hause des Sallust, des Faun, des Pansa und andern finden sich Räume für Gemälde und Bücher, sowie Einrichtungen zu kalten, warmen und heißen Bädern, die nebst Küche und Keller in den Souterrains gelegen waren. Ein besonderer kleiner Raum, eigentlich bloß eine Nische, bildet das den Laren gewidmete Lararium, das gewöhnlich von einer Lampe erhellt ward. Diesem Gebrauch der Alten mag die „ewige Lampe" der katholischen Kirche ihre Entstehung verdanken. Auch die Hauskappelle (Sacrarium), wo die Hausgötter aufgestellt waren, fehlt nirgends. All' diese Räume sind, wo die Feuchtigkeit sie nicht zerstörte, mit vielem Geschmack ausgemalt. Der Grundton ist gewöhnlich tyrischer Purpur oder schönes Blau. Darauf in schicklichen Entfernungen sind arabeskenartige Verzierungen, mythologische Darstellungen, meistens von großem Werth, Vögel rc. gemalt. Die Säulen sind von Stucco, das Material zu den Häusern ist Lava, auch Tuff. Die Fußböden bestanden durchgängig aus Mosaik und zeugen durch Pracht und Mannichfaltigkeit der Darstellungen von der großen Vollendung, welche diese Kunst erreicht hatte, wie von dem geläuterten Geschmack der Pompejaner. Ich

werde später bei Erwähnung der Schätze des Museo Borbonico nochmals auf die pompejanischen Mosaiken zurückkommen. Noch sei bemerkt, daß an vielen Häusern die Namen ihrer ehemaligen Besitzer angeschrieben sind. Ueber den Thüren einiger Häuser sieht man Phalluszeichen. Es ist wohl nicht anzunehmen, daß dergleichen Häuser stets Sammelplätze waren, wo die Sinnenlust der Pompejaner ihre Befriedigung fand, da der Phallus häufig als Schutzmittel gegen das böse Auge, das mal'occhio angebracht wurde. Nur, wo die Prellsteine eine charakteristische Form vor solchen Häusern tragen, kann an ihrer Bestimmung nicht gezweifelt werden.

Es gibt eine Menge Häuser in Pompeji, die wohl eine genaue Beschreibung schon der Kostbarkeiten wegen verdienten, die man in ihnen theils gefunden hat, theils noch findet. Aus Mangel an Raum kann ich hier nur Andeutungen geben, die jedoch etwa späteren Besuchern jener werkwürdigen Stätte als Fingerzeige dienen können.

Die umfangreichste aller in Pompeji ausgegrabenen Privatwohnungen ist die des M. Arrius Diomedes. Sie liegt hart am Herculanischen Thor, durch welches man in die berühmte Gräberstraße, die schönste und durch ihre großartigen Grabmonumente interessanteste der ganzen Stadt, eintritt. Dies Haus bestand aus drei Gestocken, von denen die beiden untersten sehr gut erhalten sind.

Man findet darin noch Zimmer mit den schönsten und zierlichsten Wandmalereien, deren Farben so feurig glänzen, als wären sie nur wenige Tage alt. Eine Menge vortrefflicher Gemälde, die man jetzt mit Muße im Museo Borbonico betrachten kann, standen, die meisten wenig beschädigt, in den von Asche nicht erfüllten Zimmern. Noch heut findet man ein sehr geräumiges, ein luftiges Viereck bildendes Peristyl, in dessen verödete Portiken der dunkelblaue Himmel hereinlacht, nur auf Augenblicke getrübt durch die Rauchflagge, die aus dem Schlunde des furchtbaren Feuerberges aufsteigt. Außer einer Menge silberner und goldener Münzen, prächtig gearbeiteter Vasen, Armspangen und anderen für die Sittengeschichte jener Zeit nicht unwichtigen Gegenständen entdeckte man im untersten Geschoß, der einen schön gewölbten, trockenen und ziemlich lichten Keller bildet und auf drei Seiten die Villa umschließt, 18 Skelette Erwachsener, ohne Zweifel die ehemals glücklichen Besitzer des Hauses. Bei dem unerwarten Ausbruche des Vesuv's flüchteten sich die Bestürzten jedenfalls in diese geschützten Gewölbe, um dem erstickenden Aschenregen zu entgehen. Die Asche war aber so fein, daß sie durch alle Spalten drang und mithin auch diese unterirdischen Räume nach und nach ausfüllte. Die hohen, reihenweis an den Wänden lehnenden Amphoren,

damals vielleicht mit feurigem Falerner angefüllt, enthalten jetzt nichts als diese schiefergraue feste Lavaasche.

Ausgezeichnet durch vortreffliche Malereien, jetzt größtentheils in Neapel, sind ferner die Häuser des Cajus Sallustius, des Aedilen Pansa mit der vollen Namensinschrift über der Thür, und des dramatischen Dichters. Dem letzt genannten Hause gab man diesen Namen wohl deshalb, weil in dem Bibliothekzimmer eine Menge Papyrusrollen und Masken gefunden wurden und noch ein Gemälde darin vorhanden ist, das einen von Apoll und Minerva beschützten Sklaven darstellt, welcher mehreren Personen aus einer Rolle vorliest. Ein schönes Mosaik, einen Hund darstellend mit der Unterschrift: Cave canem! fand sich am Eingange. Nachbildungen davon sieht man häufig in Neapel.

Merkwürdig ist das Haus des Faun durch die ungewöhnlich große Menge von Kunstschätzen, die es enthielt. Den sonderbaren Namen führt es von einer kleinen gar zierlich gearbeiteten Bronzestatue. Ich habe schon bemerkt, daß in den meisten pompejanischen Wohnungen die Fußböden der Gemächer, zum Theil auch Säulen und Wände, aus Mosaik bestanden. Die großartigsten Compositionen dieser Art wurden im Hause des Faun entdeckt, darunter jenes berühmte und in der That bewunderungswürdige Mosaikgemälde, das unter dem Namen der

„Alexandersschlacht" in Neapel gezeigt wird. Es stellt ein wildes Kampfgewühl dar von solcher Wahrheit und Lebendigkeit, von solcher Vollendung in charakteristischer Auffassung der Kämpfenden, die Wuth und Leidenschaft beseelen, daß man vor dem unbekannten Künstler dieses Meisterwerkes sich ehrfurchtsvoll beugt. Der Besitzer dieses weniger umfangreichen als überaus geschmackvoll eingerichteten Hauses muß ein enthusiastischer Verehrer von Mosaikgebilden gewesen sein, da nicht blos die Fußböden, Wandbekleidungen, Tischplatten, Säulen aus Mosaik bestanden, sondern auch alle hier vorgefundenen Gemälde dieser Composition ihren Ursprung verdanken.

Näherer Besichtigung werthe Häuser sind ferner das Haus der Dioskuren, nach dem Gemälde des Castor und Pollux an einem der beiden Haupteingänge so genannt, das Haus der Vestalinnen, der Bacchanten, die Häuser des Apollo und Meleager, die Häuser mit dem großen und kleinen Nischenspringbrunnen, in denen außer den höchst zierlich mit Steinen, Muscheln und Masken aufgeputzten Brunnen noch mancherlei schön erhaltene Malereien auffallen. Beide Häuser liegen in der Via di Mercurio, unter deren interessanteste Merkwürdigkeiten ein Frescogemälde an der Außenseite eines Hauses gehört, das einen Opferzug der Alten darstellt. Es befindet sich nämlich in diesem Opferzuge eine Sänfte

mit dem Götterbilde, wie man sie in ganz gleicher Weise noch heutigen Tages in Neapel bei Prozessionen zur Fortschaffung der Heiligenbilder sehen kann! Ueberhaupt ist die Aehnlichkeit der heutigen Neapolitaner, ihr Geberdenspiel, ihre Stellungen bei lebhaftem Gespräch, ihr Benehmen auf Markt und Straße dem Leben der Alten, wie es tausend Gemälde und Skulpturen des aufgegrabenen Pompeji darstellen, so ähnlich, daß man meinen sollte, es lägen nur wenige Jahrzehnte zwischen der Gegenwart und jener gräßlichen Katastrophe!

Endlich nenne ich noch das Haus der Tänzerinnen, das seinen Namen von den hier gefundenen Bildern antiker Tänzerinnen erhalten hat, die jetzt ebenfalls im Museo Borbonico aufbewahrt werden. Ich kann mir nicht versagen, über diese Tänzerinnen, deren sehr gut erhaltene Abildungen mich immer von Neuem fesselten, hier einige Worte beizufügen. Es gibt deren 16, die zusammen die vier Wände eines geräumigen Zimmers schmückten. Sie sind auf dunklem Grund gemalt in Stellungen, wie sie reizender, mannichfaltiger, gefälliger und schöner nicht zu erfinden wären. Jede Tänzerin ist blos mit einem durchsichtigen farbigen Schleier bekleidet, dessen sich diese vor Entzücken berauschten Mädchen mit reizender Grazie bedienen. Die meisten sind barfuß, einige tragen Sandalen von Purpur, noch einige Pantoffeln. Das Haar, in

Locken gekräuselt oder fessellos um Nacken und Schultern fliegend, zeigt bei den Meisten jenes sonnig leuchtende Goldblond, das ein charakteristischer Schmuck der alten Deutschen war und bei den vornehmen Römerinnen damaliger Zeit solchen Beifall fand, daß sie zur Erlangung desselben große Summen ausgaben. Man kann daher annehmen, daß diese pompejanischen Tänzerinnen, der Sitte ihrer Zeit huldigend, auch bei ihren öffentlichen Schautänzen falsches Haar getragen haben. Farbige Perlenschnuren, Schilf, Epheu &c. sind locker in die Flechten gewunden. Doppelte Bracelets schmücken die Knöchel beider Arme. Während Einige nur das köstlich gefaltete Gewand mit unnennbarer Grazie handhaben, halten Andere verschiedene Gegenstände in den Händen. So z. B. trägt die Eine, deren nackten Körper ein dunkelgelber Schleier nur theilweis verhüllt, eine flache Schaale in der Linken. Das durchsichtige Gewand schlingt sich in schönem Faltenwurf um den vollen linken Arm, während die Tänzerin mit der hoch gehobenen Rechten den flatternden Zipfel über dem Haupte erfaßt und in dieser Stellung in goldig schimmernder Wolke durch den Aether zu schweben scheint. Eine Andere in hellgelber und rosarother Gewandung, schwingt in der Linken das Tamburin hoch über die Schulter und erhebt die Rechte, um die zierlichen Finger dagegen zu schnellen. Die Tamburinschlägerinnen bei Salta-

rella oder Tarantella haben noch heutigen Tages genau dieselben Bewegungen, dieselbe eigenthümliche Führung der Hand, wenn sie die Fingerspitzen über das rasselnde Fell rollen. Dann gibt es wieder eine, die auf der flachen linken Hand eine breite goldene Schaale, in der rechten eine Kanne mit doppeltem Henkel trägt. Gelbe Pantoffeln hängen lose an den zierlichen Füßen, ein meergrünes Gewand mit breitem Rosabesatz umschlingt die graziösen Glieder. Eine andere, in bacchantischer Verzückung dahinrasend, hält in schönster Armbewegung die flatternde Hülle, daß sie in zahllosen Falten den üppigen Körper umfluthet und das lange goldene Haar in schimmernden Wellen über Arm und Gewand fortfließt. Eine fünfte läßt in lang ausgestreckter Rechten eine antike Schelle erklingen, während die Linke ein grünes Stäbchen mit grasartigem Büschel hält. Stellung und Drapperie dieser reizendsten aller Tänzerinnen sind unübertrefflich graziös und das mattgelbe, an Leib und Schenkel fest anschließende Gewand, dessen breiter weißer Saum und oberer Theil nach griechischer Sitte mit goldenen Agraffen an den Schultern festgehalten wird, so daß es in durchsichtiger Faltung den Busen verhüllt und über die Achsel in bauschiger Wolke fortfliegt, ist in seiner ungezwungenen Einfachheit von außerordentlicher Wirkung. Vergleichen wir die unsinnigen Verrenkungen unserer Kunsttänzer mit den einfach großartigen Stellungen

dieser pompejanischen Künstlerinnen, so müssen wir uns wirklich über die grandiose Geschmacklosigkeit einer Zeit, die an der widerlichsten Unnatur Gefallen finden und das entschieden Häßliche und moralisch Verworfene schön nennen kann, entsetzen. Es ist wahr, die Tänzerinnen der Alten trugen keine Tricots, sie gingen sogar ziemlich nackt, aber diese keusche Nacktheit, die aus der Schönheit der Formen einen Cultus macht, scheint mir doch viel unschuldiger und sittenreiner zu sein als die frivolen Verhüllungen, deren sich unsere öffentlichen Tänzerinnen befleißigen, um höchstens die Lüsternheit verlebter Wüstlinge zu reizen.

Bei einem Gange über das römische Forum fällt es uns auf, wie eine so große Anzahl von Tempeln, Basiliken und Curien auf verhältnißmäßig so beschränktem Raume habe Platz finden können. Pompeji löst diese Zweifel für immer und gibt uns zugleich eine Vorstellung von der Art und Weise, wie die Alten öffentliche Gebäude anzulegen und dieselben auch ohne Raumverschwendung dem Auge gefällig zu machen pflegten. Wir finden in Pompeji in unmittelbarer Nähe des Forums, eines geräumigen oblongen Platzes, von bedeckten Säulenhallen eingefaßt, mit Standbildern berühmter Bürger geschmückt, von denen noch heut die Piedestale vorhanden sind, an öffentlichen Gebäuden: den Tempel des Jupiter, das Pantheon, die Tempel der Venus, des Augustus, des

Quirinus, das Chalcidicum und die Basilika. Ferner in einem andern Theile der ausgegrabenen Stadt: das Forum triangulare, die sogenannte Caserne der Soldaten, ohne Zweifel ein öffentlicher Marktplatz, das Odeon oder kleine Theater, das tragische Theater, die Tempel des Herkules, des Aeskulap und der Isis. Alle diese Bauten sind umfangreich, zum Theil prachtvoll und imposant, mit zahllosen Säulen geschmückt, der Raum aber, den sie einnehmen, ist verhältnißmäßig doch sehr klein. Hätten die Alten die Liebhaberei der breiten Straßen gehabt, wie wir, so würden solche Bauwerke ungeheure Räume erfordert haben. Auf Straßen aber hielten sie wenig. All die genannten Tempel sind durch ganz schmale Gäßchen getrennt und nur von einer Seite zugänglich. Von dieser Seite aber fallen sie immer in's Auge, imponiren und fesseln, und weil die heitere Sitte, jedes nur einigermaßen bedeutende Gebäude mit Säulen zu umgeben, allgemein verbreitet war, so machte ein solches Gebäude auch an Orten, die für die Betrachtung ungünstig gelegen waren, immer einen guten Eindruck. Auch hielten die Alten nicht ängstlich an symmetrischer Anlage ihrer Gebäude fest. Es kam ihnen nicht darauf an, sie in verschiedene Winkel zu verschieben, wenn nur der Gesammteindruck ein angenehmer blieb und den Schönheitssinn, der sie bei all' ihrem Thun vorzugsweise leitete, nicht verletzte. Das Gefällige, dem Auge

Wohlthuende zogen sie regelmäßig der kühlen Symmetrie vor, die von der neuern Baukunst so hoch geschätzt wird und häufig genug durch ihre unerquickliche steife Ordnung das Gefühl mehr beleidigt als erfreut.

Sämmtliche Tempel und andere öffentliche Gebäude zeugen von durchgebildetem Sinn für das Schöne und Erhabene. Gemälde, Mosaiken, Statuen von Göttern und Menschen, ausgezeichnet durch Vollendung der Arbeit, fanden sich in großer Menge. Noch jetzt machen die vielen großentheils gut erhaltenen Säulen, denen man überall begegnet, einen mächtigen Eindruck und flößen uns Ehrfurcht ein vor der geistigen Erhabenheit der Alten, die weder im häuslichen noch öffentlichen Leben Unschönes oder Gemeines um sich duldete. Man betrachte z. B. nur die Basilika, ein Gebäude von 192′ Länge und 72′ Breite, dessen zusammengestürztes Dach auf 28 Säulen in der Mitte des Baues ruhte. An den Wänden befindet sich eine entsprechende Anzahl korinthischer Pilaster, wodurch auf beiden Seiten der Gerichtshalle Corridore entstanden. Am hintern Ende deutet ein um mehrere Fuß erhöhter Raum den Ort an, wo sich das Tribunal befand, umgeben von sechs Säulen korinthischer Ordnung. Ueber die Bestimmung dieses interessanten Gebäudes kann kein Zweifel obwalten, da man an der äußern Wand desselben

zweimal das Wort „BASILIKA“ mit dunkelrother Farbe angeschrieben findet.

Hundert Säulen dorischer Ordnung trugen die drei Portikus des Forum triangulare; das Chalcidicum, einer Inschrift zufolge, die man am Piedestale einer Priesterinnenstatue entdeckte, von der Eumachia errichtet, hat bei einer Länge von **110′** und einer Breite von **50′** einen von 48 Säulen getragenen Portikus. Eine gleiche Anzahl Säulen schmückt den Tempel der Venus und so sind alle übrigen den verschiedenen Gottheiten geweihten Gebäude je nach ihrem Umfang auf die erfreulichste Weise mit Pilastern, Säulen, Statuen und Wandgemälden verziert. In einigen, wie z. B. im Tempel der Isis, fand man Gegenstände von höchstem Interesse, da sie sich auf die Mysterien des Cultus beziehen, der hier gefeiert wurde, und tiefe Blicke in die sorgfältig geheim gehaltenen Pristergeheimnisse thun lassen. Die große Isistafel, jetzt ein Schmuck des oft genannten Museum in Neapel, Amulete, Kandelaber, die halb vergoldete Statue der Isis, die schöne Statue der aus dem Bade steigenden Venus, einige Becken für Weihwasser und viele andere bald mehr bald minder werthvolle Geräthschaften, wie z. B. ein Opfermesser, sodann eine ziemliche Anzahl Gemälde, meistentheils auf den Isisdienst hindeutend, wurden nebst vielen Gefäßen, Lampen rc. in den Räumen dieses Tempels ausgegraben.

Sogar die Reste zweier Blumenkränze entdeckte man, was vermuthen läßt, daß die Priester eben im Begriff waren, der Göttin ein Opfer darzubringen.

Die größten den Göttern geweihten Gebäude sind der sogenannte Tempel des Jupiter am Ostende des Forum. Man hat ihn diesem Gott zugeschrieben, weil man einen kolossalen Kopf des Jupiter in demselben fand. Ferner des Pantheon, dessen Altar zwölf auf Piedestalen ruhende Statuen der zwölf Hauptgötter umgaben, und der Tempel der Venus. Für den ältesten Tempel hält man jenen des Herkules. Der Tempel der Fortuna verdankt, wie eine Inschrift besagt, seine Entstehung dem Cicero, dessen Statue auch darin gefunden ward und zwar, wie noch unzweideutige Spuren erkennen lassen, angethan mit der Toga prätexta.

Nächst den Tempeln sind es die Theater, die unser ganzes Interesse in Anspruch nehmen. Pompeji hat deren außer dem Amphitheater noch zwei mitten in der Stadt gelegene, die so vortrefflich erhalten sind, daß man ihre innere Einrichtung, die Abtheilung der Sitzreihen nach der Rangordnung der Zuschauer sehr genau betrachten kann. Das Odeon oder Komödientheater ist von halbrunder Bauart und ziemlich klein. Eine Menge Stufen steigen bis zur Höhe des Gebäudes hinauf, dessen Dach von Säulen getragen wurde. Die obersten Sitzreihen waren

für die Frauen bestimmt, die Männer saßen tiefer, und die vordersten dem Orchester zunächst gelegenenen Reihen wurden für die vornehmere Klasse und die Magistratspersonen reservirt. Noch sieht man ein Podium auf jeder Seite stehen, wovon das eine einer Vestalin, das andere einem Aedilen zum Sitze diente. Ein paar Theaterbillets werden noch aufbewahrt. Sie sind aus Thierknochen und zeigen römische Zahlen nebst griechischen Buchstaben. Im Orchester liest man aus schönen Messingbuchstaben die Inschrift: Milconius M. F. Verus II. Vir Proconsul ludis.

Das Amphitheater, gegen Südost am Ende der Stadt gelegen, konnte ungefähr 20000 Zuschauer fassen. Es ist ganz ausgegraben und bis auf die obersten Galerien, die theilweis zerstört sind, vollkommen erhalten. Es enthält 30 Sitzreihen, die in drei gesonderte Räume zerfallen. Die unterste der Arena zunächst befindliche Abtheilung war ohne Zweifel für die Magistratspersonen, für Priester und Priesterinnen bestimmt, die mittelste, welche aus zwölf Reihen besteht, für die bemittelten Kaufleute, die oberste für die niedrigen Bürgerklassen. Dann folgt ein Raum, von dem man annimmt, daß er dem Plebs angewiesen war, und über diesem unter bedeckten Galerien befinden sich eine Art Logen für die schöne Welt, eine Einrichtung, die man in andern Amphitheatern vermißt. Zur Arena führen drei ziemlich schmale Eingänge, von denen wahr-

scheinlich einer für die Gladiatoren, einer für die wilden Thiere und einer zur Fortschaffung der während der Spiele Getödteten bestimmt war. Beim Ausgraben entdeckte man außer einigen menschlichen Skeletten auch die Gerippe mehrerer Löwen. Von den obersten Sitzreihen eröffnet sich die herrlichste Aussicht auf die sorrentinischen Gebirge, auf das azurblaue Meer und die aufgegrabene Todtenstadt, über deren Mauerthürmen der Vesuv mit seiner Rauchwolke aufsteigt.

Es ist sehr zu beklagen, daß neuerdings so wenig für Aufdeckung der noch verschütteten Stadttheile gethan wird. Kaum der vierte Theil Pompeji's ist bis jetzt vom Aschenschutt befreit, und von den bisher entdeckten Schätzen zu schließen, läßt sich annehmen, daß noch unermeßlich reiche Denkmäler des Alterthums unter den Ulmen-, Wein- und Olivengärten verborgen liegen, die sich zwischen dem Amphitheater und den aufgegrabenen Straßen hinziehen. Pompeji hatte, wie die Ausgrabungen nachweisen, fünf Thore und eine doppelte Mauereinfassung, Thürme von drei Stock Höhe erheben sich in ungleichen Zwischenräumen über dieselben. Von den Thoren ist das Herculanumthor am Ende der Gräberstraße das stattlichste. Es zeigt drei Eingänge, den mittelsten für Wagen, die beiden Seiteneingänge für Fußgänger. Die Gräberstraße, von ziemlicher Breite, zu beiden Seiten mit erhöhten Trottoirs

versehen, ist die schönste der Stadt und wahrhaft im-
posant durch ihre großartigen und geschmackvollen Grab-
monumente, von denen einige noch deutlich die Namen
Derer tragen, denen sie errichtet waren.

Nach siebenstündigem Aufenthalt verließen wir mit
Einbruch der Nacht diesen eben so merkwürdigen als er-
greifenden Erdwinkel, um in der mildesten Nacht des
Südens durch die belebten Städte, welche den reizenden
Golf Neapels einfassen, nach der tosenden Hauptstadt zu-
rückzukehren.

III.

Sorrent. Capri und die blaue Grotte.

Schöne Tage muß man in Neapel zu Ausflügen in die lachenden Umgebungen benutzen, und Dank dem glücklichen Himmelsstrich, es fehlt an solchen zu keiner Jahreszeit! Die goldblauen Berge Sorrents, die sich weit ins Meer hinein erstrecken und durch gewaltige Felsenmauern die beiden wichtigen Golfe von Neapel und Salerno trennen, werden für jedes den Reizen der Natur erschlossene Auge ein Magnet von unwiderstehlicher Anziehungskraft.

Zwei Wege, der Land- und Seeweg, führen in dieses Paradies, wo Tasso geboren wurde, das er in traurigster Seelenverstimmung nach Jahren langen Glückes wiedersah und daselbst als ein todtwunder Bettler unerkannt im Hause seiner Schwester Pflege fand. Wir entschieden uns für den Landweg als den kürzeren, da man die Eisenbahn bis Castellamare benutzen kann, und wir hatten nicht Ursache, unsere Wahl zu bereuen, da die neue Straße von Castellamare noch Sorrent und Massa durch Gegenden

führt, die Alles, was ich bis Neapel von Naturschönheiten gesehen hatte, weit hinter sich ließen.

Träume märchenhaften Glückes ziehen durch unsere entzückte Seele, wenn wir als Kinder in schneeigen Winterabenden von den Wundern des Südens, von den laüen Lüften, dem goldglänzenden Himmel, den Citronenhainen der Gärten Hesperiens sprechen, oder vielmehr die unglaublichsten und eben deshalb doppelt anziehenden Geschichten davon lesen hören. Wir berauschen uns in dem bloßen Gedanken, daß es auf Erden wirklich solche Dinge, wie Orangenhaine und ewiger Frühling, geben könne und sind schon hoch beglückt, wenn uns Niemand den Glauben daran zu schmälern sucht. Führt uns nun in späteren Jahren ein glücklicher Zufall wirklich in jenes von tausend Wundern bewachte Land, so suchen wir sehnsuchtsvoll vor Allem die verheißenen blühenden Orangenhaine und fühlen uns nicht wenig ernüchtert, wenn sie nirgends erscheinen wollen. Indeß bietet das wunderbare Land auch ohne solche Waldungen des Herrlichen und Ueberraschenden genug, um sie bald ganz vergessen zu machen. Man gewöhnt sich schnell an das Nichtvorhandensein dieser dunkellaubigen würzigen Haine und wird nicht wenig überrascht, wenn man unvermuthet nach Ueberschreitung der neapolitanischen Grenze Orangen-Gärten von

solchem Umfange erblickt, daß man sie allenfalls für kleine Wäldchen gelten lassen kann.

Auf dem Wege von Castellamare nach Sorrent ward ich erst staunend gewahr, daß alle Beschreibungen von den Herrlichkeiten Süditaliens nicht allein nicht übertrieben sind, sondern daß sie weit, weit hinter der Natur zurückbleiben. In weiten Bogen schwingt sich die breite Straße an den senkrecht abstürzenden Felsenriffen um die prachtvolle pittoreske Küste, auf See und Land gleich großartige lieblich anmuthige und entzückende Aussichten eröffnend. Der breite stille Golf lag wie ein dunkelblauer Schild, in dem sich die Sonne spiegelte, tief unter uns; noch blauer und glänzender, rosig schattirt von den leichten Rauchwolken, die aus Vulkans Esse emporstiegen, wölbte sich der Himmel über diesem irdischen Paradiese. Gleich einer unabsehbaren Reihe von Städten, aus cararischem Marmor gebaut, erstreckten sich die mehrmals genannten Ortschaften von Torre del Annunziata bis Neapel, dessen schimmernde Kuppeln und Schlösser sich im lachenden Himmel verloren. Ein Wall von purpurnem Flammenduft umspült lag der Posilipp mit seinen Villen und Gärten am andern Ende der Bucht, in weiterer Ferne, noch luftiger umhüllt von zarten Farbenschleiern, tauchten die graziösen Formen des Misenischen Cap mit dem Monte Nuovo und den Höhen über Pozzuoli am Horizont auf.

Dann folgten die Inseln Procida und Ischia mit dem steil gegipfelten hohen Epomeo, der in der Morgensonne wie eine Feuersäule aus blaugrünem Bergschoße auflo- derte. Und endlich von hundertfarbigen Schleiern um- sponnen, im Vordergrunde des Golfes ruhte groß und hehr die wunderbare Felsensphinx Capri auf dem leuch- tenden Meere, immer von Neuem die entzückten Blicke auf sich ziehend.

Und nun das Land zur Linken, das sich tausend- gestaltig bald als wilder Fels, bald als üppig blühendes Thal, bald als silbergrauer Olivenwald, bald als ewig grüner Garten, von tausend und abertausend Orangen- und Citronenbäumen erfüllt, darstellt! Vico Equense, ein Flecken, auf keck in die See vorspringendem Felsen- plateau gelegen, war der erste Ort, den ich mitten in ei- nem Wald dunkler Orangen vergraben fand. Die helle Sonne beschien die reifen saftigen Früchte, die in unge- heuern Massen über und unter dem saftig glänzenden Laube schimmerten. Hier bedurfte es nicht mehr schützen- der Zäune, die köstlichen Früchte wuchsen auf hohen breit- ästigen Stämmen überall, in Gärten, auf Wiesen, am Bergeshang und in malerisch zerklüfteten Schluchten, de- ren tiefste Stellen von dem Silbergischt der brandenden Wogen benetzt wurden. Die Straße läuft in vielfachen Krümmungen durch dies paradiesische Gartenland, das

mit allen höchsten Reizen einer poetischen malerischen Gegend verschwenderisch ausgeschmückt ist. Die ganze, etwa zwei Stunden betragende Wegstrecke von Vico bis Sorrent ist ein einziger goldgrün schimmernder Orangenwald, rechts begrenzt von der blauen Fluth des Mittelmeeres, links von dem hohen Gebirgskuppen des Monte St. Angelo und seiner niedrigeren Geschwister eingeschlossen. Sorrent selbst liegt auf hohen steilen Felsen hart an der Küste einer tief in die Gebirge sich hineinerstreckenden fruchtbaren Ebene, dem Piano von Sorrent, das sich halbkreisförmig von Meta bis gegen Massa hin zieht und unstreitig der schönste Punkt in Neapels Umgebung ist. Bis nahe an die Berge dehnen sich die Orangenwälder aus, über deren Blättergrün sich hie und da schlanke Palmen neben luftig-zarten Pinien, ernsten Cypressen und dunklem Lorbeer erheben. Die Berge sind bis hoch hinauf an die steilen Felsengipfel mit Oliven bewachsen, deren mattschimmerndes bläulich-graues Silbergrün eigenthümlich absticht gegen die saftige Vegetation der Ebene. Phantastisch ausgezackt, wie ein unübersteiglicher Riesenwall, baut sich das Gebirge um dies Thal der Seligen, auch an den höchsten Orten noch mit leuchtenden Farben geschmückt, die dieses gottgeliebte Land wie verkörperte Musik umspielen. Und über all diese gelben, rothen, braunen und grauen Wände breitet der tausendarmige

Pflanzenriese, das Epheu, sein üppiges Blättergelock aus, vermischt mit dem Laub des wilden Weins und anderer Schlinggewächse. Stachlich, bläulich-silbergrau bäumt sich der Cactus aus zahllosen Schluchten auf und rankt sich empor an der heißen Felsenbrust. Die Aloe streckt ihre breiten fetten Blätterschwerter viele Ellen hoch in die klingende Luft und bildet an manchen Stellen einen wunderbar phantastischen Stachelwall um Bergvorsprünge und Schluchten.

Sorrent's Ursprung verliert sich im grauen Alterthume. Die Sage läßt es von Ulysses, dem meerbefahrenden Abenteurer, gegründet werden, dessen Namen noch heutigen Tages Grotten und Mauertrümmer in nächster Umgebung der Stadt tragen. Selbst ein paar uralte Olivenbäume bezeichnet man als diejenigen, deren Homer im fünften Gesange der Odyssee gedenkt. Ich will die gelehrten unfruchtbaren Untersuchungen über den Ursprung des unvergleichlich schön gelegenen Ortes nicht vermehren helfen und es ganz dahingestellt sein lassen, ob wirklich Odysseus zuerst den klugen Einfall hatte, an diesem reizenden Punkt der Erde Hütten zu bauen oder ob dies verdienstliche Unternehmen mit mehr Wahrscheinlichkeit den Phöniziern zuzuschreiben ist; an beredten Ueberbleiseln aus dem Alterthume fehlt es weder in der Stadt selbst, noch in deren naher oder ferner Umgebung. Man zeigt noch

Trümmer eines Neptunus=, Ceres=, Vesta= und Apollo=
tempels; Ueberreste antiker Bäder und das noch vollkom=
men gut erhaltene Gebäude der Piscinae, die als Was=
serbehälter von den Sorrentinern bis auf den heutigen
Tag benutzt werden. Der Fremde nimmt nun zwar diese
Alterthümer recht gern mit in Augenschein, da sie einmal
auf der Liste der Merkwürdigkeiten stehen, die der etwaige
Cicerone mit sich führt, der Hauptzweck eines Besuches
im Geburtsorte Tasso's ist und bleibt aber der Genuß
der ewig jungen, ewig schönen, eben so erhabenen als
lieblichen Natur, und um diesen Genuß recht unverkürzt
und in vollen Zügen zu schlürfen, muß man hinaus aus
den dunstigen engen Straßen, auf die nächsten waldbe=
kränzten Höhen und vor Allem an's Gestade, um in un=
bedeckter Barke die Küste zu befahren. Doch ehe wir
uns den sanft rollenden Wogen anvertrauen, müssen wir
das berühmte Haus betreten, in welchem Tasso das Licht
der Welt erblickt haben soll. Ich sage „soll," da es
wohl möglich wäre, daß man den vergötterten Sänger
aus purer Verehrung anstatt in unscheinbarer Hütte in
einem Palast geboren werden ließ. Darin ist der Ita=
liener nicht sehr skrupulös und zugleich Poet genug, um
ein reizendes Märchen, das er sich selbst vorfabelt, allen
Ernstes für Wahrheit zu halten und auch Andern als
solche lebhaft wieder zu erzählen.

Tasso's Geburtshaus ist in einen Gasthof verwandelt, wo man sehr stattlich wohnt, dafür aber auch eben so stattlich bezahlen muß. Es liegt auf schroff in's Meer vorspringender Felsenspitze. Die Aussicht von der Loggie auf den Golf, die Inseln, auf Vesuv, Neapel und die fernen violetten Gebirge macht den Wunsch rege, sich auf längere Zeit hier niederzulassen und einige Monate in poetisch-schönem Geistesrausche harmlos zu verträumen.

Dem Seemannssprichworte nach warten bekanntlich Wind und Fluth auf Niemand, und da unser diesmaliges Reiseziel die Insel Capri war und eine kaum merkliche Brise aus Südost hundert weiße Segel auf dem goldblau schimmernden Golfe blähte, kürzten wir unsern Besuch in dem Hause des Dichters ab und beeilten uns, dem schon früher angeworbenen Marinaro, einem Manne von herculischem Körperbau, der sich Don Rafaello nannte, hinab in die Bucht zu folgen. Diese Bucht von Sorrent, in die man auf schmalem Pfade hinuntersteigt, ist eine tiefe schmale Felsenschlucht, mit südlichem Pflanzenwuchs prächtig drappirt. Sanft murmelnd rollt ein schmaler Strom des blaugrünen Meeres herein in die Bucht, an deren dunkele Wände einige niedrige Fischerhäuschen und eine Kapelle sich lehnen. Bei tobender See spritzt die aufzischende Fluth bis ins Innere des kleinen Heilig-

thums und die Säulen des Kirchleins dienen dem Schiffer zum Rettungsanker, an den er mit straffem Tau die zitternde Barke knüpft. Es war mir rührend anzusehen, wie dies lebhafte Schiffervolk, das mit Weib und Kindern beschäftigt war, die Boote vom Ufersande in's Meer zu rollen, glaubensvoll vor der Madonna niederkniete und sie in kurzem Gebet um Schutz und Gnade für die zu beginnende Seereise ansprach. Es gibt in der Nähe von Sorrent mehrere solche kleine Hafenorte und immer sah ich ein Kirchlein neben den oft in den Felsen halb versteckten Wohnungen der genügsamen Menschen sich erheben.

Leider war der Wind in den paar Stunden, die wir in Sorrent zugebracht hatten, umgeschlagen. Die Bucht, am Morgen noch still und klar, schlug kurze hüpfende Wellen und brach sich zischend am granitnen Gestade. Auf unsere Frage, ob bei so bewegtem Meere die Ueberfahrt nach Capri thunlich sei, mußten die Schiffer verneinend antworten. Sie erboten sich dafür, um nicht um ihren Verdienst zu kommen, zu einer Fahrt längs der Küste bis in die Nähe der Punta della Campanella, so genannt von dem Glockengeläut, womit im Mittelalter die Bewohner dieses Küstenstriches die Annäherung raubsüchtiger Saracenenschiffe anzukündigen pflegten. Da wir aber bedenkliche graue Wolken auf das Haupt des Vesuv sich herabsenken und mit dem weißen

Rauch des Vulkans sich verschmelzen sahen, hielten wir es für besser, am festen Lande zu bleiben und die noch übrige Zeit des Tages zur Ersteigung einiger Höhen zu benutzen. Die Fahrt nach Capri ward, falls während der Nacht die Luft sich wieder beruhigen und einen schönen stillen Tag verheißen sollte, auf den nächsten Morgen festgesetzt.

Schon während unserer Verhandlungen mit den Marinari war der Wind heftiger geworden, die Wolkenkrause am Vesuv verdichtete sich und fiel als schwärzlicher Mantel bis über die Hüften des Berges herab. Der Himmel blieb jedoch blau und durchsichtig wie am Morgen und verhieß uns für unsere Wanderung noch belohnende Aussichten. Eiligen Schrittes stiegen wir wieder zur Stadt hinauf, die an sich sehr klein ist, durch die vielen kleinen weißen Häuser aber, die zerstreut in den Orangenhainen liegen und das ganze Piano bedecken, umfangreich erscheint. Diese würfelartigen Häuser mit ihren kuppelförmigen Dächern, aus denen der kurze Stumpf des Schornsteins hervorragt, sehen gar reizend idyllisch aus. Die meisten haben einen Balcon oder eine Loggie. Ueberragt von hohen Orangenbäumen lachen die goldenen Früchte, wie glühende kleine Sonnen aus dem Laubdunkel hervor und legen häufig ihre Aeste ausruhend auf die Simse. Kinder und schlanke Mädchen mit dunkeln leuchtenden Augen, das tief schwarze reiche Haar in lange Flechten verschlungen,

stehen in malerischen Gruppen darauf, lachen scherzend herab auf die Vorübergehenden und lassen die schwirrende Spindel am silberweißen Faden durch die würzige Luft bis wenige Fuß über den Boden herabtanzen, von wo sie eine geschickte Handbewegung schnell wieder zum Dache hinaufschnellt. So gewinnt das ganze harmlos heitere Familienleben dieser glücklichen Naturmenschen einen patriarchalischen Anstrich, der auf uns so anziehend wirkt, weil das Leben in unserm Klima etwas Aehnliches weder darbietet noch gestattet. — Wir hatten gerade noch Zeit eine Höhe vor der Stadt, Capodimonte genannt, zu ersteigen, und von ihr aus glückliche Blicke auf die Sorrentinische Ebene zu werfen, dann brach unter heftigen Windstößen das drohende Unwetter herein und bedeckte binnen wenigen Minuten Land und Meer mit grauen ungestüm tosenden Regenwolken. Die See tobte, der Wind heulte, grell rothe Blitze zuckten um die hohen Zacken des Monte San Angelo und die Aussicht, am nächsten Morgen ruhiges Meer und helles Wetter zur Fahrt nach Capri zu haben, war in den späteren Abendstunden sehr unsicher geworden.

Mit desto freudigerem Erstaunen vernahmen wir in frühester Dämmerung den Ruf des Schiffers, der uns zu schleunigem Aufbruch mahnte und die Nachricht brachte, daß der Golf spiegelglatt, die Luft still, der Himmel ster-

nenklar sei. Sein erfahrener Blick verhieß uns den schönsten Tag. Unter den ersten Flammenküssen der Sonne, die Meer und Land, Berge und Städte mit purpurnem Feuer übergoß, schwammen wir aus der Bucht hinaus in die glänzende See, vorüber an den rauschenden Grotten, den Trümmern alter Tempel oder mittelalterlicher Burgen, erreichten nach kurzer Fahrt das Cap und näherten uns unter kräftigen Ruderschlägen unserer vier lustigen Marinari, deren Steuermann der kühn blickende Rafaello war, dem hohen Felseneilande, das so geheimnißvoll aus den Fluthen aufsteigt und ein schimmernder Palast reizender Meernymphen oder verführerischer Sirenen zu sein scheint. Je näher man der Insel kommt, desto mehr schwinden ihre Zauber; die duftigen violettrosen Farbentöne, die sie in weiter Ferne umfloren, verlieren sich, nackter, zerbröckelter, zackiger Fels, eigenthümlich gestaltet, thürmt in phantastischen Klippen sich auf und gipfelt sich zu zwei Spitzen empor, deren südliche die Trümmer vom Schlosse des Tiberius, deren nördliche die Häusergruppe von Anacapri trägt. Die ganze Insel ist kahl, bis auf einige mit Weingärten bebaute Strecken. Spärlich zerstreut wachsen Oliven und einzelne Palmen, üppiger Cactus und hohe Aloe an den Steinwällen der Vignen. Die Stadt Capri, auf erhabenem Plateau etwa in der Mitte der Insel gelegen, hat ein durchaus orientalisches Ansehen mit den runden

Kuppeln ihrer Häuser, die weißlich gelb aus der südlichen Vegetation hervorragen.

Von Tiber's Palaste sind noch eine Menge Gemächer mit Mosaikfußböden vorhanden. Ein Eremit hat jetzt seine Zelle hier gebaut. Der freundliche Einsiedler überreichte uns Sträuße blühender Rosen, und obwohl es Ende December war, brannte die Sonne des Südens aus dunkelblauem Himmel doch so heiß auf uns herab, daß wir uns leicht in die heimische Rosenzeit versetzen konnten. Von dieser höchsten, steilen Klippe, die senkrecht in zerrissenem Gestein in's Meer hinabsinkt, ließ der grausame Tiberius zum Vergnügen junge Mädchen herabstürzen, nachdem sie seinen Lüsten gedient hatten. Jetzt schleudern junge Burschen und Knaben Steine in die Fluth, um von den Fremden einige Gran für ihre Mühen zu erhalten. Zu gleichem Behufe hatten sich auch ein paar Tarantellatänzer hier eingefunden, die ungeheißen auf dem Mosaikboden eines ehemaligen Kaisergemaches den originellen Nationaltanz beim dumpfen Gerassel des Tamburins vor uns abhüpften, doch leider in einer Weise, die uns von der Grazie dieses Tanzes und dem verführerisch Verlockenden, das er haben soll, keinen großen Begriff beibrachten.

Nach dem Städtchen Anacapri, das auf der nördlichen Abdachung der Insel liegt, führt eine in den Felsen

gehauene Treppe von mehr als 500 Stufen, die sich schwindelerregend an dem steilen Felsen gerad' über der unergründlichen Tiefe des Meeres hinaufwindet. Die weite Aussicht abgerechnet, ist der Besuch nicht sonderlich belohnend. An der Westküste, die von wild zerrissenen Klippen starrt, durch welche vom alten Hafen Tiber's eine steinerne Treppe außerordentlich malerisch an den Felsen heraufklettert, fallen zwei großartige Klippen, die Faraglioni, auf. Sie haben fast das Aussehen eines zerbrochenen gigantischen Thores. Ihren Fuß umspült auch bei ruhigem Wetter der grünlich weiße Brandungsschaum der See.

Capri's felsige Gestade sind vielfach von den nagenden Wogen durchwühlt, die an manchen Stellen tiefe Grotten in das Gestein gebort haben. Manche dieser Grotten kannte schon das Alterthum und benutzte sie, um in ihrem verborgenen Innern geheime Mysterien zu feiern. Das sogenannte Nymphäum oder die Matrimoniumsgrotte scheint zu solchen geheimnißvollen Götterdienst benutzt worden zu sein, wobei die geschlechtliche Liebe wahrscheinlich die Hauptrolle gespielt haben mag.

Das größte Wunder Capri's ist die berühmte blaue Grotte. Auch diese wunderbarste aller Höhlen mag den Alten bekannt gewesen sein, da ein tiefer Gang aus ihrem Innern aufwärts in den Felsen führt, der wahrscheinlich mit

den Gebäuden in Verbindung stand. Wie man außerordentlichen Menschen, die sich durch frommen Lebenswandel und viele gute Thaten vor Andern auszeichneten, nach ihrem Tode Wunder anzudichten pflegt und sie wohl gar heilig spricht, so häuft gern der Abscheu des Volkes auf die verfluchten Häupter verhaßter Tyrannen alle Schandthaten, an denen verworfene Seelen Wohlgefallen finden können. Tiberius, dem alles Schlechte zuzutrauen war, muß zur Strafe für die Verbrechen, die er im Leben straflos geübt, sich nach seinem Tode auch Alles gefallen, alles Abscheuliche aufbürden lassen. Die Sage behauptet, er habe sich die schönsten Mädchen in diese Feengrotte bringen lassen, um sich in ihrer Gesellschaft in dem leuchtenden Wasser zu baden und sie später, damit sie die seltsamen Geheimnisse nicht ausplaudern könnten, von der Zinne seines Schlosses zum schauerlichen Todessprunge in's Meer zu nöthigen.

Die blaue Grotte ist nur bei gänzlicher Windstille zugänglich, der Besuch derselben nur dann lohnend, wenn die Luft klar ist und voller warmer Sonnenschein auf dem strahlenden Spiegel des Meeres liegt. Alle diese Erfordernisse waren vorhanden, als wir in zwei kleinen schmalen Kähnen, von denen jeder nur vier Personen, zwei Passagiere und zwei Schiffer fassen konnte, die große Marine der Insel verließen und unter den kräftigen Ruderschlägen

der gewandten Marinari der geheimnißvollen Grotte zusteuerten. Ich konnte auf diesem kurzen Seewege eines bänglichen Gefühles nicht ganz Herr werden, wenn ich das klatschende Aufspritzen der langen tiefen dunkelblauen Wogen an der ungeheuern senkrechten Felswand betrachtete, deren kahle Stirn sich im duftigen Aether badete. Obwohl kein Windhauch über die spiegelnde Fläche säuselte und auf offener See nicht die geringste Bewegung sichtbar war, hoben sich doch die Wogen in langen schweren Schlägen ellenhoch am Felsen der Insel, die tiefen Höhlungen nicht selten mit silbernem Gischt donnernd übersprudelnd. Die See scheint hier unergründlich tief zu sein, was schon die dunkle schwarzblaue Farbe zu erkennen gibt, die in Folge des Widerscheins vom braunen Felsen nur eine matte bräunliche Schattirung erhält. Dann und wann schoß in der Tiefe der krystallenen Fluthen ein Haifisch an uns vorüber, deren es in Capri's Nähe viele gibt, weshalb Meerbäder nur mit Vorsicht zu nehmen sind. Eigenthümlich war auf dieser Fahrt der Anblick des Inselfelsens. Es zeigte sich nämlich bei jeder Senkung der Fluth rund um die steile Wand, so weit das Auge sie überblicken konnte, ein mehrere Ellen breiter purpurrother Saum, dessen Entstehung ich mir anfangs nicht zu deuten wußte. Bei größerer Annäherung an den Felsen erst bemerkte ich, daß unter der Wasserfläche bis

in bodenlose Tiefe die ganze Insel dicht mit Korallen besetzt war. Diese Thiere bedecken alle Felsen so dicht mit ihren purpurrothen Körpern, daß sie aus einiger Entfernung betrachtet abwärts in's Meer wie mit Scharlachtuch umkleidet erschienen. Leider können die Korallen auf Capri nicht verarbeitet werden, was denn die armen Korallenfischer nöthigt, bis an Afrika's Küsten zu segeln und dort unter unsäglichen Mühen den kostbaren Schmuck von den Klippen zu brechen.

Nach etwa viertelstündiger Fahrt zeigte sich eine kleine halbrunde Oeffnung im Felsen, die von sprühendem Wellenschaum häufig ganz überdeckt ward. „Ecco l'ingresso nel grottone azurro!" sagten die Schiffer und bedeuteten uns, daß wir uns flach niederlegen möchten, um bei der Einfahrt nicht an den Felsen gestoßen zu werden. Vergleicht man die schmale Oeffnung mit dem gewaltigen Wogenschlage, der sie aller Augenblicke ganz mit Schaum erfüllt, so sieht die Sache ziemlich gefährlich aus, obschon sie es im Grunde nicht ist. Die Schiffer am Vordertheile des Kahnes stehend, halten sich am Felsen fest und warten den Moment ab, wo die Fluth sinkt. Ein schneller Druck gegen den Felsen, wobei sie sich zugleich auf die Knie werfen und niederducken, treibt das Fahrzeug durch die Oeffnung und schaukelt es ruhig in die sehr umfangreiche, hohe und tiefe Grotte.

Hier nun verdrängt augenblicklich das höchste Entzücken jegliche Bangigkeit, denn ein Anblick überrascht uns, der unbeschreiblich, ja unglaublich ist. Magisches Dunkel, anfangs von mattblauem Dunst durchglänzt, der mit jeder Secunde immer heller, durchsichtiger, strahlender, glühender wird, erfüllt die Höhle ganz und übergießt Felsen, Meer und jeglichen Gegenstand mit phosphorescirendem weichem Glanz. Man glaubt in tiefblauem Feuer zu schwimmen, die sanften glänzenden Flammen zu athmen, den feuersprühenden Aether zu fühlen. Wie aus blauen Schmetterlingsflügeln gebildet wölbt sich über unsern Häuptern die phantastische Stalaktitengrotte. Eine Bewegung des Ruders im stillen Blau des Meeres erzeugt ein weißes Feuer, das in diamantenen Funken weithin durch die leuchtenden Wellen sprüht. Bei längerem Verweilen vernimmt man aus der Tiefe der Grotte ein Säuseln und Tönen, das zu melodischen Lauten anschwillt und ein Zaubergesang der Nereiden zu sein scheint. Plätschernd, klingend, murrend und wimmernd fallen von der hohen Wölbung einzelne Tropfen in die blau verschleierte Fluth, wie Thränen, die verbannte Unglückliche weinen. Dann spritzen Funken auf aus dem Wasser oder blaubrennende Kreise werden sichtbar, als höben sich aus dem Schooße des Meeres mystische Augen empor, um die Fremdlinge mit ihren wunderbaren Blicken zu bezaubern.

Das Rauschen des Meeres klingt in der Höhle wieder wie verhallende Töne einer Aeolsharfe, nur gewaltiger, dröhnender, dabei aber doch melodisch. Das Licht der blauen Grotte ist eine farbige Nacht, glanzerfüllt und doch nicht blendend, durch und durch Schatten, aber ein Schatten, in dem alle weichen und leuchtenden Töne des Lichtes verhüllt sind. Alles in dieser Grotte ist wunderbar, phantastisch. Man kann versucht werden zu glauben, der geheimnißvollste zauberreichste Traum der Schöpfung habe sich in sie geflüchtet und gestatte dem Menschen, der so gern Alles belächelt und bezweifelt, sich mit vollem Bewußtsein in die innerste Seele dieses Traumgebildes zu stürzen, um dem mystischen Werden der Welt auf einige Minuten nahe zu sein und die tiefsinnige Harmonie von Farbe, Licht, Melodie und Schatten wenn nicht zu begreifen, doch zu ahnen.

Der Eindruck ist so überwältigend, daß man sich keine Rechenschaft geben kann über die Entstehung dieses einzigen Lichtreflexes. Dringt man tief ein in die Grotte, so erscheint die Oeffnung der Höhle ganz weiß, wie eine Scheibe weißen Feuers; verhüllt eine spritzende Woge die Oeffnung, so wird das Blau der Höhle eher glänzender, als matter. Der Körper eines Menschen, der sich in die Fluth stürzt, nimmt ebenfalls dieselbe blaue Farbe an. Blauer schwärmerischer Duft hüllt Be-

lebtes und Lebloses ein, und je länger man in der Grotte weilt, desto durchsichtiger und strahlender wird die Fluth. Die blaue Grotte Capri's ist das schönste Märchen der Schöpfung.

Innigst beglückt verließen wir diesen zaubervollen Ort, bestiegen unsere Barke und segelten durch das leuchtende Meer zurück nach Sorrent, das unter dem Sternenbaldachin des Himmels wie eine stolze Königin auf hohem Felsenthrone ruhte. Die Flammen des Vesuv warfen ab und zu rothe Streiflichter auf den dunkeln Golf. In später Abendstunde schaukelten uns die murmelnden Wogen wieder in die geschützte enge Schlucht von Sorrent.

IV.

Auf den Vesuv.

„Cei! Andiamo al monte Vesuvio?" (Sie da! Wollen wir nach dem Vesuv fahren?) Mit dieser allen neapolitanischen Lohnkutschern gemeinsamen Redensart schnitt mir am letzten Jahrestage 1845 ein lustiger Bursche mit seinem Dreigespann den Weg ab. Diesmal kam mir die Frage gerade recht, die Luft war hell und juniwarm, der Golf rollte goldblaue Wellen mit silbernen Säumen, und der Vesuv trieb seine weiße Rauchpalme viele hundert Fuß hoch in den dunkelblauen glühenden Himmel empor. Besseres Wetter zur Besteigung des berühmten Vulkan konnten wir uns nicht wünschen. Ich ging daher auf die Frage des Vetturin ein und hatte das seltene Glück, in kaum zehn Minuten um die Hälfte des geforderten Preises mit ihm einig zu werden.

Schon seit Wochen war der Vesuv unruhig. Am Tage war dies wenig bemerkbar, nur die stärkere, in dichteren Massen aufsteigende Rauchsäule, deren zerflattern=

der Schweif sich häufig weit über die sorrentinischen Gebirge hinaus erstreckte, ließ die gewaltige Gährung im Innern des Berges vermuthen. Des Nachts aber gewährte er uns Fremden ein nie genug zu betrachtendes Schauspiel, das wir häufig vom Molo aus, oder auf der Santa Lucia spazieren wandelnd voll Entzücken genossen. Minutenlang gaukelte dann eine dunkelglühende Feuerkugel auf dem Kraterkegel, gleich einem riesengroßen Irrlichte, bis plötzlich unerwartet ein breiter Feuerstrahl hoch emporschlug aus dem Berge und eine dreifach höhere Rauchsäule in den Aether schleuderte, die sich nach oben in Form eines Pinienschirmes ausbreitete und langsam niederfallend die Schultern des Berges mit mattem Rosenschleier umhüllte. Dies Schauspiel in unmittelbarer Nähe zu bewundern, das Toben des Vulkans am brüllenden Feuerschlunde selbst zu fühlen, war unser sehnlichster Wunsch, und da allen Anzeichen nach der Berg gerade an diesem Tage besonders unruhig zu werden versprach, so beschlossen wir, ihm unverweilt einen Besuch abzustatten.

Zu vier in offener Carozza, hintenauf zwei achtzehnjährige Bengel, von denen der eine einen halben Frack und ein schadhaft gewordenes Paar Schifferhosen sein Eigenthum nannte, der andere in den malerischen Fetzen eines gewesenen Marinaro-Mantels nicht wenig prunkte,

fuhren wir in voller Carrière über die glatten Lavaquadern am Molo und der Dogana vorüber nach dem breiten Strandwege, der gen Portici führt. Der Kutscher schrie und hieb wie ein Rasender auf die Pferde, die unmöglich schneller laufen konnten, sie hätten denn durchgehen müssen; unsere beiden neapolitanisch costumirten Bedienten schrieen ebenfalls, schwenkten dabei ihre rothbraunen Lazzaronimützen, lachten, daß ihnen die Thränen über die Wangen herabliefen und geberdeten sich unsern Begriffen nach wie Tollhäusler. Binnen fünf Minuten hatte sich die Gesellschaft hinter uns bis auf vier vermehrt, so daß wir jetzt genau wie römische Cardinäle fuhren. Mit dieser Fracht noch nicht zufrieden, kletterte ein Fünfter auf den Bock und half dem Kutscher schreien, ein Sechster endlich kroch in das unter dem Wagen schaukelnde Netz und ließ aus diesem unsichtbaren Versteck ebenfalls seine lustig schmetternde Stimme vernehmen.

Warum der Neapolitaner so viel schreit, ist meines Wissens noch nicht ermittelt, wissenschaftlich wenigstens nicht dargethan. Für Psychologen und Philosophen wäre hier noch etwas zu entdecken und zu vermuthen. Vom Neapolitaner selbst, der es von Rechtswegen doch am besten wissen müßte, ist eine befriedigende Antwort auf ein an ihn gerichtetes: „Perchè strillate cosi?“ nicht zu erhalten. Goethe, der einem solchen Schreihals diese Art der Gesanges- und Stimmübung

verbot, hat darauf von diesem meines Erachtens den vernünftigsten Grund erfahren. Der kecke Junge zeigte nämlich auf den Golf und gab als Entschuldigung seiner unverwüstlichen Lebensheiterkeit die rührende Antwort: „Questa è la mia patria!" Was will man mehr? Dieser arme Lazzarone, der oft kein Hemd besitzt, dessen ganze Kleidung ein wundervolles Gemeng von Lumpen ist, der weder Haus noch Wohnung hat und so arm aus der Welt geht, als er geboren wird, dieser gutherzige Schelm, den wir bedauern und einen Elenden nennen, er ist glücklicher als wir verwöhnten Kinder des kalten farblosen Nordens. Ein Himmel voll Gluth und Sonnenduft ist Jahr aus Jahr ein die weite Wohnung, in der er lebt. Das prächtige Meer mit seinen namenlosen Zaubern, dessen Wogen sanft murmelnd ihm nährende Muscheln ungebeten vor die Füße rollen, die indianische Feige, die wild auf allen Feldern wächst und ihm saftige Früchte entgegen reicht, hier die süße Orange, dort die milde nährende Dattel, der Trauben saftige Gluth und der milchige mandelsüße Kern der Pinie — Alles, Alles ist sein Eigenthum, ohne daß er sich deshalb abzumühen braucht. Wenige Gran genügen, um diesem glücklichen, beneidenswerthen Sohne der Erde ein Göttermahl zu bereiten. Besitzt er sie nicht, was thut's? Es gibt ja Fremde, alberne, gutmüthige Gecken in Menge, die

alle Taschen voll Geld haben und dessen Werth gar nicht kennen. Er braucht nur ein paar Straßen auf und ab zu laufen, wobei er gelegentlich noch einen allerliebsten Scherz aus irgend einer Polichinellbude hört, deren es zahllose gibt, so hat er sich ein Vermögen verdient. Und Kleider? Einen ganzen saubern Rock? Daß er ein Narr wäre! Lumpen sind weit bequemer. Er braucht sie nicht zu reinigen, kann sich mit ihnen im Staube herumwälzen, was er, ist er recht bei Laune, sehr gern thut, und sodann scheint auch die Sonne wärmer durch diese schön durchbrochene Arbeit. Hat er nicht ein Recht, sich zu freuen, zu jubeln und zu schreien, daß er ohne große Mühe lustig leben, ohne Geld täglich in der schönsten Gegend der Welt mit großen Herrschaften spazieren fahren kann? Daß er heute einem reichen mürrischen Lord, morgen einem wunderschönen Mädchen in duftigen Seidengewändern den Wagenschlag öffnen, ihre zarte Hand drücken darf und dafür, wenn keinen freundlichen Blick, doch gewiß ein Silberstück, einen glänzenden Carlino erhält? Nein, der neapolitanische Lazzarone ist der glücklichste, freieste, vergnügteste und amusanteste Mensch auf Erden und darum hat er ein Recht zu schreien und zu jubeln. Lassen wir ihm also dies unschuldige Vergnügen, das ihm alle andern Genüsse ersetzt, in denen die übrige civilisirte Menschheit unter ewiger Langeweile schwelgt.

Bis zur Ponte della Maddalena braucht man zu Fuß vom Largo del Castello aus wenigstens eine halbe Stunde, im Wagen und mit neapolitanischem Kutscher legt man diese Strecke in zwölf Minuten zurück. Der Weg über den Quai, am Ufer des Meeres entlang, ist seiner Aussicht wegen auf Vesuv und Somma, auf die weißglänzende, mit menschenwimmelnden Städten besäete Küste, auf Sorrento's purpurne Bergreihe und auf Capri's in leuchtendes Violett getauchte Felseninsel über alle Beschreibung herrlich, gewinnt aber noch an Reiz durch den Tumult des hier handelnden und wandelnden niedern Volkes von Neapel.

Zahllose Wagen, diese mit drei, jene mit zwei Pferden bespannt, durchbrechen die schreienden Gruppen der Marinari, die mit Sortirung gefangener Fische beschäftigt sind. Esel mit zipfelartig zu beiden Seiten herabhängenden Strohsäcken ziehen langsamen Schrittes ihren kummervollen Weg und beantworten den stachelnden Ausruf ihres unbarmherzigen Treibers, das heiser gekrächzte „Ah! Ah!" höchstens mit philosophischem Ohrenschütteln und leichtem Augenblinzeln. Weiber, quer auf den Gemüsekörben ihrer geduldigen Thiere reitend, verzehren mit großem Appetit aromatische Finocchiblätter; wilde Jungen, kaum noch hängend auf dem hintersten sattellosen Theil ihres Grauchens, schreien, fechten mit den Händen und pauken dabei

mit baumelnden Füßen so lange in die Seiten des armen Thieres, bis es sich erbost in Galopp setzt und durch Dick und Dünn davon rennt. Bedächtig reiten wohlgenährte Capuziner in Gesellschaft einer Schönen vom Lande nebst einem kleinen Kinde durch das tosende Gewimmel, wobei es häufig vorkommt, daß der bescheidene Ordensbruder der Dame den Rücken zukehrt und statt des Zügels den zottigen Schwanz des Esels in der Hand hält.

Den ganzen Quai entlang sind luftige Zelte gebaut, unter denen Südfrüchte aller Art, Fische, Muscheln, Pinienkerne, Datteln, Johannisbrod ꝛc. verkauft werden. Des Schreiens und Lärmens ist kein Ende. In hohen Schobern liegen goldene Orangen zu Millionen aufgeschüttet oder in Körben zierlich geordnet und mit Lorbeerzweigen und dunklen Orangenblättern geschmückt. Daneben auf niedrigen Tischen sind Knaben und Mädchen beschäftigt, den süßen Früchten die farbigen Schaalen abzulösen und die so ihres weichen Kleides entledigten in Formen von Pyramiden, Kirchen und Tempeln zum Verkauf auszustellen und dem vorüberdrängenden Menschenstrome anzubieten. Zwischen Zelten, Buden und am Strande liegenden Fischerböten brennen zahlreiche Feuer, die von daneben sitzenden, meist unförmlich dicken, schmuzigen und plumpen Weibern mittelst Wedeln von Hühnerfedern oder breitem Schilfe angefacht werden. In diesen Feuern brennen und knistern

harzige Pinienäpfel, deren süße und gesunde Kerne man auf diese Weise gewinnt. Der Handel mit Pinienkernen bildet eben so wie der mit Datteln, die an langen Spießen aufgereiht werden, einen eigenen Zweig neapolitanischer Industrie.

Einen ungemein freundlichen Anblick unter diesem schreienden Getümmel gewähren die vielen Frauen und jungen Mädchen, welche unbekümmert um das sie umbrausende Getöse heiter plaudernd beisammen sitzen und entweder emsig die Spindel drehen oder unermüdlich neue Netze stricken. Man thut überhaupt dem Italiener und namentlich dem Neapolitaner Unrecht, wenn man behauptet, er sei faul und scheue jede Arbeit. Es gehört dies zu den vielen Erdichtungen müssiger Köpfe, die, von ein paar Dutzend Faullenzern gequält, diese sogleich mit dem ganzen Volke zu verwechseln keinen Anstand nehmen. Müssig, unthätig, faul ist der gemeine Mann in Neapel fast nie, nur ist seine Thätigkeit eine von der unsrigen sehr verschiedene. Angestrengtes schweres Arbeiten kennt er nicht oder flieht es. Das Klima würde es ihm auch bald verbieten. Dagegen macht er sich immer etwas zu thun, das ihm bei seinen geringen Ansprüchen an's Leben von Nutzen ist und etwas einbringt, sollte diese Beschäftigung auch in weiter nichts bestehen, als daß er einem Carriolführer mit dem Fremden unterhandeln hilft, diesem selbst

den Staub von den Schuhen bläst, den Wagenschlag öffnet, einen Orangenkäufer heranwinkt, beim Aus- und Einsteigen die Hand bietet ꝛc. Diese geringen Mühen, die er mit größter Virtuosität als unsäglich abmattend darzustellen weiß und als geborener Komiker mit den lächerlichsten Geberden von der Welt begleitet, während sein Mund tausend unnütze Worte schwatzt, die ihm jedenfalls weit mehr Vergnügen machen, als der Excellenz, der er sie sagt, sie werfen ihm so viel, oft auch dreimal mehr ab, als er braucht. Er wäre daher wirklich ein Narr, wollte er sich unnützerweise mehr plagen. Dagegen ist der Handwerker ungleich fleißiger als bei uns. Vor zehn Uhr Abends schließt keiner sein Arbeitslocal, ja, ich habe besonders Schuhmacher und Schneider mit einem ganzen Troß von Gesellen und Gesellinnen häufig noch gegen elf Uhr Nachts in Rom und Neapel emsig arbeiten sehen. So lange es Tag oder schönes Wetter ist, sitzt die ganze Gesellschaft auf der Straße, bricht die Dunkelheit herein oder regnet es, so nimmt Jeder seinen Sessel und zieht sich zurück in's Atelier, dessen Thüren jedoch sperrangelweit aufstehen bleiben.

Die große breite Straße nach Portici, eine der schönsten, die ich kenne, vortrefflich erhalten und wo sie durch die köstlich gelegenen Orte Portici, Resina, Torre del Greco ꝛc. führt, mit schönen Lava-Quadern gepflastert,

ist zu jeder Stunde des Tages mit Fuhrwerken aller Art, mit Pferden, Eseln und Maulthieren bedeckt. Fußgänger sieht man selten, da im Süden Mann und Weib, Jung und Alt zu reiten pflegt. Der Eselreiter gibt es zahllose, des Pferdes bedienen sich blos Cavaliere und reiche Fremde. Doch begegnet man auch häufig ganzen Cavalcaden von vornehmen Eselreitern, Herren und Damen in bunter Mischung. Jagt dann eine solche Gesellschaft unter dem heisern Gekreische ihrer hinterdrein rennenden Treiber im Galopp daher, wobei die Esel gewöhnlich ein seltsamer Ehrgeiz beseelt und einer immer den andern zu überholen trachtet, so gibt dies ein Schauspiel zum Todtlachen. Die Damen mit Sonnen-, die Herren mit Regenschirmen und Stöcken bewaffnet, die Jener zugeklappt als Reitpeitsche handhabt, Dieser gegen die stechenden Strahlen der Sonne aufgespannt trägt, ungewohnt des zuckelnden und empfindlich stoßenden Eselstrabes, klammern sich meistentheils fest an den hohen Sattelknopf, ziehen die Beine ein, verlieren dabei die Bügel und machen nun in ihren barocken Reisekostümen die komischsten Figuren. Die Damen schreien wohl auch, weniger aus Furcht vor dem Falle, als aus Besorgniß dabei ihre Kleider in bedenkliche Unordnung zu bringen, denn im Reitkostüme pflegt man derartige Eselpartieen nicht zu machen. Frauen vom Lande, kleine dicke Priester mit weinfröhlichen Gesichtern, übermüthige

Jungen, schreiend, daß einem die Ohren gellen und dabei ihre Grauchen nach Herzenslust prügelnd, machen es sich zum Vergnügen, dergleichen Gesellschaften zu durchbrechen und ihre Thiere widerspenstig zu machen, bis dann das „Ah! Ah!" der Treiber nebst wohl angebrachten Püffen, die Unlenkbaren zu gemeinsamem Ausreißen bringt, und Menschen und Thiere, Fremde und Einheimische in dicht aufwirbelndem Staube verschwinden macht.

Wir mußten Hunderte solcher Gruppen passiren, ehe wir Resina erreichten, von wo aus man in der Regel die Besteigung des Vesuvs unternimmt. Schon vor Portici schrieen uns zerlumpte Kerle an, die sich für Führer ausgaben. Da wir uns aber taub stellten und unser Kutscher die Pferde immer in Carrière erhielt, wurden wir die Zudringlichen bald wieder los. Erst bei der Einfahrt in Portici ersah sich ein langer Kerl den Vortheil, schwang sich mit einem Satze auf den Wagen, der von unserm Bedienten in auserlesenster Lumpenlivrée bereits besetzt war, und begann mit uns zu unterhandeln. An italienische Forderungen schon gewöhnt, lachten wir zu dem Preise, den er uns als den niedrigsten nannte. In solchen Fällen führt gänzliches Schweigen am ersten zum Ziele. Ueberhaupt darf man sich nie übereilen. Geschäfte mit Italienern verlangen Zeit, fordern vieles, recht munteres Hin- und Herreden, und wollen nach allen Sei-

ten hin wohl überlegt und geprüft sein. Denn der gemeine Italiener ist schlauer, pfiffiger und ausdauernder als der schlaueste Trödeljude und kommt mit einem frühzeitigen „Va bene!“ (es ist gut, abgemacht) dem feilschenden Fremden zuvor, eh' es dieser merkt, wenn er nicht recht genau aufpaßt.

Unser langer Freund sah bald, daß er es mit keinen Neulingen mehr zu thun hatte, und ließ daher sehr bald selbst von seiner ersten Forderung nach. Nun war es Zeit an uns, ein Gebot zu thun, was wir nach vorher gepflogener Berathung thaten. Es betrug dies kaum den dritten Theil der Summe, welche der zudringliche Führer begehrte, und ich muß gestehen, daß es gering genug war. Shylock, als ihm seine Tochter mit den Diamanten durchging, konnte sich nicht verrückter geberden, als unser Porticianer. Wir ließen ihn jedoch ungestört austoben und beharrten auf unserem Gebote. Solche Consequenz ist nöthig und Jedem zu empfehlen, alles Nachgeben führt in der Regel zur Prellerei. Consequenz, Energie, Ruhe respectirt der Italiener stets, ja er wird sogar seinen eigenen Vortheil etwas außer Acht lassen, wenn er die fremde Excellenz stillschweigend für einen Pfifficus anerkennen muß. Ist das Gebot ihm nicht annehmbar, so lasse man ihn lieber laufen. Mit dem tröstenden Aus-

rufe: „Un' altra volta, 'Cellenza!“ grüßt er freundlich, wünscht glückliche Reise und geht pfeifend von dannen.

Nach langen Hin- und Herreden nahm der Porticianer unser Gebot als ausreichend an, eine „buona mano“ für gute Bedienung ward ihm zugesichert und so waren wir denn für's Erste versorgt. Dies Mal hatten wir jedoch nicht die vorzüglichste Wahl getroffen, wie wir später erfahren sollten. Schon während wir durch Portici fuhren, bekamen wir eine leise Ahnung davon, indem von allen Seiten kräftige Burschen heransprangen und in ihrer lebhaften Sprache versicherten, der Lange sei gar kein rechter Führer und verstehe nichts. Einer der heftigsten schwang sich sogar ebenfalls auf den Wagen, fing mit uns an zu unterhandeln, verlangte aber bedeutend mehr, als wir zahlten. Dagegen verhöhnte ihn der von uns leider schon in Dienst Genommene, schlenkerte mit ausgespreizten Fingern die Hand gegen ihn, machte lachend und singend das Zeichen der Feige und biß schließlich den Daumen, indem er den Nagel an die obere Zahnreihe setzte und ihn kurz daran abbiß — Alles Zeichen des Hohnes und tiefster Verachtung. Der Andere blieb dem Ungezogenen nichts schuldig. Die erwähnten Geberden wurden heftig erwiedert, seine Gefährten stimmten schreiend mit ein und während unser Porticianer hinten auf dem Wagen herumsprang, seine Männchen machte und die Abge-

wiesenen auf das Kränkendste zu ärgern sich bemühte, raste die ganze nunmehr aufgebrachte Rotte hinter und neben dem Wagen her, schrie, krähte, sang, riß die Daumennägel, quirlte mit den Fingern in der Luft, zum Zeichen, daß er keinen Gran werth sei, und geberdete sich in einer Weise, die uns in die größte Heiterkeit versetzte. Denn der ganze Lärm galt nicht uns, sondern einzig und allein unserm Führer.

Unter dieser seltsamen Begleitung erreichten wir Resina. Hier miethete man früher Pferde oder Esel, um bis zum Aschenkegel den Berg hinauf zu reiten. Auch jetzt kann man dies noch thun, doch ist es nicht nöthig, da man neuerdings eine sehr bequeme, in malerischen Windungen durch die prächtigsten Vignen, an schroffen Abgründen vorüber und über schauerliche Lavawüsten führende Straße bis zum Eremiten angelegt hat. Miethet man gleich in Neapel ein Fuhrwerk auf den Vesuv und zwar für den ganzen Tag (la giornata), worunter man in Italien einen guten Theil der Nacht mit versteht, so kommt man viel billiger weg, als wenn man erst einen Wagen nach Resina, von da Esel und Treiber und zur Rückkehr nach Neapel nochmals einen Wagen bezahlen muß. Nur hat man darauf zu sehen, daß der neapolitanische Kutscher wenigstens drei sehr starke Pferde vorlegt, denn auch der leichteste Wagen sinkt in der nachgebenden Asche

tief ein und macht selbst den kräftigsten Thieren nicht wenig zu schaffen.

Um dem theuern Eremiten nicht in die Hände zu fallen, der aus der Prellerei der Fremden ein gewisses Gewerbe macht, frühstückten wir in Resina. Den Namen dieser unvergleichlichen Osterie weiß ich leider nicht mehr, sonst würde ich nicht versäumen, Andern zur Empfehlung ihn zu nennen. Wer Freund saftigen Rostbratens und geschmorter Kartoffeln ist, gehe vorüber an diesem Resinaschen Gasthause; wen dagegen blos Wein befriedigt, kann getrost da einkehren. Wir sprachen, zumeist aus Noth, dem Weine sehr, dem Rostbraten wenig zu, kauften uns süße Orangen (Apfelsinen) und machten uns erwartungsvoll auf den Weg.

Ein paar einsam stehende hohe Palmen, deren Blätter im milden Lufthauche leise schwankten, nickten über die flachen Dächer der letzten Häuser herüber. Gleich hinter dem Orte steigt der Weg bergan. Zu beiden Seiten bedecken endlose Vignen die fruchtbare Lavaasche. Bis in die Nähe der Bergzunge, auf deren äußerstem Rande die Eremitage liegt, steigen die Vignen die Abhänge hinauf. In ihnen, gekocht von Sonnengluth und den unterirdischen Flammen des Vulkans, wächst jener milde feurige Wein, Lacrimae Christi, der große Aehnlichkeit mit dem Champagner hat, dabei aber aromatischer schmeckt und fünfmal

billiger ist. Zerstreut in und zwischen den Gärten liegen weißglänzende Häuser, von Winzern und Seidenwebern bewohnt. Ueberall waren Winzer beschäftigt, die jetzt laublosen Rebennetze zu verschneiden und in Bogen von Pfahl zu Pfahl, von Baum zu Baum zu ziehen. Darunter leuchtete das fruchtbare Land von frischgrünem Graswuchse, aus dem sich häufig das mattstaubgrüne Geäst der indianischen Feige mit ihren schüsselgroßen fetten Blättern und schenkelstarkem, vielgekrümmtem Stamme erhob oder die dunkle, glänzende Aloë mit ihren fast haushohen, gelblichweiß eingefaßten Schwertblättern phantastisch gegen den Himmel stürmte.

Anfangs blieben uns Meer und Vesuv hinter den Weinbergen verborgen, nur der senkrecht aufsteigende weiße Rauchkegel verrieth uns die Nähe des Vulkans. Hübsche schwarzäugige Winzerinnen begegneten uns und erwiederten unsere Grüße mit dankendem Lächeln. Die wenig verhüllten Gestalten waren edel, voll und schlank, die Lippen fein geschnitten, voll schwellenden Lebens, die beim Lachen die weißesten Zähne durch ihren blassen Purpur leuchten ließen.

Nach halbstündigem Fahren verlor sich nach und nach das bebaute Land. Nur hier und da hingen noch einzelne Rebengärten zwischen braunrothen zackigen Klippen. Darüber erschien in endloser Oede die furchtbar zerris-

sene, mit scharfkantigen Blöcken bedeckte, von finstern Schlackenhöhlen durchwühlte schauerliche Lavawüste. Nichts macht einen gleich niederschlagenden brustbeklemmenden Eindruck auf den Menschen, als diese leblose Oede. Hier ist das Feld des ewigen Todes, das treueste Bild des Chaos, dessen Seele die Nacht, die ewige, endlose Nacht! Als wären hundert Gebirge geschmolzen worden und schadenfrohe Dämonen hätten mit ihren verwitterten Schlacken die blühende Erde überschütten wollen, so sieht es hier aus. Dazwischen wälzen sich thalbreit und häuserhoch schwarzgraue Ströme erstarrten Erzschlammes, die wie zäher Teig auf ihrer blasigen Kruste noch deutlich die Spuren ehemaliger vernichtender Lebenskraft tragen. Klaffende Schlünde, gähnende Tiefen, höhlenähnliche Rachen, die von hundert scharfen Schlackenzähnen besetzt sind, starren uns wie eben so viele Gräber an. Darunter leuchten dunkle, brandrothe Bänder, gleich trägen Strömen zerinnenden Blutes. Fahlgelbes Gestein blitzt aus Asche und Geklipp mit kaltem, falschem Metallauge. Wohin man sich wendet, überall Tod und Vernichtung, überall Schluchten, gegraben von den Feuerströmen des Berges, oder schroffe Wände, mit grauem Schlamme überzogen, der im Sturze sich versteinerte.

Es ist nicht schwer, auf diesen Feldern der Vernichtung die Spuren der ältesten Lavaströme aufzusuchen; sie

unterscheiden sich deutlich durch Farbe und größere oder geringere Feinheit des Kornes. Auch werden die meisten von einer Erdkruste bedeckt, die später durch neue Flammenströme wieder zerrissen, verbrannt und abermals in todte Wüste verwandelt wurde.

Den furchtbarsten Anblick bot der Lavastrom des letzten Ausbruches vom Jahre 1839 dar. Er lag mäandrisch gewunden in tiefer Schlucht wie eine graue geschuppte Riesenschlange, die sich, zwischen Felsen geklemmt, nicht mehr bewegen kann. Zu beiden Seiten auf den Abhängen des Schlundes, den der Feuerstrom gerissen hatte, gedieh lustig die Rebe. An einer niedrigen Stelle überschreitet ihn die neue Straße und von den Höhen herab, die man bald gewinnt, kann man weithin seinen Lauf verfolgen, bis da, wo er mitten in der ewig blühenden Landschaft erstarrt.

Vor dem Hause des Eremiten hat man eine Aussicht, die den schönsten auf Erden an die Seite zu stellen ist. Uebertroffen wird sie nur noch durch Mannichfaltigkeit von jener auf dem hochgelegenen Kloster der Camaldulenser bei Neapel.

Rundum in stundenweiter Ausdehnung der starre Todtenacker schwarzer, phantastischer Lavawellen, verschwindend im blühenden Grün der sie umarmenden Weingärten. Weiter abwärts zerstreute leuchtende Winzerhäuser,

umgeben von Cactussträuchern und Feigenbäumen. Dann der entzückende schimmernde Kranz belebter Städte, der von Neapels menschenwimmelndem Strande bis an's Felsengestade Torre del Greco's den reizenden Golf wie ein silbernes Diadem umspannt. Und nun das Meer, dunkelgoldblau funkelnd im Glanze der Mittagssonne, mit silbernem Brandungsschaume, so weit das trunkene Auge reicht, die Küste bespülend! Dämmernd in duftiger Ferne die Zauberinseln Capri, Ischia, Procida, Nisita; dort mit seinen schönen Linien das Cap Miseno, der Monte Nuovo mit Bajä und Pozzuoli; daneben aus der stillen leuchtenden Fluth wie finstere Schatten der Vorzeit aufsteigend die kolossalen Pfeilertrümmer von Caligula's fabelhaftem Brückenbau! Rechts Neapels unübersehbares Häusermeer, das sich in zwei breite Arme theilt, die das Castell St. Elmo auf jener, Capodimonte auf dieser Seite umschlingen. Endlich schließend vor dem malerischen Hintergrunde der hohen Abruzzen mit ihren rosigen Schneegipfeln die fruchtbare Campagna Felice mit Capua, Caserta und Maddaloni! Links die in allen Farbennuancen schimmernde Bergreihe von Sorrent, an der ein zweiter Kranz von Städten im Schatten herrlicher Orangenwälder schimmert — Vico Equense, Meta, Sorrento, Massa! Zuletzt Alles umfassend und Himmel und Erde verbindend das unermeßliche Meer, dessen zitternder Silberstreif

sich über den purpurvioletten Inseln mit dem Horizonte verschmilzt!

Ein Chor zankender Stimmen, die nicht selten wie Schlangengezisch klangen, störte uns in bewundernder Betrachtung dieses irdischen Paradieses. Es war ein Rudel Führer, Träger und anderes Volk, das sich zur Qual aller Reisenden Jahr aus Jahr ein bei dem Eremiten aufhält. Sie stritten sich um lange Bergstöcke, die sie den Fremden verkaufen oder vielmehr gegen Erlegung eines Carlino blos leihen, wenn diese thöricht genug sind, bei der Zurückkunft sie wiederzugeben. Abverlangen wird man ihnen den Stock sicher.

Kaum hatten uns diese Kerle erblickt, als sie auf der Stelle unter einander Frieden schlossen und sich auf uns, wie Geier auf erwünschte Beute, stürzten.

Zudringlich ist der gemeine Mann, der vom Fremden etwas verdienen will, in Italien immer, auf dem Vesuv aber und überhaupt überall um Neapel herum schlägt diese Zudringlichkeit in die schamloseste Frechheit um, die weder Ruhe noch Humor besiegen können. Ohne zu fragen, ob wir ihrer bedürftig wären, schlossen sich mindestens sechs der Zerlumptesten aus diesem Räubergesindel uns an, von denen Einer ein Körbchen mit Apfelsinen, der Andere eine Flasche Wein, der Dritte ein paar Stricke trug. Der Rest lief mit leeren Händen

nebenher und speculirte vermuthlich auf irgend einen Zufall, der es ihnen möglich machen sollte, sich nutzbar zu erweisen. Alle zerlumpt wie die armseligsten Bettler und zweifelsohne mit schmarotzenden Geschöpfen aller Art reichlichst gesegnet, trugen sie zum Ueberflusse breite, scharfe, beilartige Messer in ihren Gürteln und schleuderten uns aus verwilderten Gesichtern Blicke zu, die mit den demüthig bittenden Worten, die sie an uns richteten, wenig im Einklange standen.

Seit zwei Jahren ist der Vesuv mit seinen unheimlichen Schluchten und Höhlen der Aufenthalt des verworfensten Raub- und Mordgesindels, das allen Fremden Gefahr droht. Man pflegt daher immer in militärischer Begleitung den Berg zu besteigen, die auf Ansuchen sogleich bewilligt wird. Da wir bereits vor uns eine Gesellschaft mit solchem Schutze erblickten, hielten wir es für überflüssig, uns ebenfalls damit zu umgeben.

Umschwärmt von dem lästigen Gesindel, das es blos auf unsere Beutel abgesehen hatte, schritten wir rüstig dem Aschenkegel zu, der steil aus den erstarrten schwarzen Schlammschollen emporsteigt. Die widerliche Begleitung ließ sich durch unsere mehrfach wiederholte Erklärung, daß wir Niemand bezahlen würden, nicht abweisen. Unverdrossen zottelte die Lumpenschlappe hinter uns her und wich und wankte nicht. Wir glaubten sie

durch Zögern ermüden zu können und beschlossen deshalb geraume Zeit auszuruhen. Ein paar Lavaklippen boten uns bequeme Bänke, nur brannte die Sonne dergestalt, daß wir die Oberkleider ablegen mußten. Kaum aber saßen wir, so lag auch die gesammte Lumpenbande neben uns in warmer sandiger Lavaasche. Nochmals gaben wir ihnen unsere Willensmeinung zu erkennen, bedeuteten sie, daß sie die Mühe umsonst haben würden und deshalb doch lieber umkehren möchten! Half alles nichts! Das Pack blieb uns treu, wie der Hund seinem Herrn, ja, was nun ganz zum Verzweifeln war, es fing jetzt sogar an, uns unablässig mit Bitten zu peinigen. „Una corda, 'Cellenza!" (Ein Haltriemen, Excellenz!) rief der Eine, ein halbzerfasertes Seil von seinen Hüften losnestelnd und es uns der Reihe nach anbietend. „Per quattro Carlini, per piccoli quattro Carlini, 'Cellenza!" (Für nur vier kleine Carlini, etwa zwölf Neugroschen.)

„Una botiglia, Signori, per rinfrescare l'anima!" (Ein Fläschchen Wein zur Erquickung der Lebensgeister!) rief der Andere.

Der Dritte hüpfte rückwärts vor uns her, balancirte mit größter Geschicklichkeit sein Körbchen mit Apfelsinen auf dem Kopfe und bot uns mit den Andern um die Wette die süßen Früchte zum Verkaufe an. Die noch übrigen Drei halfen den Ersten handeln, machten gleichsam

die Erklärer, setzten uns mit einem Schwalle schlecht klingender neapolitanischer Worte den großen Nutzen eines Haltriemens, einer Flasche Wein und süßer Orangen auseinander und schlossen mit der wichtigen Betheuerung: „Non dubitate, 'Cellenze, una botiglia molto piace al monte Vesuvio!“ (Verlaßt Euch darauf, Excellenzen, ein Fläschchen Wein schmeckt sehr gut auf dem Vesuv!)

Was war da zu thun! Wir mußten uns schweigend in das Schicksal aller Reisenden fügen und seufzend, den Bettelschwarm hinter uns her schleppend, die Besteigung des Aschenkegels unternehmen.

Dies ist eine äußerst angreifende und beschwerliche Partie. Weg und Steg gibt es nicht, da Schlacken, Bimstein, Asche bei jedem Schritte nachgeben, über und durch einander rollen und so einen etwa begonnenen Steg sogleich wieder zerstören. Nur die großen Blöcke und Felsen liegen fest, obwohl auch diesen nicht immer zu trauen ist. Auf diesem Pfade in Asche und rollendem Gestein, über ausgezahnte und schneidend scharfe Schlacken, über senkrechte und überhängende Felskuppen geht es nun bergan, und zwar in solcher Steile, wie sie mir auf meinen vielen Bergpartieen nirgendwo vorgekommen ist.

Je höher man kommt, desto grausiger wird das Schauspiel, da man nunmehr nach allen Seiten hin das unermeßliche Schlacken- und Aschenmeer mit seinen roth-

gelben, braunen, grünlichen und nachtschwarzen Brüchen, Rissen, Schluchten und schauerlichen Höhlen, die wie ungeheure Riesenschädel auf dem geronnenen Schlammoceane verstreut liegen, überblicken und den Lauf der verschiedenen Lavaströme verfolgen kann. Hätte man nicht als erquickenden Ausruhepunkt für das Auge das paradiesische Land unter sich, so würde dieser Anblick einen seelenlähmenden Eindruck machen. Es gibt nichts Fürchterlicheres, nichts, was schneller die Empfindung gänzlicher Verlassenheit in uns lebendig macht und ein melancholisches Gemüth zur Verzweiflung hintreiben kann. Stürmende See, Eiswüsten der Gletscher, flammende Städte, in Fluthen begrabene Landschaften — sie alle lassen bei aller Entsetzlichkeit doch noch einen Gedanken aufkommen an Wiederbelebung, ja, in dieser Vernichtung selbst, in Sturm, Fluth, Brand und Gletschereis ist noch Leben; dieses Aschenmeer aber bleibt ewig todt! Ein gräßliches schauerbergendes, unermeßliches Bahrtuch fällt es von den glühenden Schultern des Berges herab, umschlingt seine Hüften und Füße und wartet nur auf den günstigen Augenblick, um erfaßt vom Sturmsausen der wankenden Erde aufzuflattern und als erstickender Sargdeckel das harmlos unter ihm schwelgende Geschlecht auf ewig zu begraben!

Nach anderthalbstündigem ununterbrochenem Steigen erreichten wir endlich den Rand des alten Kraters. Drei

unserer zudringlichen Begleiter waren unterwegs da und dort auf verwitternden Lavablöcken sitzen geblieben, um sich einer neuen Gesellschaft, die am Fuße des Kegels sichtbar ward, mit gleicher Zudringlichkeit anzuschließen; die Andern harrten standhaft aus, ertrugen mit stoischem Gleichmuth die Strapatzen des Steigens und hofften uns durch solche Selbstverleugnung und Aufopferung zu besiegen.

Ueberwältigend ist der erste Anblick des Flammenkessels. Er bildet ursprünglich ein Thal, aus dessen Mitte ein kegelförmiger Hügel so hoch emporsteigt, daß er die äußere Kraterwand noch um ein gutes Theil überragt. Die Oeffnung dieses Hügels ist der feuerauswerfende Schornstein des Vulkanes. Zur Linken erhebt sich die Wand des alten Kraters schroff bis zu einer Höhe von etwa hundert Fuß und gleicht in ihrer felsigen Zerrissenheit vollkommen einer zerbröckelten schwarzen Festungsmauer.

Früher war der erwähnte alte Krater ein tiefes Thal, in das man erst hinabklettern mußte, um zu dem feuerspeienden Kegel zu gelangen, jetzt aber hatte ein breiter Lavastrom, der sich langsam aus dem Fuße des Kegels ergoß und flammend in's Kraterthal wälzte, dieses ganz mit kaum geronnener Lava angefüllt, so daß es genau einem See glich, dessen schwarze Gewässer während eines sie durchwühlenden Sturmes plötzlich erstarrt sind. Der Anblick war unbeschreiblich großartig, wild, dämonisch.

Eine lebhafte Phantasie konnte sich leicht versucht fühlen, am Eingang des Tartarus zu stehen.

In hundert zerborstenen scharfkantigen breiten Dämmen schoben sich die erstarrten schwarzgrauen Schlammwellen nach allen Richtungen durch- und übereinander. Aus tiefen Schluchten wirbelten an zahllosen Stellen feine grünlichweiße Rauchsäulen zischend auf, dann und wann von blauen Flammenblumen durchleuchtet. Unter goldgelb schimmernden schildkrötenartigen Lavadächern gähnten rothglühende Rachen, die Ballen feurigen Erzes in ihrem Innern dröhnend wälzten. Daneben schoß ein breites üppig grünes Saatfeld auf, lief über Schlackentrümmer und zischende Abgründe und bewegte sein zartes, blendend helles Gefieder im heißen Sonnenstrahl. Es war ein Schwefelfeld, über dessen verlockender Pracht der Hauch des Todes in tausend weißflockigen Wölkchen schwebte, die auf und ab, hin und her, ewig bewegt gleich Schmetterlingen über honigreichem Blumengefilde flatterten. Hier leuchtete die Erzschlacke gelb, dort orange, hier purpurroth, dort stahlblau; Erzschlangen mit hundertfarbigem Kleide krochen und bäumten sich über finsteres Gestein und schossen giftige Blicke aus ihren stechenden Metallaugen auf die neugierig heranwandelnden Fremdlinge. Ueber diesem ganzen Schlackenchaos, das bis zum Kraterkegel mindestens

den Durchmesser einer Viertelstunde hat, zitterte und sang die Luft wie über großen Brandstätten.

Ein schmaler kaum betretbarer Pfad lief am Fuße der links emporsteigenden Felswand hin. Diesen schlugen wir ein, um dem eigentlichen Heerde des unterirdischen Feuers so nahe wie möglich zu kommen. Ein Feuerstrom, am Fuße des Kegels in ungeheuern Blasen aufbrodelnd, wälzte sich langsam über das Feld ewiger Vernichtung.

Während dieser beschwerlichen Wanderung dröhnte und krachte es zu wiederholten Malen im Innern des Berges, die Erde zitterte, dicker, grauer, grüngelber und schwarzer Rauch stieg thurmhoch aus dem Kraterkegel, und unter donnerndem Brüllen flog ein zischender Feuerstrom wohl funfzig bis sechzig Fuß hoch aus dem Schlunde empor in den ewig heitern dunkelblauen Himmel, einen Hagel glühender Steine weit in die Luft schleudernd.

Mit unsern Stöcken auf die klingenden Lavaflötze schlagend, um deren Haltbarkeit zu erproben, hatten wir uns inzwischen an rauchenden und glühenden Schlünden vorüber gearbeitet bis hart an den brodelnden Schlund des Lavastromes. Hier war die Hitze der Luft kaum zu ertragen, die Schlacken selbst so heiß, daß man nur wenige Secunden auf einer Stelle stehen bleiben konnte. In kurzen Zwischenräumen krachte nun der Berg, stöhnte gleich hundert Locomotiven, die sich eben in Bewegung

setzen, und warf unter erderschütterndem Donner seine Riesenflammen in die Luft.

Obwohl unser nichtsnutziger fauler Führer behauptete, es sei unmöglich, bei dem Toben des Berges den Kraterkegel selbst zu besteigen und bis zum Flammenschlunde zu gelangen, machten wir doch den Versuch. Leider mußten wir bald davon abstehen, da der Führer diesmal im Rechte war. Es schlugen nicht allein Flammen bei jedem Tritte in die rothbraune Asche aus dem Kegel auf, der häufig von gelbgrünem Schwefelrauche ganz umhüllt war, auch das Niederfallen glühender Steine, die oft eine bedeutende Größe erreichten, nöthigte uns bald zum Rückzuge. Mit verbrannten Sohlen rannten wir durch Rauch und Flammen so schnell wie möglich wieder herab, auf ein Mittel denkend, wie wir in anderer Weise unsere Absicht wohl erreichen könnten.

Die Felswand zur Linken, die sich in beträchtlicher Höhe über den Kraterkegel erhebt, war nicht unersteiglich, obwohl auch sie an vielen Orten stark rauchte. Auf diese richteten wir jetzt unser Augenmerk, erklommen sie und konnten, freilich nur aus bedeutender Entfernung, in den Feuerschlund hineinsehen. Leider hat man da gar nichts zu sehen! Rauch und Flammen quirlen unablässig in dem Riesenkessel und zeigen höchstens glühende Felszacken. Belohnend kann der Anblick nur sein, wenn der Berg ganz

ruhig ist und ein langes Beschauen des Kraterschlundes gestattet.

Mittlerweile neigte sich die Sonne zum Untergange, glänzender stieg die Feuersäule auf, rothglühend leuchteten die niederfallenden Steine auf den schwarzen Aschenkegel. In wenigen Augenblicken lag das Kraterthal in tiefem Dunkel; nur die hohe Wand, auf deren Höhe wir standen, glühte in purpurnem Sonnengolde, das tausendfarbig funkelnd vom Horizonte her über das Meer rollte, die Inseln mit leuchtenden Schleiern umgab, auf den Schneebergen Calabriens in karminrothen Flammen brannte und mit dunkelgoldiger Schaumbrandung den ganzen unermeßlichen Golf von Neapel umsäumte.

Noch schaukelte die goldene Kugel auf dem diamantenfunkelnden Ocean, das Land mit ihrem Zauberlichte wunderbar verklärend, als wir unsern hohen Standpunkt verließen. Die Nacht auf dem Berge zuzubringen, wie es ursprünglich unsere Absicht gewesen war, riethen uns die verschiedenen Führer der einzelnen Gesellschaften ab, die inzwischen angekommen waren. Der Berg sei zu unruhig, behaupteten sie, die Lava einmal im Flusse, und es stehe zu erwarten, daß sich in den ersten Stunden der Nacht der Krater wieder verändern und der Berg an einer anderen Stelle sich öffnen werde.

Diese Behauptung hatte mancherlei für sich, denn

je mehr es dunkelte, desto heftiger tobte der Berg, die Auswürfe wiederholten sich in kürzeren Zwischenräumen und dauerten länger. Breiter und höher stieg die Flammensäule aus dem Schlunde auf, ihren glühenden Scheitel mit einem Kranze riesiger Rubinen schmückend.

Beim Leuchten der Sterne, die unter dem neapolitanischen Himmel schon vor Sonnenuntergange sichtbar werden und gleich dem Monde einen Lichtstreif auf die Gewässer werfen, verließen wir das Kraterthal, über dem jetzt ein rother Feuerdunst stand, von zahllosen weißen, blauen und gelben Flammenschwertern phantastisch durchstoßen.

So angreifend und ermüdend das Ersteigen des Vesuvs ist, so lustig und unterhaltend ist das Hinabsteigen. Man wählt dazu die nordöstliche Seite des Kegels, die aus bloßer Asche und leichtem Bimsteine besteht, da sich an ihr keine Lavaströme mit ihrem Schlackenbodensatze herabgewälzt haben. In dieser ellentiefen Asche gibt es weder Weg noch Steg. Gerade darin aber besteht das Angenehme. Auf gut Glück vertraut man sich dem fortschurrenden schwarzen Flugsande an, der bei jeder Berührung abwärts schiebt und die nachdrückende Last unaufhaltsam mit fortreißt. Indem man bis an's Knie einsinkt, rutscht man ellenweit bergab, fällt wohl auch gelegentlich hin und kollert einige Schritte bis man im

schwarzen Aschenbette versinkend liegen bleibt. Ungeheißen wählt man alsbald den kürzesten, weil natürlichsten, Ausweg. Man verwandelt langsames behutsames Gehen in keckes Springen und kommt dabei in unglaublicher Eile vorwärts, da die Asche immer im Verhältnisse zur Schwere des gegen sie Anprallenden nachgibt. Ein fünfelliger Sprung brachte uns stets um mindestens zehn Ellen vorwärts, so daß wir schon binnen einer Viertelstunde den Fuß des Kegels an der Erdzunge erreichten, welche Vesuv und Somma verbindet.

Es war inzwischen völlig Nacht geworden. Am durchsichtigen, tiefschwarzblauen Himmel leuchteten die Sterne in nie gesehener Klarheit und erbauten zahllose Silberbrücken über den stillen Spiegel des Golfes. Ueber uns in regelmäßigen Pausen krachten die Donner des Vulkanes, der in unaussprechlicher Pracht seine Feuergarbe, von mattrothem Dampfmantel umhüllt, in den dunkeln Nachthimmel emporschleuderte. In einer Höhe von funfzig, sechzig Ellen stürzten die Flammen auseinander, die tausend und abertausend Steine aber flogen wohl dreimal höher und bereiteten auch im Niederstürzen ein unvergleichlich schönes Feuerwerk. Häufig ähnelte der auflodernde Flammenstock einer schlanken Palme, deren niederhängende Blätterkrone die feurigen Steine bildeten; dann glich er wieder einem hohen Pinienstamme mit brei-

tem leuchtendem Nadelfächer, der, in's Unendliche sich vergrößernd, seinen durchsichtigen Schleier selbst über das Haupt des Somma ausspannte. Bisweilen aber flog die Gluth zischend, ein feuriger Springbrunnen, in die Luft und schoß in Millionen Funken, Stern- und Flammenschweife zertheilt, wieder zurück in den brüllenden Rachen des Berges. Dies häufig wiederkehrende, aber trotz der Wiederholung doch jedes Mal neue und majestätische Schauspiel, das im stillen Meere sich matt abspiegelte, beleuchtete uns den finstern Weg über das öde gespenstische Schlackenfeld. Beim Eremiten, wo sich die einzelnen Gesellschaften sammelten und die unzufriedene Bande unbegehrter Begleiter halb mit Worten, halb mit geschwungenen Stöcken zur Ruhe verwiesen ward, machten wir kurze Rast, um so nahe dem kochenden Quell und auf der unsichern Scholle, die den feurigen Wein erzeugt, ein Glas Lacrimae Christi zu leeren. Ich will aber nicht behaupten, daß er ächt gewesen sei, trotz der Betheuerungen des heiligen Mannes, aus dessen Felsenkeller wir ihn entnahmen. Der grauköpfige Eremit des Vesuvs sieht in seiner groben Kutte einem pfiffigen Schelme weit ähnlicher, als einem frommen, der Welt und ihren Lüsten abgestorbenen Beter.

Während dieser kurzen Rast schwelgten wir noch mit frischen Sinnen in den Reizen des paradiesischen Landes,

das, von der versinkenden schmalen Sichel des Mondes schwach erleuchtet, zu unsern Füßen lag. Das weiße Neapel, umarmt von dem lichtgrünen Gefilde der Vignen, gekrönt mit dunkelschattigen Lorbeerhecken und Olivenhainen, flimmerte in der feenhaften Pracht seiner zahllosen Gasflammen wie ein lebendig gewordenes Märchen aus „Tausend und Eine Nacht." Der Posilipp, dies malerische Vorgebirge, das sich zwischen die Golfe von Neapel und Bajä wie ein Riesenwall legt, warf breite dunkle Schatten auf das flimmernde Meer, dessen weiße Brandungsbänder in ewig wechselndem Spiele um die glückliche Brust Parthenope's flatterten. Die Luft war so durchsichtig klar, daß wir im Schimmer des am Horizonte niedergleitenden Mondnachens vollkommen deutlich den Felsen von Gaëta und die Umrisse des hohen Vorgebirge Circello bei Terracina unterscheiden konnten.

Verfolgt von dem Geschrei unserer zerlumpten Dienerschaft, die in ihren Erwartungen gänzlich getäuscht worden war und die bisherigen Excellenzen unverweilt zu simplen Herren degradirte, rollten wir den nachtschwarzen Hohlweg hinunter, in dessen Krümmungen sich die Straße heraufwindet. Lange noch hörten wir das Schreien und Zanken des nichtsnutzigsten alles Gesindels auf Erden, das wie es schien, nunmehr unter sich selbst in Streit gerathen war.

Der Vesuv warf von Zeit zu Zeit feurige Garben aus oder rollte auch nur eine kolossale rothglühende Kugel auf der Spitze seines Aschenkegels. Im Thale des alten Kraters deuteten drei schwere Brandwolken an, daß noch an andern Stellen Lava ausgebrochen sei und ihre hohen Wellen träg über das Schwefelgefild wälze. Fünf Wochen später war das Kraterthal ganz mit Lava angefüllt und der glühende Strom stürzte sich gegen Caserta den Berg hinunter.

Um acht Uhr Abends erreichten wir Resina, eine Stunde später fuhren wir durch die wimmelnden Straßen Neapels, dessen ewig schreiende und wahnsinnig tobende Bevölkerung dem zu Ende gehenden Jahre zahllose Freudenschüsse und Kanonenschläge abbrannte und Schwärmer aus Fenstern und Thüren zwischen die kreischenden Fußgänger warf. Vor diesem Getümmel retteten wir uns in eine besuchte Trattorie, wo wir dem alten Vulkan zu Ehren noch manches Glas seiner feurigen Thränen leerten und uns so aus dem alten Jahre jubelnd in's neue hinüberweinten.

V.

Neujahr. Fahrt über Vietri nach Amalfi. Malerische Lage dieser Stadt. Eine Fußwanderung durch die Küstengebirge. Salerno. Sturmnacht. Die Tempelruinen von Pästum. Unfall am Sele.

Mit den Worten „buon principe d'anno!" die unserm „glückliches Neujahr!" entsprechen, weckte mich am ersten Morgen des Jahres 1846 der Cameriere. Es war der mildeste, duftigste Neujahrsmorgen, den ich je erlebt habe, der Thermometer zeigte bei Sonnenaufgang 8°, in den Mittagsstunden 17° R. im Schatten. Im Einverständniß mit meinen Begleitern waren dieser und die nächsten Tage zu unserem weitesten Ausfluge bestimmt worden. Die pittoreske Felsenlage des altberühmten Amalfi, wo möglich ein tüchtiges Stück bergiges Küstenland, Robert Guiscard's ehemalige Residenz, Salerno, und endlich die vielgepriesenen Tempelruinen der uralten Sybaritenstadt Pästum sollten für diesmal Ziel- und Endpunkte unserer Streifereien sein.

Der Neapolitaner verliert nicht leicht eine Gelegenheit, die ihm auf schickliche Weise etwas Geld eintragen kann. Der Neujahrstag ist eine solche, weshalb denn Alles sich beeifert, besser Gekleideten mit lautem Glücksruf den Weg zu verrennen und dabei die Hand auszustrecken, um etwas kleine Münze für die unentbehrlichen „Botiglien" in Empfang zu nehmen. Ich hatte eine ganze Phalanx solch eifrig Glückwünschender und Botiglienbegieriger zu durchbrechen, ehe ich die Hausthür meiner Wohnung glücklich erreichte und den Largo del Castello gewann. Im Kaffeehause, wo wir uns gewöhnlich versammelten, erneuerten sich die Glückwünsche und hier war die Sache mit bloßer freundlicher Erwiederung nicht abgethan.

Mit dem ersten nach Nocera abgehenden Dampfwagenzuge entflohen wir dem Getöse der glücklichen Hauptstadt, durcheilten im Fluge die uns schon bekannten Städte am Strande des wunderbaren Golfes, sausten an den Mauern Pompeji's vorüber und erreichten nach kaum einstündiger Fahrt Nocera. Diese Stadt, am Ende der fruchtbaren Ebene gelegen, die sich vom Meere aus bis an den Fuß des Vesuv hinzieht und gegen die calabrischen Berge eine tiefer in's Land einschneidende Bucht bildet, ist nicht groß, aber ungemein belebt. Außer einer Menge Kirchen und Klöster möchte sie jedoch für Fremde

wenig Anziehungskraft haben. Interessant und vielfach unterhaltend waren mir die Vetturine in Nocera, deren Lebhaftigkeit, Hast, ja Wuth, den ankommenden Fremden ihre Fuhrwerke anzubieten, gradezu an Raserei grenzte. Ein Rudel dieser Kerle, deren Kleidungsstücke aus allen Kehrichthaufen zusammengelesen zu sein schienen, deren Physiognomieen auf räuberische Stammbäume schließen ließen, umdrängte uns mit solcher Wildheit, daß an Abschließung eines überlegten Handels unter dem Schreien, Wiehern und Brüllen dieser halbtollen Narren, die sich gegenseitig wie bissige Hunde die Zähne wiesen und die Peitschen gegen einander schwangen, gar nicht zu denken war. Erst als wir erklärten, daß wir Niemandes Fuhrwerk haben wollten, bekamen wir Luft, nur etwa ein Dutzend blieb uns feilschend zur Seite, verfolgte uns bis in die Stadt und kehrte schreiend wieder um, sobald wir den besten und billigsten Wagen nach Vietri gemiethet hatten.

Die gut gehaltene Straße, welche über Cava durch die salernitanischen Gebirge nach dem kleinen Städtchen Vietri führt, ist ganz geeignet, den Reisenden zu tieferem Eindringen in die noch so wenig bekannte Gebirgswelt Calabriens zu reizen. Man sollte überhaupt die breite Straße des üblichen Verkehres, wenn Zeit und Umstände es erlauben, in Italien stets verlassen, dann erst würde

man das eigentliche Volk dieses unvergleichlich schönen Landes, das Land selbst und so manche im unbetretenen Innern versteckte Herrlichkeiten aus dem Alterthume kennen lernen, die in keinem Reisehandbuche erwähnt sind. Vor allen Gegenden Unteritaliens muß Calabrien an eigenthümlichen, anmuthigen, wilden und großartigen Gebirgsansichten reich sein. Ein paar flüchtige Blicke, die ich leider nur im Vorübergehen auf diese Länderstrecken werfen konnte, enthüllten mir schon eine solche Menge reizender Landschaftsgemälde, daß ich aufrichtig bedauerte, nicht Tage und Wochen in diesen Zaubergärten weilen zu können. Die nächst gelegenen Berge sind meist konisch geformt, mit silbergrün schimmernden Oelwäldern dicht bewächsen oder bis zum höchsten Gipfel hinauf mit Weingärten umzirkt, wenn sich nicht etwa, was häufig vorkommt, Ortschaften mit Kirchen und einer Unzahl von Thürmen rund um solche malerische Berge gelagert haben. Auf vielen sieht man Trümmer mittelalterlicher Burgen mit hohen mächtigen Mauerthürmen, die aus der leuchtenden Pracht der immergrünen Wälder gespenstisch schwarz hervorragen. Alle Thäler schimmerten im frischesten Frühlingsgrün, goldene Orangen glänzten in warmem Sonnenschein und das tiefblaue Zelttuch des reinsten Himmels flatterte über Schlucht und Gebirg, über die rauschenden

Silberwellen munterer Flüsse und des weiten endlosen Meeres blendender Spiegelfluth.

Gegen Mittag erreichten wir Vietri, das etwa anderthalb Miglien von Salerno entfernt ist. Eine vorspringende Bergkuppe, an deren Abhange die Straße zum Meere hinabläuft, verdeckt die Aussicht auf diese schöne am Gebirge amphitheatralisch aufsteigende weiß schimmernde Stadt.

So freundlich Vietri liegt, so schlecht ist darin herbergen. Es gibt keine einzige Osterie, deren doch jeder schlechteste Flecken oft mehrere besitzt, nur ein Kaffeehaus, weder sehr sauber noch elegant, liegt am Ende des Städtchens und bietet dem Durchreisenden eine unerquickliche Zufluchtsstätte. Die Nothwendigkeit zwang uns, in dieser wenig einladenden Herberge einzukehren, da wir zur Fahrt nach Amalfi uns nach Schiffern erkundigen mußten und für solche Zwecke Kaffeehäuser immer die besten Orte sind. Bald fanden sich auch ein paar Marinari ein, die ihre Dienste anboten, zugleich aber ganz enorme Preise machten, weil es Neujahr war und an so heiligem Tage eigentlich alle Arbeit unstatthaft sei! Es hatte anfangs gar nicht das Aussehen, als würden sich unsere sehr divergirenden Ansichten in Bezug auf den Ueberfahrtspreis vereinigen lassen, indeß zogen wir handelnd und von bettelnden Kindern verfolgt durch die engen Gassen des

Städtchens, um wenigstens den Strand zu gewinnen und dort den Handel fortzusetzen. Schon unterwegs ließ der willigste der beiden Schiffer bedeutend von seiner Forderung nach, am Strande wurde auch noch etwas abgezwackt, und als endlich das Boot flott gemacht war und die Bemannung schon die Ruder ergriff, machten wir Miene umzukehren, wenn unserer bessern Einsicht nicht mehr Achtung bezeigt würde. „Eh va bene!“ sagte lachend der schlaue Schalk, geben Sie den armen Burschen ein gutes, Trinkgeld „una grande botiglia“ sagte der Vietriner, und ich will einmal gegen meinen eigenen Vortheil handeln. Wir schlugen ein und schwammen in der nächsten Minute unter den Ruderschlägen vier kräftiger junger Schiffer, deren reichem schwarzlockigem Haar die feuerrothen Mützen prächtig standen, in die blaugrüne, von keinem Hauch bewegte Meerfluth hinein.

Nie habe ich eine schönere entzückendere Meerfahrt gemacht. Der blaue reine Himmel, die sommerwarme Luft, die unbeschreiblich malerischen Felsenküsten, von zahllosen Schluchten zerrissen, in deren schattig kühlen Tiefen reizende Ortschaften, Städtchen, Hammerwerke und Fabriken liegen und deren phantastisches Geklipp mit üppiger Vegetation überwuchert ist, uns im Rücken der weiße Halbkreis Salerno's in der Doppel-Umarmung bekrönter Gebirge und rauschender Meereswogen, von den Burg-

trümmern Robert Guiscard's überragt, und endlich die weite und hohe Kette der Gebirge Calabriens, die gegen Süden den Golf schließen — es ist ein Anblick, den man lange Tage hätte genießen mögen, um sich satt darin schwelgen und mit unauslöschbaren Zügen ihn dem Gedächtniß einprägen zu können.

Die Fahrt war kurz und glücklich und durch die heitere Laune unserer Bootsmannschaft unterhaltend. Einige schlechte neapolitanische Cigarren, die wir den guten Burschen schenkten, machten sie zu den glücklichsten Menschen. Sie jubelten in ausgelassenster Lustigkeit, der schweren Arbeit des Ruderdienstes nicht achtend. Das dritte Wort war „Maccaroni" und so oft das Zauberwort ihren Lippen entschlüpfte, glänzten die schwarzen Augen in seliger Verzückung.

Nach anderthalb Stunden öffnete sich die Bucht von Amalfi, die hüben und drüben von hohen steilen Felsmassen umschlossen wird, an denen links das berühmte Kloster, rechts bedeutend höher die Trümmer der alten Burg in außerordentlich reizender Lage hängen. Die Stadt selbst erscheint klein und verliert sich bald in dem engen, durch überraschende An- und Aussichten unvergleichlichem „Mühlenthale," so genannt von den vielen Papiermühlen, die hier an lustig schäumendem Bergwasser, das in heftigen, schnellen und kecken Stürzen dem Meere

zueilt, entzückend schön unter Lorbeer- und Orangenbäumen liegen.

Im Mittelalter zählte man Amalfi unter die bedeutendsten Städte am Mittelmeere, es beherrschte sogar geraume Zeit diese Gewässer und dictirte allen übrigen Nationen in Bezug auf den Handelsverkehr Gesetze. Die tabulae Amalfitanae wurden von allen Seefahrern respectirt. In dieser Zeit seiner höchsten Blüthe, die etwa in die Mitte des zwölften Jahrhunderts fällt, soll Amalfi über **50,000** Einwohner gehabt haben. Wo eine so bedeutende Anzahl Menschen Unterkommen fand in der verhältnißmäßig kleinen Stadt, sieht man nicht ein, denn es gibt in dieser wild romantischen Felsenschlucht, an diesen steilen himmelhohen Klippen gar wenig Raum für Anlegung menschlicher Wohnungen, auch sind wenig Spuren von Trümmern vorhanden, die eine weitere Ausdehnung der Stadt andeuten könnten.

Amalfi's Lage ist eben so schön als interessant und merkwürdig durch das bereits erwähnte „Mühlenthal," an dessen Mündung es sich ausbreitet. Man findet an den Küsten Italiens schwerlich eine zweite so schmale und von so hohen Bergen umthürmte Schlucht in unmittelbarer Nähe der See, wie dieses Thal. Ein paar hundert Schritte genügen, um uns in die tiefste Gebirgswildniß eines Binnenlandes zu versetzen, in einen so engen, schauer-

lichen, abgrundtiefen Schlund, wie wir sie nur in hohen Gebirgsgegenden fern von großen Flüssen und Gewässern zu finden gewohnt sind. Nichts erinnert an die Nähe des Meeres; dies verschwindet, sobald man die Stadt betritt, und zeigt sich erst auf den schwindelnden Bergsteigen wieder, die man bei einer Wanderung in das Thal einschlagen muß. Dabei ist die Vegetation ungemein üppig, und Fels und Berg mit Gebüsch bekleidet, wie selten in diesem Lande.

Imposant schon vom Meere aus stellt sich die alte Kathedrale der Stadt dar, ein festes, solides, umfangreiches Gebäude in normannisch-byzantinischem Styl, dessen Inneres noch mancherlei Sehenswürdigkeiten birgt. Dazu rechne ich vornehmlich die sehr schöne antike Porphyrvase, die das Christenthum in einen Taufstein verwandelt hat, einen durch meisterhafte Bildnerarbeit ausgezeichneten alten Sarkophag, dessen Reliefs den Raub der Proserpina in wundervollen Gruppen darstellen, und die mancherlei kunstvollen Malereien in der mit Gold- und Edelgestein reich verzierten unterirdischen Krypte, die dem heiligen Andreas gewidmet ist, dessen Statue auch darin aufbewahrt wird.

Die Lage des ehemaligen Klosters San Francesco auf steilem Felsen hoch über dem Meere, zu dem in Stein gehauene Treppen führen, ist von hohem Reiz, doch hatte ich mir nach den vielfachen Schilderungen, die nicht ge-

nug die Erhabenheit und Schönheit seines Cortile preisen können, sowohl diesen wie das Kloster selbst großartiger gedacht, als ich beide fand. Immer aber sind sie eines Besuches werth, wäre es auch nur der entzückenden Aussicht wegen, die man von diesem Punkte auf Stadt, Land und Meer genießt. Dieser Genuß würde noch größer und erhebender sein, würde der Reisende nicht gar zu sehr durch die Zudringlichkeit der vielen Führer belästigt, die alle ihre Dienste anbieten und förmlich Jagd auf ihn machen. Uns wenigstens hatten diese Harpyen noch an keinem Orte systematischer umlagert und verfolgt, als in Amalfi, ja, sie wurden nach einigen Stunden geradezu unerträglich, da sie auf keine Weise zu beseitigen waren und Einer immer den Andern verdrängen wollte. Lächerlich freilich und wirklich lustig ward ihr Benehmen insofern, als sie am andern Morgen mit stoischer Ruhe uns vor dem Thore des Gasthauses erwarteten, um eine Belohnung dafür zu beanspruchen, daß wir sie nicht in Masse zu Geleitern hatten annehmen wollen, was schließlich eine überaus heitere Scene herbeiführte.

Ein Gewitter, das während der Nacht mit Donner, Blitz und Regenschauern über die Berge zog, brachte uns am nächsten Tage bewölkten Himmel. Dennoch zogen wir eine Fußwanderung durch die Küstengebirge einem Ritt zu Esel vor, um recht mit Muße die charakteristischen Schönheiten

dieses Landstriches zu genießen. In späteren Jahren wird man diese Wegstrecke auf bequemem Wege zurücklegen können, da die Regierung von Salerno nach Amalfi jetzt eine Chaussee bauen läßt, die in mancher Hinsicht noch interessantere und überraschendere An- und Aussichten darbieten wird, als die reizende Straße von Castellamare nach Sorrent. Wie schon erwähnt, ist dieser Theil des Landes außerordentlich zerklüftet. Eine Menge tiefer und enger Schluchten, am Strande des Meeres sich zu kleinen Buchten ausweitend, schneiden weit in das Gebirgsland hinein und bergen in ihren malerischen Tiefen die anmuthigsten Ortschaften mit Kirchen, Kapellen, Fabriken, Mühlen ꝛc. Ein schmaler Saumpfad führt in großen weiten Bogenwindungen dicht am steilen Geklipp theils durch die Ortschaften selbst, theils hoch über sie hinweg durch die üppigsten Rosmarin- und Granatwaldungen und erhebt sich an einigen Stellen wohl fast tausend Fuß über den Spiegel des Meeres. Dieser Weg ist unbeschreiblich prächtig, bald durch liebliche Anmuth, bald durch großartige Wildheit. Tief unten blitzt in farbigem Feuer der schäumende grünblaue Spiegel des Meeres, hoch über dem Haupt ragen die kühnen schönen Formen des Gebirges in den Himmel hinein, der jetzt phantastische Wolkengebilde an ihren violetten Stirnen vorüberjagte. Obwohl alsbald ein dünner Regen aus den Wolken auf uns herabrieselte, ohne

die Aussicht durch Nebel zu beschränken, zeigte uns die häufig durchblitzende Sonne doch hundertfältig die schönsten Bilder. Erst gegen Mittag verdüsterte sich der weite Golf von Salerno gänzlich und das Geriesel ging über in anhaltenden Regenschauer, unter dem wir, bis auf die Haut durchnäßt, in Vietri wieder einzogen. Der schlechten Herberge nicht achtend, rasteten wir hier einige Stunden, um gutes Wetter zu erwarten. Die Wolken hingen aber so fest und dicht an den schönen Bergen, daß wir diese Hoffnung bald aufgaben und bei heftigem Winde die Straße nach Salerno einschlagen mußten.

Gegen Abend hörte es nun zwar auf zu regnen, dafür aber schwoll der Wind zu einem brausenden Nordoststurme an, der das Meer bis auf den Grund durchwühlte und uns im Zimmer festhielt. Wir mietheten für den nächsten Tag einen Vetturin nach Pästum und empfahlen den heitern Gottheiten, die man im Alterthume hier verehrte, angelegentlich unser Schicksal.

Aber diese heitern Götter sind nicht mehr! Und so konnten denn Wind und Meer ungestört toben und wüthen, so lange es ihnen gefiel. Umwölkter Himmel, wild heulende Brandung und grauenvoller Sturm weckten uns wiederholt des Nachts und begrüßten den neuen Tag, der wenig Gutes verhieß. Nichts destoweniger fuhren wir in leidlich geschlossenem Wagen, mit nöthigem Proviant wohl

versehen, bei guter Zeit dem auf der andern Seite des Golfes gelegenen Pästum entgegen. Bei klarem Himmel und stiller warmer Luft muß solche Fahrt den größten Genuß gewähren, da man eine fruchtbare Ebene, gegen Westen vom Meere begrenzt, gegen Osten von einem Kranz gewaltiger Berge umschlossen, die zum Theil prächtig bewaldet sind und an deren Fuß eine Menge schimmernder Städtchen und Vignen in Orangenhainen verstreut liegen, bis in die Nähe des Silaris, jetzt Sele genannt, zu durchschneiden hat. Der außerordentlich heftige Sturm, der ungewöhnlich kalt von den Bergen herabbrauste und Massen dunkler Regenwolken vor sich herjagte, entzog uns leider den vollen Anblick dieser landschaftlichen Reize. Nur auf kurze Augenblicke zerflatterten die Nebel, einzelne Sonnenblicke vergoldeten hie und da hervortretende Gebirgspartieen und zeigten uns die silbernen Mähnen der unbändigen Rosse Neptuns.

Nach langer fünfstündiger Fahrt erreichten wir die Ufer des Sele, eines Flusses von ziemlicher Breite und sehr heftiger Strömung. Vom Regen angeschwollen, wälzte er seine gelben Gewässer mit reißender Schnelligkeit dem nahen Meere zu, und die vielfachen Zerstörungen an der Straße, das mit Schlamm und Schilf bedeckte Gesträuch an seinen Ufern gaben Kunde von seinem Ungestüm, wenn er die ihm von Natur angewiesenen Grenzen überschreitet.

Die Straße, vom Regen des vorigen Tages zerweicht, verwandelte sich unmittelbar am Ufer des Flusses in einen grundlosen Morast, in dessen zähen Schlamm ein Menge zweirädriger Karren calabresischer Bauern bis an die Achse versunken waren. Unter Schreien und Fluchen mühten sich die armen Teufel vergeblich ab, ihre zerbrechlichen Fuhrwerke wieder flott zu machen, um auf der schlecht gehaltenen Fähre in Ermangelung einer Brücke das jenseitige Ufer zu gewinnen. Unser leichteres Fuhrwerk legte die fatale Passage glücklich zurück und erreichte alsbald die Fähre, die von etwa einem halben Dutzend Calabresen bedient ward. Diese Leute hatten ein ziemlich uncivilisirtes Aussehen und sprachen einen Dialect, aus dem schwer klug zu werden war. Uebrigens schienen sie ungeachtet der Verwilderung, die sich in Tracht und Benehmen verrieth, gutmüthig zu sein, versahen rasch ihren Dienst und setzten uns ohne großes Gelärm über den schäumenden Fluß. Hier hausten sie in hoher geräumiger Strohhütte, die außer der Thür keine andere Oeffnung hatte. Die Bildung dieser Leute mag wohl wenig verschieden sein von der der Kalmücken oder Baschkiren, mit denen sie auch durch die spitze Filzkappe, deren sie sich als Kopfbedeckung bedienen, einige Aehnlichkeit haben.

Pästum's ursprünglicher Name war Poseidonia und von seinen Gründern, griechischen Colonisten, dem Poseidon

gewidmet. Den Namen Pästum erhielt es erst unter römischer Herrschaft. Den noch vorhandenen Ueberresten nach muß es zur Zeit seiner höchsten Blüthe eine bedeutende, schöne und reiche Stadt gewesen sein, deren Bewohner weniger nach politischer Macht als nach dem zweideutigen Ruhme strebten, das Leben in angenehmster, heiterster Weise zu genießen. Klima und Gegend forderten dazu auf und der ausgebildete Sinn für Kunstgenüsse, den die Ansiedler aus ihrer griechischen Heimath mitbrachten, fand unter diesem glücklichen Himmel, dieser zauberischen Umgebung die reichste Nahrung. Was nach gänzlicher Zerstörung der Stadt durch die Saracenen noch übrig blieb und in neuerer Zeit als Erinnerung an die hohe Gesittung des Alterthums aufbewahrt wird, das gibt Zeugniß sowol von dem Reichthum, wie von dem edlen Geschmack der ehemaligen Bewohner Poseidonia's. Jetzt freilich haben die verwilderten Trümmer dieser schwelgerischen Sybaritenstadt außer der schönen Umgebung nichts, was an ihre dereinstige Pracht erinnert. Das Land liegt weit und breit umher öde und wird seiner bösen Luft wegen geflohen. Nur cylindrische Strohhütten der Büffelhirten sieht man da und dort über das Gestrüpp hervorragen. Statt der Rosengärten, die im Alterthume berühmt waren, erblickt man nichts als stachlichten Ginster, fette, breite Disteln, Buchsbaumgesträuch und Dornen, unter

denen zahllose Schlangen nisten, die in den heißen Monaten den Menschen gefährlich werden sollen. Am nicht fernen einsamen Strande antwortet kein Gruß glücklicher Menschen auf das Lallen der Brandung, kein Schiff naht sich mehr diesen Küsten, über denen Jahr aus Jahr ein der Todesengel seine Schwingen ausbreitet.

Die Tempeltrümmer von Pästum werden bald nach Ueberschreitung des Silaris sichtbar, erscheinen anfangs unbedeutend, klein und niedrig, wachsen aber bei größerer Annäherung immer mächtiger und imposanter aus der braunen leblosen Ebene empor und überraschen beim Eintritt in das sie umzirkende Gehege durch Schönheit, Größe und Ebenmaß ihrer Verhältnisse.

Diese Ruinen sind ohne Frage die schönsten und umfangreichsten aus der Zeit großgriechischer Cultur in Italien. Weder Rom noch Pompeji noch irgend eine andere Stadt bietet an erhabener schöner Trümmerpracht nur entfernt Aehnliches. In großartiger Einfachheit stehen die gewaltigen Tempelhallen mitten unter Schutt und Gestein, der allgemeinen Zerstörung und unwürdigen Entweihung nicht achtend, die man vor ihren geheiligten Schwellen treibt. Tausende von schwarzen Büffeln, diesem tückischsten und viehischsten aller Thiere, weiden zwischen dem Gemäuer zusammengestürzter Gebäude, auf den kaum noch erkennbaren wenigen Ueberresten des Amphi-

theaters, oder liegen wiederkäuend auf den breiten Steinen der antiken Straßen. Die ganze Fläche, über welche sich Pästum ehedem erstreckte, ist jetzt mit Viehhürden und spitz zulaufenden Hirtenwohnungen bedeckt, zwischen denen nur einige wenige steinerne Häuser sichtbar werden. Eins derselben vertritt die Stelle einer Osteria, doch ist außer schlechtem Wasser und noch schlechterem Weine nichts zu bekommen.

Aus den noch vorhandenen Mauerspuren ersieht man, daß die zerstörte Stadt einen Flächenraum von etwa drittehalb Miglien einnahm. Eins ihrer Thore, nach Osten gelegen, steht noch vollkommen unversehrt, ist hoch und breit und von unverwüstlich fester Bauart. Etwa in der Mitte der Stadt gegen die Meeresküste stehen in geringer Entfernung von einander die mit Recht bewunderten drei Tempel, der Tempel der Ceres und des Neptun und die sogenannte Basilika. Der größte und schönste ist der Neptunustempel, aus röthlich gelbem, grobem Marmor ählichen Tuffstein erbaut. Auf drei breiten und hohen Stufen, die das Gebäude nach allen vier Seiten umgeben, erheben sich 36 cannelirte Säulen dorischen Styls von 27′ Höhe. Sie bedecken der Länge nach eine Fläche von 194′, eine Breite von 78′. Innerhalb dieser Säulenhalle stuft sich ein zweiter erhabenerer Raum ab, der wieder von 14 Säulen umgeben ist. Auf diesen Säulen ruht

ein schöner Architrav und darauf als ein zweites Stock=werk abermals 8 Säulen. Das Dach dieses großartigen Tempels fehlt gänzlich, einzelne Säulen sind beschädigt, andere zerbrochen, Fries und Corniche aber verhältnißmä=ßig wenig zerstört. Die Altäre, deren man in der innern Zelle zwei fand, standen gegen Osten. Der Fußboden war mit außerordentlich reichen und kostbaren Mosaiken bedeckt, die jetzt meistentheils eine Zierde der Domkirche in Salerno sind.

Kleiner, aber schlanker ist der Cerestempel aus einer grauen Steinart, ebenfalls in leichtem dorischen Styl aus=geführt. Man zählt auf jeder Seite zwölf, auf den Fron=ten sechs cannellirte Säulen. Auch hier zeigt das Innere des Tempels eine um mehrere Stufen erhöhte, mit Mauern umgebene Zelle, in der gegen Osten zwei Altäre stehen.

Die sogenannte Basilika endlich, die wahrscheinlich auch ein Tempel war, obwohl man keinen Altar in ihr fand, ist größer als der Ceres=, kleiner als der Neptunus=tempel, dagegen aber mit mehr Säulen umgeben. Jede Seite zählt deren 18 in dorischem Styl, der jedoch be=reits den Verfall der Kunst ahnen läßt durch die mindere Schlankheit und Zierlichkeit, womit die Schäfte gear=beitet sind.

Das Heulen des Sturmes, der schauerlich durch die Säulen der verödeten Tempelhallen brauste, das Brüllen

und Schäumen des nahen Meeres und die gänzliche traurige Oede rund umher machte den tiefsten Eindruck. Wiederholt mußte ich mir zurufen: die alten heitern Götter sind nicht mehr! Kreuz und Halbmond im unbändigen Fanatismus ihres Glaubenseifers haben sie für immer verscheucht, ihre Wohnungen verbrannt oder zertrümmert, und nur wo menschliche Wuth nicht hinreichte zur Vernichtung aller Spuren des verhaßten Heidenthums, da ist es uns Jüngeren, die wir die religiöse Barbarei unserer glaubensstarken Vorfahren nicht theilen können und wollen, noch möglich, mit Hilfe unserer Phantasie uns zurückzuleben in jene glücklichen Zeiten, deren öffentliches, religiöses und häusliches Sein auf der Basis des Grundsatzes: „zu dem Nützlichen das Schöne!“ — sich auferbaute!

Umlagert von fieberbleichen Kindern, die in lebhafter Geberdensprache ihre Bedürftigkeit uns zu schildern versuchten, und von einer Menge Büffelhirten neugierig angegafft, hielten wir in der erwähnten Osterie ein sehr frugales Mahl. Inzwischen wüthete der Nordsturm mit gleicher Heftigkeit fort, ja, er schien sich eher noch zu verstärken. Unser Vetturin, der weder eine Heldengestalt noch eine Heldenseele besaß, konnte seine Aengstlichkeit nicht verbergen, betete ab und zu ein Ave Maria, rief seinen Schutzengel und die vierzehn Nothelfer an und bestieg kleinlaut den Bock. Und bei einem Haare wäre dem ar=

men Manne Wagen und Geschirr, die nicht ihm eigenthümlich zugehörten, durch ein unglückliches Ungefähr zu Grunde gegangen! Als wir nämlich den Silaris erreichten und übergesetzt zu werdeu begehrten, erklärten die Fährleute des heftigen Sturmes wegen die Fähre nicht über den angeschwollenen Fluß treiben zu können. Diese Weigerung kam uns sehr ungelegen, da wir durch sie genöthigt worden wären, entweder in der gemeinsamen dunstigen und unsaubern Strohhütte der Calabresen, die außer einer Menge zerlumpter schmuziger Kerle auch noch ein Rudel Schweine beherbergte, Zuflucht zu suchen oder nach Pästum zurückzukehren und dort in der nicht viel besseren ungesunden Osterie die Nacht zuzubringen. Wir versuchten daher durch gutmüthiges Zureden und Verheißung eines Trinkgeldes die Fährleute andern Sinnes zu machen, was auch nach einigem Hin- und Herreden gelang. In Folge des abscheulich zerfahrenen Weges und der gewaltigen Windstöße verlor der leichte Wagen beim Ueberfahren auf die Fähre das Gleichgewicht und ward umgeworfen, wobei der Schloßnagel verloren ging. Das gab nun Gelegenheit zu einer Scene, die unter minder unangenehmen Verhältnissen einem Maler das köstlichste Genrebild geliefert hätte. Der Vetturin jammerte, weinte, rang die Hände und rief einmal über das andere die Madonna um Hilfe und Beistand an; die Fährleute und

alles übrige vagabundirende Volk, das beim Uebersetzen hilfreiche Hand leisten wollte, schrie wie besessen, zerrte an Kutsche und Pferden, die vor Lärm und Sturmgebraus zu scheuen begannen, und machte dadurch die Unordnung wo möglich noch schlimmer. Dieser Spektakel dauerte wohl eine halbe Stunde, in welcher Zeit der Wagen wieder in Schick gebracht ward und die Fähre nun ohne sonderliche Schwierigkeit den Fluß passirte.

Vom Frost geschüttelt überließen wir dem Vetturin die Sorge für sein Fuhrwerk und gingen zu Fuß ein gutes Stück voraus, um uns etwas zu erwärmen. Nach Verlauf einer Viertelstunde hörten wir das Geschrei des geängsteten Mannes hinter uns, sahen seine heftigen Gestikulationen, die uns zu warten aufforderten, und fanden, als er uns schluchzend wieder eingeholt hatte, sowohl das Innere der Kutsche, wie das unter ihr baumelnde Netz mit calabresischen Bauern besetzt. Diese weigerten sich zwar nicht, sogleich ihre Plätze zu verlassen, verlangten aber Botiglien für den Schutz, welchen sie dem Wagen geleistet haben wollten, ein Begehren, das wir schon deshalb nicht als ganz unbillig verwerfen konnten, da sie beim Aufrichten des umgeworfenen Wagens in ihrer Art wenigstens sehr geschäftig, wenn auch von keinerlei Nutzen gewesen waren. Ein kleines Geschenk genügte ihnen, und

wir kamen zwar sehr spät, doch wohlbehalten in finsterster Nacht wieder in Salerno an.

Der nächste Morgen war heiterer. Der Sturm hatte sich gelegt, die See sich beruhigt. Wir benutzten einige Stunden zur Besichtigung der schön gelegenen Stadt und verweilten geraume Zeit in der geräumigen, von prachtvollen antiken Kunstwerken überfüllten Kathedrale, zu deren sehenswerthesten Denkwürdigkeiten die vielen antiken Reliefs, Säulen und Mosaikfußböden aus Pästum, so wie das Grab Papst Gregor's VII., der hier starb, gehören. Ueber Neapel, wohin wir auf bekannten Wegen in den Nachmittagsstunden zurückkehrten, lachte bereits wieder der warme sonnige Himmel des Südens in heiterster Pracht.

VI.

Die Grotte des Posilipp und das Grab Virgils. Pozzuoli, der Serapistempel und die Solfatara. Der Averner-See mit der Grotte der Sibylle, Nero's Bäder, Bajä und das Cap Miseno. Meerfahrt nach Ischia. Besteigung des Epomeo. Procida. Die elysäischen Felder und der Acheron.

Zwei Wege führen von Neapel aus nach der glücklichen Bucht von Bajä, der eine durch die Grotte des Posilipp, der andere über den breiten, mit Lorbeer- und Pinienhainen bedeckten, mit zahllosen Villen und Weingärten geschmückten Felsrücken dieses weit in's Meer vorspringenden Landtheiles. Beide sind interessant, eigenthümlich, reizend, doch würde ich für gewöhnlich die Straße über den Posilipp vorziehen, da man von ihr aus auf allen Punkten Aussichten auf Meer, Vesuv und Stadt gewinnt, die wirklich seelenberückend zu nennen sind und Jeden in eine so heitere, glückliche, ja selige Stimmung versetzen, als sei für ewige Zeiten aller Schmerz und Druck der Welt, alles irdisch Gemeine, Kleinliche,

Beschränkende verschwunden. Auf den Höhen des Posilipp athmet die Seele Himmelsluft, schlürft das Herz in langen süßen Zügen jene göttlich reine Heiterkeit, die von den Dichtern der Alten den seligen Bewohnern des Olymp beigelegt wird.

Die Grotte des Posilipp, welche zwischen Chiaja und Mergelina den Felsen durchbricht, ist einer der ältesten Tunnel der Welt, hoch, breit und an Stellen, wo der Tuff bröcklich war, mit vortrefflicher Wölbung versehen. Ihre Länge beträgt 960 Schritte. Beide Eingänge sind malerisch von Epheu überwachsen und präsentiren sich sehr vortheilhaft. Sie zu Fuß zu durchwandern ist dem Fremden zwar anzurathen, hat aber auch seine Schwierigkeiten, da die Grotte von Wagen, Reitern, Eseln, Viehtreibern wimmelt und man bei der Dunkelheit, die ungeachtet der darin brennenden Laterne in ihr herrscht, sehr aufpassen muß, um keinen Schaden zu leiden. Hart über dem südlichen Eingange der Grotte liegt das sogenannte Grabmahl Virgil's, ein dem Nepolitaner sehr respectvoller Ort. Es ist ein gewöhnliches Columbarium, wie es deren hunderte in diesen Gegenden gibt; daß es gerade Virgil zu Ehren errichtet worden sei, möchte sich schwer beweisen lassen. Die allgemeine Annahme ist dafür, der Neapolitaner glaubt eben so fest daran, wie an das fließende Blut des heiligen Januarius, warum sollte da der Reisende

allein eine Ausnahme machen und sich und Andern die Lust durch stirnrunzelnde kritische Glossen verderben? Im Innern des Grabmals liest man jetzt die lateinische Inschrift:

„Mantua me genuit, Calabres rapuere, tenet nunc
Parthenope, cecini pascua, rura, duces.“

Am Strande des Meeres, der kleinen Insel Nisita gegenüber, vereinigen sich beide Wege zur gemeinsamen Straße nach Pozzuoli, dessen weißglänzende Häuser an felsigen Hügeln liegen, über denen die ausgebrannten fahlgelben Kraterwände der Solfatara sichtbar werden. Die ganze Strecke vom Posilipp bis an das schön geformte in purpurviolettem zartem Duft strahlende Cap Miseno rund um den Golf von Bajä ist mit einer Menge theils ansehnlicher, theils unbedeutender Ruinen aus den Zeiten der römischen Weltherrschaft bedeckt. Das alte Puteoli, jetzt als Pozzuoli ein armer, meist von Fischern bewohnter Ort, war eine der reichsten und blühendsten Handelsstädte und der Lieblingsaufenthalt der vornehmen Römer. Ihre Villen und Paläste gaben den Ufern des reizenden Golfes das Ansehen einer prunkvollen Stadt. Ueberall erhoben sich zwischen den großartigen Bauten schimmernde Tempel mit Säulenhallen; geräumige Amphitheater mit Simsen von Marmor und ehernen Statuen geschmückt, lagen an den herrlichsten Punkten. Großartige Bäder, mit Gemälden

und Mosaiken anmuthig verziert, erstreckten ihre Gemäuer bis in die murmelnde Fluth des brandenden Meeres. Ein Riesenmolo, dessen gigantische Trümmer noch jetzt vorhanden sind, schob seinen gewaltigen Quadersteinleib weit in die See vor, und als düstere schwarze Trümmer starren die zerbröckelnden Pfeiler von Caligula's fabelhafter Brücke noch jetzt aus den Wellen hervor, die der halbtolle Kaiser aus Freude über die Niederlage der Dacier und Parther bauen ließ, um Puteoli mit Bajä zu verbinden.

Von allen diesen Herrlichkeiten sind auf unsere Zeit verhältnißmäßig nur geringfügige Ueberbleibsel gekommen. Am besten erhalten sind noch einige Tempeltrümmer, unter denen der Tempel des Jupiter Serapis in Pozzuoli durch bedeutenden Umfang und edlen Geschmack vor allen hervorragt. Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts war er fast in seiner ganzen einfach erhabenen Pracht erhalten. Eine Erderschütterung zerbrach und stürzte seine schlanken Säulen um, von denen jetzt nur noch drei unversehrt übrig geblieben sind. Zugleich senkte sich der Boden, so daß er jetzt einige Fuß hoch mit Seewasser angefüllt ist.

Das noch nicht ganz ausgegrabene Amphitheater scheint eins der am besten erhaltenen zu sein, von der Akademie des Cicero stehen nur noch wenige zerborstene Mauern.

Von Pozzuoli aus besuchte ich die Solfatara, die eine nur kleine Strecke von dem Orte entfernt liegt. Sie bildet ein ziemlich geräumiges, gegen Osten in hohen Wänden abfallendes Thal, das jetzt einer Sandgrube gleicht. Der Boden klingt hohl und gibt einen lange nachzitternden dröhnenden Schall von sich, wenn man schwere Steine heftig gegen ihn schleudert. An vielen Stellen wirbelt ein weißgelber beizender, heißer Schwefelrauch aus schmalen, gelb angeflogenen Spalten. Die eigentliche Solfatara liegt am Ende des Thales und macht das Geräusch eines siedenden überschäumenden Kessels. Die kalkigen Wände sind dicht mit Schwefelblumen bedeckt und rauchen stark. Der zischende Schlund, der von keinem beträchtlichen Umfange ist, stößt in Zwischenräumen dicke weißliche, siedend heiße Rauchwolken aus, zischt, sprudelt und brodelt ununterbrochen, zeigt aber nirgends eine Spur von Feuer. Doch wer kann wissen, ob sich nicht unerwartet der verschüttete Krater wieder öffnen und als verheerender Flammen- und Lavastrom über das ringsum blühende Land sich ergießen wird!

Man braucht nicht eben sehr scharfsichtig zu sein, um überall in dieser Gegend und zwar auf kleinem Flächenraume eine ganze Menge Krater zu entdecken. Die Form dieser Thäler verdankt durchgehends vulkanischen Einwirkungen ihre jetzige Gestalt. So ist z. B. der von

prächtigen Bergen und Hügeln umgebene See von Agnano, an dessen Ufern die bekannte Hundsgrotte liegt, ein Kraterkessel; ein Bergrücken von der Breite einer halben Stunde trennt ihn von der Solfatara. Seine schwarzen Gewässer sollen sich oft in brodelnde Bewegung setzen, was ich nicht bemerkt habe. Weiter gegen Bajä am Fuße des Monte nuovo, den ein Erdbeben im Jahre 1538 mitten in der blühenden Ebene emporhob, liegt der Averner-See, den ich ebenfalls für einen Kraterschlund halte, der Vomero bei Neapel ist gleichfalls ein ausgebrannter Vulkan und so ließen sich noch mehrere Punkte im Umkreise weniger Meilen als ehedem von unterirdischen Flammen erfüllt bezeichnen. Die vielen heißen und Schwefelquellen, die man heut zu Tage, wie z. B. die sogenannten Bäder des Nero, als von der Natur angelegte Schwitzbäder gegen rheumatische Leiden gebraucht, stehen ohne Frage mit dem ungeheuern Flammenheerde in Verbindung, der Vesuv, Stromboli und Aetna seine Glutströme zuführt und nicht selten durch momentanes Aushauchen feuriger Säulen mitten aus dem Schooße des Meeres seinen Ueberfluß an Flammen los zu werden sucht.

In Pozzuoli mietheten wir ein Boot nebst vier tüchtigen Marinari, um gemächlich den köstlichen Golf befahren, die historisch interessantesten Punkte desselben besuchen und später nach Procida und Ischia übersetzen zu können,

die wir doch nicht unbetreten lassen wollten. Während des Feilschens mit dem Bootführer so wie schon früher bei Durchwanderung der Stadt fiel mir ein eigener Industriezweig der pozzuolitanischen Straßenjugend und Müssiggänger auf. Von allen Seiten, selbst von Weibern, wurden uns jene niedlichen Spielwerke der Alten, die sie eben so oft als Schmuck, wie als Talisman zu tragen pflegten, kleine geflügelte Phallen, zum Verkauf angeboten. Ich zweifle sehr, daß die wunderliche Waare antik war, obwohl es Alle lebhaft betheuerten, und konnte mich daher nicht entschließen, eine derartige Rarität als Andenken an mich zu bringen. Wollte irgend Jemand bei uns mit solcher barocken Waare auch nur hausiren gehen, so würde sich nicht blos die Polizei, sondern auch mancher ehrsame Hausherr empört darein legen; die naive Natürlichkeit dieser Südländer findet nichts Anstößiges darin.

In die Nähe des Lago d'Averno, den wir bei herrlichstem Wetter über den Golf segelnd zuerst besuchten, verlegten bekanntlich die Alten den Eingang zur Unterwelt. Sein Wasser war faul und dunstig, die Luft ungesund. Menschen und Thiere flohen seine Nähe. Mit dem Untergange der alten Götter- und Mythenwelt hat sich dies geändert. Luft und Wasser sind jetzt gesund und liefern Jägern und Fischern ergiebige Beute.

Unmittelbar am See befindet sich die Grotte der cumäischen Sibylle. Es scheint mir wahrscheinlich, daß gerade diese düstere Grotte, die mit Cumä in Verbindung gestanden haben soll, deren unheimlich finsterer Schlund einer lebhaften Phantasie schauerliche Bilder vorgaukeln kann, von deren mysteriösen Badegrotten die seltsamsten Sagen umlaufen mochten, die Veranlassung zu der Annahme gab, hieher den Eingang zum Tartarus zu verlegen. Die Neugier ließ uns denn auch keine Ruhe, diese berühmte Grotte der noch berühmteren Sibylle mit Fackeln zu betreten, ich gestehe aber, daß diese Expedition in keiner Weise die Mühe verlohnt. Auch der beste Wille sieht nur eine gewölbte Grotte von ziemlicher Breite und Tiefe, an der im eigentlichsten Sinne des Wortes nichts zu sehen ist, wer aber gar die schmale schlüpfrige Stiege hinabsteigen will bis zu den Bädern der Sibylle, der erblickt zuletzt ein paar mit Wasser gefüllte Kammern, in denen er auf dem Rücken eines Lazzarone sich für Geld herumtragen lassen kann. Daß in dieser Abgeschlossenheit von der Oberwelt und bei der Scheu, welche das Volk vor den Schrecken der Unterwelt hatte, von mancher lieblichen Sibylle gar mysteriöse Feste gefeiert worden sein mögen, will ich wohl glauben. Der Ort war gar zu geeignet zur Verehrung des blinden Gottes und eine Un=

terbrechung der Opfer, die man ihm darbrachte, durften die Priester und Priesterinnen hier nicht befürchten.

Noch unerquicklicher ist ein Besuch in den Bädern des Nero. Wer nicht gewöhnt ist an Dampfbäder und nicht halb gekocht und roth wie ein Krebs aus den qualmenden Felsenkammern zurückkehren will, ohne etwas anderes als Felsen und darin befindliche Nischen gesehen zu haben, der verzichte auf diese Freude, die ohnehin regelmäßig mit einem gewaltigen Zanke des Führers endigt, der für ein einziges Ei, das er in der heißen Quelle kocht, einen halben Piaster verlangt und, wenn ihm wie natürlich nicht gewillfahrt wird, einen abscheulichen Spektakel macht. Uns verfolgte der triefende Mensch bis in den Kahn, selbst die Brandung hielt ihn nicht ab, ein Stück in's Meer hineinzuwaten und uns seine wildesten Flüche nachzuschleudern, weil wir keine Ohren für seine Forderung hatten.

Von Bajä, diesem luxuriösen und sittenlosen Aufenthaltsorte der Römer, wo die größten Männer der Republik, wie Cäsar, Pompejus, Sylla, Marius und Andere glückliche Monde auf ihren prachtvollen Landsitzen verlebten, wo in späterer Zeit auch mehrere Kaiser, wie Nero und Tiberius, vorübergehend residirten, sind nur unscheinbare Trümmer und Ueberreste einiger Tempel vorhanden. Bajä selbst ist jetzt ein elendes Fischerdorf mit

schlechten schmuzigen Häusern, deren Bewohner, groß wie klein, das Bettlerhandwerk mit Virtuosität zu treiben verstehen. Historisch denkwürdig ist der Ort durch den Kriegshafen am misenischen Vorgebirge, wo die römische Flotte lag, und durch das berühmte Triumvirat, welches Cäsar, Antonius und Lepidus hier bildeten. Bei dem zwischen Bajä und dem Vorgebirge gelegenen kleinen Ort Bauli soll Nero seine Mutter Agrippina haben umbringen lassen. Ihr Grabmal, von einigen ihrer Diener dem Andenken der unglücklichen Frau errichtet, wird noch gezeigt.

Hier schifften wir uns wieder ein, um mit gutem Winde über das sanft rollende, von Gold und Azur strahlende Meer an dem malerischen Cap und der Insel Procida vorüber nach Ischia zu segeln, das mit seinen schönen Formen, seinen weißen Häusergruppen, seinen hellen Vignen und schwarzen Lavafeldern im glänzenden Purpur der abendlichen Sonne geheimnißvoll reizend vor uns lag. Ein Dampfboot eilte mit geschwärzten Segeln und weit nachflatternder Rauchschleppe zwischen dem Vorgebirge und Procida in's offene Meer an uns vorüber. Der weiße Schaum der Wogen tanzte um die rothen Schaufelräder wie scherzende Nixen der Fluth und rollte in der breiten strudelnden Furche, die sein Kiel in's Meer riß, in wunderlich flimmernden Gebilden noch lange hinter ihm fort.

Bald verschwand die Sonne hinter dem hohen Epomeo

und breitete ihre funkelnden tausendfarbigen Prunkgewänder über Land und Meer aus. Neapels hochgelegenen Stadttheile wurden sichtbar, der Vesuv stand stolz und hehr in namenloser Pracht vor den flimmernden Eisgebirgen Calabriens, Sorrents felsiges Küstenland, mit dem Schmuck seiner südlichen Laubwälder, trat in der durchsichtigen Helle des Abends so nahe an uns heran, daß wir die einzelnen Häuser zählen, die schattigen dunkleren Buchten deutlich erkennen konnten, die seinen Schiffern sichere Landungsplätze gewähren.

Gegen fünf Uhr schaukelten wir sanft an Ischia's felsiges Gestade im Angesicht des hohen, gar trotzig und pittoresk in's Meer vorspringenden Castell's, in dessen Höfen kriegerische Trommeln rasselten. Ein Soldat forschte ernsthaft nach Contrebande, als ob wir Schmuggler wären, ließ uns aber unangefochten ziehen, da er keine Beute zu machen hoffen durfte.

Als Stadt gleicht Ischia, dessen Bewohner großentheils von Korallenfischerei leben, allen am Golf von Neapel gelegenen Städten, und hat ein eben so orientalisches Ansehen, wie Capri, da in der Bauart seiner Häuser das kuppelartig gewölbte Dach vorherrscht. Wir hielten uns in der Stadt selbst nicht auf, um noch vor Nacht eine an der Straße nach Casamicciola gelegene Villa, die uns als Gasthaus empfohlen worden war, zu erreichen. Dieses

Gasthaus, Villa Drago genannt, liegt mitten in der grauen Schlackenwildniß eines Lavafeldes, einsam, hoch, mit prachtvoller Aussicht auf Procida und das Festland. Wir fanden gute Aufnahme, erträgliche Kost und nicht zu theures Quartier, und sahen aus den Fenstern unserer Zimmer das phantastische Feuerspiel des Vesuv, der in kurzen Zwischenräumen bald eine glühende Kugel auf seinem dunkeln Scheitel rollte, bald eine funkelnde Feuergarbe in den nächtlichen Himmel aufsteigen ließ. Wir mietheten noch zu einer Excursion auf den Epomeo für den nächsten Tag die unerläßlichen Esel, und ließen uns dann bei den Erzählungen des gesprächigen Wirthes, der uns die Mühen und Drangsale der Korallenfischer, ihr trauriges Leben und alle Kunstgriffe bei diesem gefährlichen Gewerbe sehr ausführlich erzählte, die süßen Feigen der Insel und deren noch trefflichere Weine wohl schmecken.

Begünstigt von dem schönsten Wetter ritten wir am nächsten Morgen noch lange vor Sonnenaufgang, von unserm aus Pozzuoli mitgenommenen Führer und den Treibern unserer philosophischen Thiere begleitet, durch das schauerliche Lavafeld bergaufwärts, erreichten alsbald die Bocca di lava, wie man hier einen alten an der Seite des Epomeo gelegenen Krater nennt, aus dessen Schlunde jener verwüstende Feuerstrom sich bis an die Küste der Insel ergossen hat, dessen Zerstörungen noch jetzt uns

schaudern machten, und genossen von hier aus eine der herrlichsten Aussichten auf das in Sonnenmorgengluth friedlich unter uns liegende Festland. Kein Nebel schwebte über dem regungslosen Meere, keine zarteste Wolkenflocke trübte das tiefe reine Blau des Himmels. Die Natur betete in hehrer Sabbatruhe vor ihrem Schöpfer.

Ueber der Bocca di Lava wird der Saumpfad sehr bald steil, äußerst schmal und beschwerlich. Wir sahen uns oft genöthigt abzusteigen, um die schlimmsten Stellen zu Fuß zu erklimmen. Nach zwei Stunden erreichten wir die Einsiedelei auf dem schmalen felsigen Gipfel und wurden hier durch eine Aussicht belohnt, die kein Punkt des nahen Festlandes in solcher Weite und Ausdehnung darbietet. Namentlich ist die Totalansicht eines ungeheuern Theiles von Unteritalien überaus herrlich, großartig und still beglückend. Die großen reizenden drei Golfe von Gaëta, Neapel und Salerno überschaut man mit Einem Blick vom Cap Circello bis zur Punta Accioroli nebst allen großen und kleinen Inseln, die wie blaurothe Wolken auf dem dunkleren Spiegel des Meeres schwimmen. Selbst die Klippengruppe der Sireneninseln werden sichtbar und weit weit im Süden verräth ein wolkig zerflatternder Duft die aus Stromboli's vulkanischer Esse aufwirbelnde Rauchsäule. Alle Schneegebirge Italiens, hoch, steil, zerklüftet, in den blitzendsten Farbentönen zitternd,

von Calabrien bis zu der fernen Apenninenkette hinter Rom, liegen in langer ununterbrochener Reihe, hundertfach gestaltet, vor dem trunkenen Blicke, und zahllose Städte, Flecken und Villen leuchten aus saftigem Wiesengrün oder schattigem Blaugrau ausgedehnter Olivenwaldungen hervor. Die Segel der Schiffe gleichen silberbeschwingten Vögeln, die in tausend graziösen Wendungen über das Meer flattern. Man wird versucht, den armen Einsiedler zu beneiden, der hier sein Leben, von weicher Himmelsluft umspielt, zubringen kann, abgeschieden vom Geräusch der Welt und ihrem nüchternen, egoistisch kleinlichen Treiben, und doch täglich harmlos mit ihr verkehrt. Denn wie viele Tausende aus allen Nationen kehren nicht ein in seiner Klause und nehmen dankend aus seiner Hand die saftigen wohlschmeckenden Trauben, die er jedem Fremdlinge zur Erquickung reicht!

Nach langer beglückender Rast stiegen wir auf steilerem und romantischerem Pfade an der Nordseite wieder herab durch üppige Waldung, an wilden Schluchten vorüber, die Landschaftsmalern Stoff zu den reizendsten Bildern geben. Hier ist noch viel, unendlich viel unausgebeutete Romantik, die Anmuthiges und Zartes mit großartiger Wildheit überraschend verbindet.

Ischia ist eine der fruchtbarsten und schönsten Inseln des Mittelmeeres und weit malerischer als Capri, das nur

aus der Ferne so märchenhaft lockend und verführerisch erscheint. Sein Wein gehört zu den feurigsten Italiens, seine Feigen zeichnen sich durch aromatische Süße und saftige Milde vor andern aus. Außerdem enthält diese Insel eine große Menge heißer Quellen, deren Heilkraft gerühmt wird. Ihre Bewohner sind lustig, gesund, stark und schön, die Mädchen und Frauen von schlankem Wuchs, den die heitere nationale Tracht vortheilhaft hevorhebt.

Ueber Casamicciola und Lecco kehrten wir höchlichst befriedigt von unserm Ausfluge nach Ischia zurück, legten auf der Rückfahrt in dem belebten Procida an, deren weibliche Bevölkerung noch griechisches Costüm trägt und in allerliebsten mit Goldstickerei verzierten Schuhen gar reizend einherstolzirt. Auch am Cap Miseno ward nochmals gelandet, damit wir doch die Genugthuung haben möchten, die elysäischen Felder, diese von den Dichtern des Alterthums vielbesungenen Fluren am Acheron, dem jetzigen See Fusaro, gesehen und betreten zu haben. Endlich stiegen wir in die Gewölbe der Piscina mirabilis hinab, einen ungeheuern Wasserbehälter der Alten, die von 48 Pilastern getragen werden und nur wenig zerstört sind.

Der mildeste Abend umwehte uns und schaukelte die leichte Barke unter dem Gesange der Marinari bei glänzendem Sternenschein über die leuchtende Fluth in den Hafen von Pozzuoli.

VII.

Flüchtige Bemerkungen über die Sammlungen des Museo Borbonico. Der Cultus der Alten. Lampen und Geräthschaften, Mosaikgemälde, Schmucksachen ꝛc. Die Venus Kallipygos.

Neapel birgt in seinen Mauern Kunstschätze, um die jede andere Stadt Italiens, selbst Rom es beneiden darf. Sind Rom und Florenz reicher an Werken der Bildhauer-kunst aus der Zeit ihrer höchsten Vollendung, wie an Schätzen der Malerei, so übertrifft das Museo Borbonico alle andere Kunstsammlungen Italiens an Gegenständen, welche bei den Aufgrabungen verschütteter Städte in großer Menge gefunden wurden. Diese Gegenstände sind nicht allein unschätzbar als künstlerisch bedeutende Gebilde, als verehrungswürdige Ueberreste einer uns größtentheils ver-loren gegangenen eigenthümlichen Weltcultur, sie werden für uns auch leitende Führer in die geheiligten Zellen der Tempel, in das Familienleben der Alten, und wenn wir sinnend betrachten, was nach langen Jahrhunderten Zufall

und Nachforschung tausendjährigem Schutte entnommen haben, so ersteht vor unserm staunenden Geiste das ganze wunderbar geordnete, harmonisch ausgebildete, dem Schönen, Zarten, Erhabenen, Schalkhaften mit heiterer Leidenschaft sich anschmiegende Alterthum. Aus diesen tausend und abertausend zierlichen Geräthschaften spricht uns ein Geist der Ordnung und Lieblichkeit an, den wir vergebens in der christlich gesitteten Welt suchen. Ueberall umweht uns der Hauch eines von holden Grazien behüteten und gepflegten Cultus, der nicht blos in den lichten Säulenhallen der Tempel seinen allgemeinen lauten Ausdruck fand, der auch im Schooß der Familie gepflegt, geliebt, geachtet wurde, und dadurch so tief in das Leben der Alten eindrang, daß Alles, was sie thaten, eine Ergänzung dieses Cultus vorstellte. Solches Aufgehen des rein Menschlichen, des nationalen und politischen Lebens im Cultus hat etwas Großartiges und ist ein Beweis von der tiefen Innerlichkeit der Natur der Alten wie von ihrer höchst glücklichen Begabung.

Es ist schwer, ja sogar unmöglich, mit wenigen Worten deutlich zu machen, wie dies zu verstehen sei. Man müßte Zeit und das außerordentliche Talent besitzen, genau und bis in die feinsten Nuancen eine treue Beschreibung all der mannichfachen Gegenstände zu liefern, die im Museo Borbonico aufgehäuft sind und aus denen, mich dünkt,

unwiderleglich hervorgeht, daß in der ganzen Lebensein-
richtung der Alten der Grundton eines Cultus fortklang,
dessen höchstes Princip Heiterkeit und Schönheit war.

Da es mir unmöglich ist, eine Beschreibung dieser
reichen Schätze auch nur zu versuchen, denn eine solche
würde allein ein starkes Buch füllen, so begnüge ich mich
mit einigen Bemerkungen, die häufig wiederholtes Be-
schauen derselben in mir zeitigten. Ich will damit keines-
wegs eine Theorie aufstellen, sondern einzig und allein meine
subjective Meinung aussprechen.

Die reichen Sammlungen des neapolitanischen Muse-
ums zerfallen in eine Menge Abtheilungen, deren jede
von einem besondern Aufseher überwacht und in Ordnung
gehalten wird. Auf schickliche Aufstellung der Kunstwerke
ist die größte Sorgfalt verwendet und die einzelnen Custo-
den sind so gut unterrichtete Leute, daß sie Fremde, die
wiederholt in diesen Kunsthallen einsprechen, bald darin
heimisch machen können.

Ich übergehe die große und reiche Galerie der Skulp-
turen, erfüllt mit vortrefflichen Statuen aus älterer und
ältester Zeit. Ebenso muß ich die ägyptischen, etruskischen
und oscischen Alterthümer, so reichhaltig und belehrend sie
sind, desgleichen die Sammlung der Vasen ꝛc. unberücksicht
lassen. Selbst das Cabinet der Bronzen, vielleicht das
sehenswürdigste und an vollendeten Kunstgebilden reichste,

darf ich dem Leser nicht öffnen lassen, da bloßer Eintritt hier eher verwirrt, als bildet, und ein Herausgreifen einzelner Gegenstände von wenig Belang ist. Wichtiger scheint es mir, die Freunde alter Welt und alter Sitte in Haus und Tempel der Römer zu geleiten und an den Geräthschaften, die uns ein günstiges Geschick aufbewahrt hat, meine oben ausgesprochene Behauptung zu erhärten.

Das bourbonische Museum enthält Schätze, die man in Pompeji, Herkulanum, Stabiä, Minturnä, Nola, Nuceria, Pästum, Bajä, Pozzuoli ꝛc. aufgefunden hat. Vieles bekundet vorrömischen Ursprung und läßt sich auf etruscische und oscische Herrschaft zurückführen. Anderes verräth den Einfluß Aegyptens, wie denn der Isisdienst noch zur Zeit von Pompeji's Untergange in Blüthe stand und römisches Leben vielfach durchdrungen hatte. Doch konnte die dunkle Mystik dieses Götterdienstes den von hellenischem Geist zu heiterer Lebensauffassung erweckten und frühzeitig ausgebildeten Sinn der Bewohner Großgriechenlands nicht überwuchern. Die Grazie, die Anmuth, die Schönheit blieben diesem glücklichen Volk Führer in's Leben, treue Begleiter durch dasselbe, ja selbst im Tode küßten sie ihm noch lächelnd die erkaltende Lippe.

Und dieser Geist der Anmuth und Grazie, dieser Cultus einer alle Verhältnisse, alle Stände gleichmäßig durchdringenden und sanft beherrschenden Schönheit, ist

ausgesprochene Charaktereigenthümlichkeit, ist die eigentliche tiefe und wahre Religion der Alten. Wir nennen das schlechthin Heidenthum und blicken wohl gar verächtlich auf die Nacht dieses sogenannten Heidenthums herab, ohne das Licht zu bemerken, das diese verachtete Nacht so wunderbar durchleuchtet. Der Unkenntniß ist dergleichen zu verzeihen, wenn aber der Gebildete, wenn der Gelehrte, der an den Brüsten des Alterthums Weisheit getrunken zu haben sich rühmt, in albernem Stolze sich zu erheben sucht über diese alte sinnige, poetische Welt, so muß dies Ekel erregen. Ich wünschte sehr, daß neuere Religionen von einem so heitern Geist der Liebe und Harmonie beseelt wären, die jetzige Welt würde dann weniger Abscheulichkeiten aufzuweisen haben.

Doch zurück in die geschmähte heidnische Welt. Ich führe den Leser hier in den Saal der bronzenen Geräthe, die man aus Tempeln, Privatwohnungen, Theatern &c. der verschütteten Städte ausgegraben hat. Wenn man diese geschwärzten Metallgebilde betrachtet, wird es einem offenbar, daß, wie ich eben ausgesprochen, das innerste tiefste Wesen der Religion der Alten Cultus der Schönheit war, und dieser Cultus war nicht erkünstelt, sondern Ausdruck ihrer Seele, unerläßliches Lebensbedürfniß, die erste und letzte Bedingung körperlicher und geistiger Gesundheit. Mich dünkt, sie waren darum nur zu beneiden, denn wenn man

sieht, welche Schöpfungen eine derartige religiös-künstlerische Geistesbildung hervorbrachte, so fühlen wir uns recht arm, klein und plump in unserm hohen Gottesbewußtsein, und jene widerliche Fratze, die unsern Lebensweg so oft versperrt, die Häßlichkeit, sie grins't uns vertraulich an als uralte Bekannte.

Mag es immerhin ketzerisch, ja heidnisch klingen, ich muß es dennoch aussprechen: das Schöne erscheint mir sittlich, das Häßliche unsittlich, und wenn in dieser Hinsicht unsere Zeit mit jener untergegangenen alten abrechnen wollte, so möchte sie weit weit hinter derselben zurückbleiben.

Die bronzenen Geräthe lassen uns die tiefsten Blicke in das heitere Leben der Alten thun. Auch die kleinsten und unwichtigsten Gegenstände, wie Schüsseln, Töpfe, Pfannen, Dreifüße ꝛc. stellen sich dar als Erzeugnisse poetischer, das Schöne und Graziöse liebender Köpfe. Nirgends sieht man die plumpe Ungestalt unserer derartiger Geräthschaften. Immer entdeckt man die lieblichsten Verzierungen, die stets symbolisch den Gebrauch andeuten, wozu das betreffende Geräth bestimmt war. Man betrachte z. B. die Sammlung der bronzenen Lampen! Unter diesen gibt es kein einziges Exemplar, das nicht Gegenstand interessantesten Kunststudiums werden könnte. Sie sind durchgängig außerordentlich schön gearbeitet und so

reich, geschmackvoll, launig, schalkhaft verziert, daß man die fruchtbare Phantasie der Künstler eben so sehr bewundern muß, als die künstlerische Vollendung der Arbeit. Und doch müssen wir annehmen, daß sich nur Künstler niederern Ranges mit Verfertigung so untergeordneter Geräthschaften abgaben! Aus den hundertfältigen, immer sinnigen und schönen Verzierungen scheint hervorzugehen, daß man sich nicht jeder Lampe zu jedem Geschäft bediente. Es gibt ihrer mit heitern, komischen und schelmischen Emblemen, andere mit sehr ernsten. So glaube ich z. B., daß Lampen, an deren Henkeln ein Amor hinaufklettert und mit pfiffig klugem Auge über den Henkel nach der Flamme guckt, als Nachtlampe in einem Schlafgemache gedient haben mag. Andere, mit Nachtschmetterlingen, ruhenden Mäuschen und ähnlichen Emblemen mögen zu nächtlichen Arbeiten, bei denen man lauschige Stille wünschte, gebraucht worden sein.

Ferner gibt es eine Menge Lampen in Gestalt komischer und ernster Masken von wunderbar reizender Arbeit. Es ist kaum anzunehmen, daß man diese Form blos als Spiel der Phantasie wählte, vielmehr glaube ich, die Alten wollten damit das Verhüllte, das Unsichere und Räthselhafte, das Lockende, Verführerische und Abschreckende der Nacht darstellen, in deren geheimnißvollem Reich ja so viel Entzückendes verborgen liegt. Bei längerem Ver-

weilen unter diesen sonderbar gestalteten Lampen versetzt man sich so lebhaft zurück in die alte untergegangene Welt, zu deren Dienst sie geschaffen wurden, daß ein phantastisches märchenhaftes Leben um uns zu rauschen und zu flüstern beginnt. Das tausendgestaltige Reich der Nacht enthüllt uns tausendjährige Geheimnisse und die Lampen erzählen uns Geschichten, die das Flimmern ihrer Flämmchen beleuchtet haben. Ich gestehe, daß ich lebensgern eine solche Lampe an mich genommen hätte, um des Genusses, bei ihrer Betrachtung mich lebhaft in's Alterthum zurückversetzen zu können, auch in der Heimath wiederholt theilhaftig zu werden.

Sinnreich, zierlich, geschmackvoll und charakteristisch wie die Lampen sind auch die Leuchter, Trinkkrüge und Opferschaalen. Besonders an den Krügen hat der Kunstsinn ihrer Schöpfer die anmuthigsten Verzierungen angebracht. Gerade darin zeigt sich der Instinkt der Alten für das Schöne, daß sie auch Geräthschaften, die an sich des Gebrauches wegen, zu dem sie bestimmt waren, eine vorzugsweise schöne Form nicht erhalten konnten, wie eben Töpfe und Krüge, gerade das, was solchen Dingen die unschöne störende Form gibt, nämlich die Henkel, in den reizendsten Gestalten anzubringen wußten. Kein Henkel an solchen Krügen und Töpfen ist, wie bei uns, ein schlichter krummer Haken, sondern immer ein blätterreicher Blü-

thenstengel, der sich bis auf den Deckel hinaufrankt und hier als aufgebrochene Blüthe endigt, oder es entwickelt sich aus einer Blume ein kleiner Knabe, ein lüsterner Faun ꝛc., steigt hinauf zum Deckel und sieht neugierig in den Krug. Auch irdene Krüge oder Töpfe mit Deckeln, deren man sich zu Aufbewahrung von Spezereien und dergleichen bediente, sind von den gefälligsten Formen. So gibt es in Pompeji aufgefundene Apothekergefäße, deren Deckel die schönsten Thierköpfe darstellen. Ebenso sind Schaalen und Trinkgefäße entweder eigenthümlich schön gestaltet oder mit sinnigen Arabesken verziert. Oefen von trefflicher Arbeit, darunter allerliebste kleine, um zu schnellem Gebrauch Wasser heiß zu machen, können beinahe mit unsern Theemaschinen verglichen werden. Laternen, die an Ketten getragen wurden, mit Horngläsern versehen, Lampenhalter, in Form vieläſtiger Bäume, sehr schöne Waagen nebst Gewichten, die den unsern ähneln, nur schöner gearbeitet und mit auf den Handel sich beziehenden Zierathen versehen sind, gibt es mehrere. Selbst Dinte, Griffel und Federn, letztere aus Cedernholz, sind vorhanden, sowie Pennale, um sie darin zu verwahren. Ferner in einem andern Zimmer eine sehr große Menge Toilettensachen, wie Broschen und Nadeln in Gestalt von Aexten, und Instrumente zu weiblichen Arbeiten, als Spindeln, Scheeren ꝛc. Kurz Alles, was in einem wohl eingerichteten

Hause theils zur Bequemlichkeit, theils als Verzierung und Schmuck des Lebens dienen kann, findet man in größter Menge, vollendeter Schönheit und sinnigster, stets bedeutungsvoller Ausschmückung.

Ein dem Museo Borbonico eigenthümlicher Schatz sind die zahlreichen Gegenstände aus Mosaik, die aus dem mit dergleichen Kunstschätzen ungemein reich versehenen Pompeji hieher gebracht wurden. Ich spreche hier nicht von den höchst werthvollen, zart und weich ausgeführten Mosaikgebilden, mit denen die Fußböden in den Häusern der Reichen zu Herkulanum und Pompeji belegt waren, und die meistentheils in voller Schönheit und Farbenpracht die Säle des Museums, unter andern die geräumigen neun Zimmer schmücken, welche die großartige Sammlung hetrurischer Vasen enthalten. Für Gegenstände anderer Art, wie für Wandbekleidungen, Tischplatten, Säulen, Gemälde 2c. hat man eine besondere Galerie eingeräumt, deren Besuch mich jederzeit innigst erfreute und immer von Neuem beglückte. Einiger dieser Gegenstände will ich hier gedenken. Die prachtvollsten sind aus dem Hause des Faun. Auch bei Betrachtung dieser Kunstgebilde entdecken wir das Bestreben, schöne Form mit größter Naturwahrheit zu einem harmonischen Ganzen zu verschmelzen. Wie die Lampe je nach der Bestimmung, die ihr gegeben war, solcher Bestimmung entsprechende allegorische Figuren zierten, so gab es keinen

Tisch, keine Säule, keinen Teller im Hause, der nicht durch ein zierlich ausgeführtes Gemälde seine muthmaßliche Verwendung errathen läßt. So ist z. B. der in dieser Galerie aufbewahrte Tisch mit Fischen mannichfacher Art ausgelegt, ein Beweis, daß er, was auch der Fundort bestätigte, als Speisetisch benutzt wurde. Ein Fries von kostbarer Arbeit, mit Masken und Blumengewinden verziert, ward in einem Zimmer ausgegraben, das ohne Zweifel zu Vorlesungen von Dichtwerken diente, da man in demselben auch Mosaikgemälde fand, von denen das eine drei Musiker, ein anderes drei Sibyllen oder Wahrsagerinnen, und ein drittes einen dramatischen Dichter darstellt, umgeben von Masken und Musikanten. Als größere Mosaikgebilde nenne ich zwei Gemälde: Europa wie sie den Stier besteigt, und Bacchus mit einem Weingefäße in der Hand auf einem Panther reitend. Außerordentlich zierlich und voll lustiger Schelmerei ist ein kleineres Gemälde: Ein Knabe, der mit frischem Lorbeerzweige einen Hahn zum Zorne reizt. Ferner: Eine Katze, die ein Rebhuhn verspeist; Tauben, Schmuck aus einem Kästchen pickend, und eine Menge köstlicher Thier- und Blumenstücke.

Wie sehr bedacht die Alten darauf waren, für jede Beschäftigung, mochte sie nun edel oder gemein, erlaubt oder unerlaubt sein, in Räumen, wo man sich ihr hingab,

derselben entsprechende oder doch darauf bezügliche Geräthschaften oder Gemälde anzubringen, sehen wir am deutlichsten in der wunderlichen Sammlung des sogenannten gabinetto riservato. Unsere Begriffe von Wohlanständigkeit erlauben es freilich nicht, von diesen obscönen Gegenständen des Weiteren zu sprechen, doch glaube ich, daß mir auch das zarteste Gewissen eine bloße Hindeutung darauf gestatten wird, da sie zu besserem Verständniß der Sitten jener Zeit und sogar des Cultus nöthig ist. Denn selbst der ausschweifendste Sinnengenuß nahm bei diesem Volke die Gestalt eines Cultus an und verlor den widerlichen Beigeschmack, welchem rohe Sittenlosigkeit immer mit sich führt, dadurch, daß er nicht aller Schönheit ermangelte. Die sonderbaren Gegenstände, die in genanntem Kabinet aufbewahrt werden, wurden in verschiedenen Häusern, und zwar in den Schlafzimmern gefunden, was zu der Vermuthung Anlaß gibt, daß die Alten als ein Volk, das mit und in der Natur lebte und an dem Natürlichen keinerlei Anstoß nahm, bei gar Vielem, vor dem wir uns entsetzen, sich gar nichts Arges dachte. Wie man immer urtheilen mag über diese Dinge, die künstlerische Gestaltung derselben muß man anerkennen und damit zugeben, daß sie nicht so verwerflich sind, als sie uns auf den ersten Blick scheinen mögen, wenn schon unsere Gesittung sich nicht damit befreunden kann. Der Phallusdienst war

ein Cultus wie jeder andere und gehörte wesentlich mit zur Lebensanschauung, zum Lebensgenuß der Alten, und wer kann wissen, welche Vorstellungen sie damit verknüpften, da so viele Anzeichen vorhanden sind, daß er ein allgemein verbreiteter war! Wir begreifen nicht die trunkene, an Wahnsinn streifende Begeisterung der Bacchanten, wir kennen nicht ihre Mysterien. Die Verehrung des Phallus ist schwerlich bedenklicher oder gar sittenloser gewesen. Jedenfalls hatte die damalige Zeit in ihrer ganzen eigenthümlichen sittlich-religiösen Aus- und Durchbildung und deren Abnormitäten eine Berechtigung zu der Entwickelung, die ihr die Geschichte gestattete.

Einen gar seltsamen Eindruck machen auf uns die verschiedenen Ueberreste von allerhand Gegenständen aus Pompeji, die in dem Cabinet der Gemmen aufbewahrt sind. Wir sehen hier unter andern eine Menge Ringe, Armbänder, Spangen, Ketten, Nadeln, alle von schönster Arbeit und häufig von weit geschmackvollerer Form, als sie die jetzt lebende Damenwelt zu tragen pflegt. Der Kopfputz von der Frau des Diomedes, den man bei einem weiblichen Skelett im Hause des Diomedes zu Pompeji entdeckte, ist ganz erhalten, und so aufbewahrt und geordnet, wie man ihn in den übrig gebliebenen Haaren der Todten vorfand. Ein Gewand von Asbest, ein grobes, aber festes Gewebe, wird ebenfalls als seltener Ueber-

rest aus jener vorchristlichen Zeit hier aufbewahrt. Desgleichen eine Menge Ueberbleibsel von Früchten und Speisen aller Art, die noch vollkommen ihre natürliche Gestalt behalten, dagegen ihre ursprüngliche Farbe verloren haben. Man sieht Korn, Mais, Honig, Feigen, Kastanien, Rosinen, Fische, Fleisch, Mehlteig, sogar zwei kleine Kuchen mit dem eingedrückten Zeichen des Bäckers. Ein hermetisch verschlossenes Glas von schöner Form enthält nur wenig vergelbtes feines Mehl. Eier, ganze und zerbrochene, mehrere Wickel Zwirn, Kohlen, Leinwand, Lampendochte, Pech, Farben aus einem Materialwaarenladen und andere Gegenstände fesseln unsere Aufmerksamkeit. — In demselben Cabinet befindet sich nebst einer auserlesenen Gemmensammlung die große kostbare Onyxschale, die ein Soldat in Hadrians Mausoleum fand. Sie ist auf beiden Seiten geschliffen und stellt auf der einen, wie man annimmt, die Apotheose Ptolomäus I. mit dem Nil dar, von Isis und Nymphen dieses Stromes umgeben, auf der andern Medusa. Außerdem werden einige 60 silberne Vasen aus Pompeji, sämmtlich geschmackvoll verziert, hier aufbewahrt.

Es wäre noch Manches zu sagen über die ungemein reiche Sammlung pompejanischer Wandgemälde; über die vielen Gläser, deren es über 1200 gibt, von allen Formen und Größen, glatte, geschliffene, durchsichtige, ge-

färbte, matte; über die Waffen und Helme, an deren einem die Zerstörung Troja's abgebildet ist; über antikes Acker- und Badegeräth; über Aschenkrüge, Lectisternien für Götterbilder, Penaten, Altäre 2c.; ferner über die kolossale Marmorgruppe des berühmten Farneseschen Stieres; über die großen Schätze der Gemäldegalerie, die bei vielem Unbedeutenden auch Werke ersten Ranges von den größten Künstlern enthält. Ich muß aber darauf verzichten, um nicht zu weitläufig zu werden. Ehe ich aber die Säle des Museums verlasse, bitte ich den Leser, mir noch in die Halle der Venus zu folgen und hier einige Augenblicke vor einer Gestalt zu verweilen, die zu den vollendetsten Meisterwerken der Bildnerkunst gehört und ohnstreitig griechischen Ursprungs ist.

Diese Halle enthält eine Auswahl aller möglichen Venusstatuen, darunter eine Venus Anadyomene, eine Venus Genitrix, eine hockende Venus und endlich die gepriesene Venus Kallipygos. Die Statue hat beinahe Lebensgröße und zeigt uns ein schönes Mädchen in zarter weicher Körperreife, schalkhaft und übermüthig. Ein langes, durchsichtiges, faltiges Gewand bekleidet sie. Dies Gewand hebt sie auf der rechten Seite auf, so daß die schwellenden Formen des schönen Körpers bis an die Hüften entblößt werden. Neugierig, in naivster Unbefan-

genheit wendet sie nun mit verführerischem Beugen des Nackens das schöne Haupt rückwärts, um über die Schulter blickend den eigenen Rücken zu betrachten.

Ich will es dahin gestellt sein lassen, ob der bildende Künstler nicht vielleicht einen Schritt zu weit gegangen ist und die Grenzen überschritten hat, welche der Aesthetik abgesteckt sind. Es liegt wenigstens eine großartige Kühnheit in dieser Venusstatue, die mir nur durch den Charakter Billigung zu erhalten scheint, in welchem das sich liebäugelnd beschauende Mädchen dargestellt ist. Im Ausdruck dieses glücklich-heitern Mädchengesichtes, wie in ihrer ganzen schalkhaften Bewegung, bemerkt man nämlich keine Spur von Eitelkeit, sondern blanke Neugier, sprudelnden Uebermuth. Sie glaubt sich offenbar unbelauscht und gibt sich einem keckem Einfall gedankenlos hin. Dürfte man Ueberlegung oder lüsterne Absicht voraussetzen, so würde der Eindruck abstoßend sein. Daran ist aber kein Gedanke. Erblickt man in der Mediceischen Venus die reine schamhafte Jungfräulichkeit verkörpert, die ein Windhauch schon erbeben und vor ihren eigenen Reizen erröthen macht, in der capitolinischen Venus dagegen das reife, seiner Bestimmung bewußte Weib, edel, groß, majestätisch in stolzer Siegeslust; so ist in der Venus Kallipygos die mädchenhafte Unbefangenheit dargestellt, die

durch irgend welche Grille aufgeregt, unbekümmert um die lauschende Tadelsucht der Welt einer augenblicklichen muthwilligen Eingebung folgt und kindlich naiv die ihr von der gütigen Natur verschwenderisch verliehenen Reize ihrer eigenen Glieder lächelnd bewundert.

VIII.

Die Lustschlösser Capodimonte und Caserta. Eine Weihnachtskrippe. Meerfahrten. Wunderbare Abendbeleuchtung.

Zu den sehenswerthesten Punkten in Neapels Umgebung gehören die königlichen Lustschlösser Capodimonte und Caserta, jenes dicht an der Stadt auf bebuschtem Hügel mit herrlicher Aussicht gelegen, dieses dreizehn Miglien entfernt am Fuße der malerischen Gebirge. Der Palast von Capodimonte zeichnet sich vor andern fürstlichen Prachtbauen nicht eben aus. Er bildet ein großes regelmäßiges Viereck mit einigen Höfen, enthält eine Menge weiter, schöner Gemächer und Säle, die stattlich möblirt, doch nicht besonders prächtig und mit königlicher Opulenz decorirt sind. Kunstschätze von Werth enthalten sie gegenwärtig durchaus keine. Was man an Gemälden vorfindet, sind Werke neuerer Maler, von denen nicht eben viel Gutes zu sagen ist. Am besten sind noch einige Bilder gerathen, welche Scenen aus dem neapolitanischen Leben darstellen.

Belohnend wird ein Besuch in Capodimonte erst bei Durchwanderung des sehr umfangreichen und gut erhaltenen Parkes. Es breitet sich dieser über zwei Hügel aus, die mit den schönsten südlichen Baumgruppen bedeckt sind und durch künstliche Aushaue und Alleen die überraschendsten Aus- und Ansichten bilden. Eine Reihe der entzückendsten Bilder, jetzt einen Theil der Stadt mit dem Fort Sanct Elmo, jetzt die Spiegelfluth des Meeres mit Capri's duftigem Felsen enthüllend, dann wieder die lachend grünen Fluren der Campagna mit den vielen tausend weißglänzenden Häuschen und darüber Vesuv und Somma, oder die Sorrentinische Gebirgskette zeigend, begleiten den Wanderer in lieblichster Abwechselung.

Auch Caserta's Lage ist außerordentlich anmuthig, wenn schon nicht zu vergleichen mit Capodimonte's glücklichen Olivenhügeln. Man erreicht diesen Winteraufenthalt der königlichen Familie durch Benutzung der Eisenbahn, die von Neapel nach Capua führt, binnen einer Stunde, und behält, wenn man früh am Tage aufbricht, Zeit genug, um auch den Park und die nächsten heitern Anlagen zu besehen und Abends nach Neapel wieder zurückkehren zu können.

Caserta wird für den größten Palast Europa's ausgegeben. Ich kenne nicht die französischen Königsschlösser, nicht die bewunderten Hallen des russischen Czaren, und

weiß also auch nicht, ob sie mit dem Schlosse des Königs beider Sicilien rivalisiren können. Von allen Palästen, die ich zu sehen und zu betreten Gelegenheit hatte, ist es der größte und prachtvollste. Leider hat man nur etwa die Hälfte ausgebaut, diese ist bewohnt und mit wahrhaft königlicher Pracht ausgeschmückt, während die andere dem Gebirg zugekehrte, leer stehende Hälfte ziemlich öde aussieht und einen peinlichen Eindruck macht.

König Karl III. ließ den jetzigen Palast unter der Leitung des berühmten Architekten Vanvitelli erbauen. Das dazu verwendete Baumaterial ist durchaus Marmor, und man kann sich eine Vorstellung machen von dem Werth des Palastes, wenn man erwägt, daß seine Länge 750′, seine Breite 580′ beträgt, bei einer Höhe von 113′. Ueberaus prachtvoll ist die Vorhalle des Schlosses, dessen Säulen aus kostbarem Giallo antico bestehen, dieser edlen, dem schönsten Marmor ähnelnden Steinart, die man neuerdings gewöhnlich nur zu kleineren Kunstwerken verwendet. Die Kuppel der Schloßkapelle ruht auf zwölf antiken Säulen, die man aus dem zerstörten Tempel des Jupiter Serapis in Pozzuoli hieher gerettet und zweckmäßig verwendet hat. Ungemein imposant ist ferner die große, breite, glänzende Marmortreppe, ein so lichter heiterer Bau, daß man von dem bloßen Anblick derselben schon erhoben wird. Außer einer Unzahl prächtiger Gemächer, vergoldeter Säle und

anderer Räumlichkeiten enthält das Schloß noch ein sehr hübsches Theater, wo auf Verlangen des Königs Opern und Schauspiele gegeben werden. Die Baukosten dieses ungeheuern Palastes sollen sich auf sieben Millionen neapolitanische Ducati belaufen.

In einem der obern Säle des Schlosses hatte man auf Befehl des Königs eine jener beliebten Krippen errichtet, an denen sich das Volk so sehr erfreut, denen es seine ganze Aufmerksamkeit und Verehrung zuwendet. Wie ich schon früher bemerkte, läßt man diese Krippen auch nach dem Feste noch geraume Zeit stehen, und so fand ich denn in Caserta den ganzen Flittertand dieses kirchlichen Fastnachtsspiels, das von hundert und aber hundert Landleuten gar gläubig angestaunt und bewundert wurde. Die Ausstattung der Krippe war übrigens geschmackvoll und sinnig genug und verfehlte denn auch nicht, die nachhaltigste Wirkung auf das gute Volk zu machen. Stellte man sich auf die geistige Bildungsstufe dieses Volkes, so konnte man dem Erbauer erwähnter Krippe seinen Beifall nicht versagen. Wo sonst in Kirchen und Häusern nur ein Stall mit Eseln und Ochsen abgebildet ist, der sich höchstens zu einem Felsen erweitert, um auch die Hirten mit ihren Heerden anbringen zu können, da war in Caserta ein Land, ja, ein ganzer Welttheil zu sehen. Berge, Seen, Flüsse, hohe Gebirge und Wasserstürze, die letzteren in

Natur, stellten die gesammte bewohnte Erde dar mit allen Völkerschaften, die etwa zur Zeit dem Christenthume sich zugewendet haben. Allzuängstlich mit den Nationalitäten hatten es die Künstler allerdings nicht genommen, was auch in Betracht des Publicums, für das die Krippe erbaut war, sehr überflüssig gewesen wäre. So wurde z. B. Deutschland durch einige kräftige Tyroler repräsentirt, Rußland durch Kosaken, die auf Eseln über beschneites Land ritten. Die südlichen Länder, am meisten Italien, waren in ihren vorzüglichsten Provinzen vertreten. Selbst einige Räuber, mit Feuerrohr und Dolch bewaffnet, hatte man nicht vergessen; denn ob diese Leute auch die weltlichen Gesetze mißachten, an Christo und der heiligen Jungfrau haben sie nie gezweifelt. Fern her aus andern Welttheilen, auf Kameelen und Elephanten zogen schwarze Nubier, braune Aegypter, olivengelbe Indier, ja selbst die Ureinwohner Nordamerikas mit den bunten Federkronen fehlten nicht.

Der Zudrang des gemeinen Volkes zu dieser Riesenkrippe war sehr bedeutend, und man sah es den Leuten an, daß sie mit ganzer Seele bei der Sache waren. Ich zweifle nicht einmal, daß die Meisten glaubten, just so und nicht anders sei es bei der Geburt Christi zugegangen; so habe der Stall, so habe Mutter und Kind ausgesehen, und mit so wunderprächtigen Strahlen habe der große

schöne Stern sein Licht auf das Kind herabgegossen; genau so habe Joseph neben Maria gekniet, und in solcher Reihenfolge und solcher Kleidung seien die Völker von aller Welt Enden herbeigekommen, um anzubeten und zu glauben. Es hatte etwas Rührendes, wenn Kinder und Greise vor der Krippe ihre Knie beugten, die Häupter senkten und ihr Gebet sprachen. Das war keine Ostentation, das war reiner Drang des Herzens, wie er nur bei kindlich einfältigen Gemüthern sich kund geben kann. Den guten Leuten galt eben die Krippe für einen geweihten Ort, für einen geheiligten Altar der Kirche, und wer sollte nun wohl so grausam sein, sie in einem Glauben, der sie so hoch beglückt, stören zu wollen!

Caserta's Park, an das sanft aufsteigende Gebirge sich anschmiegend, hat eine große Schönheit in dem prächtigen Wasserfalle, den zwar die Kunst geschaffen hat, der aber in seinem ausgedehnten Falle von der bergigen Höhe herab einen imposanten, weithin sichtbaren Anblick gewährt.

Schloß und Stadt waren gerade sehr belebt, da dem königlichen Hause vor wenigen Tagen ein Prinz geboren worden war. In Neapel kanonirten dieses frohen Ereignisses wegen alle Fort's mehrere Tage lang, die Stadt war erleuchtet oder sollte es wenigstens sein. Ich habe nur die öffentlichen Gebäude, das große San-Carlo-

Theater und einige Plätze mit Lampen und Lichtern besetzt gesehen. Die Masse der Bevölkerung schien über die Geburt des Prinzen nicht sonderlich erfreut zu sein. In Caserta dagegen und namentlich vor dem Schlosse waren Anstalten zu glänzendster Illumination getroffen, die sich sogar bis auf die Eisenbahn erstreckte. Man hatte zu diesem Behufe Tausende von Stäben in die Erde befestigt, an denen kleine Pfannen angebracht waren. In diesen zündete man mit Anbruch der Dämmerung kleine Holzstückchen an, deren dunkle Loben in der südlichen warmen Nacht ein sehr schönes Schauspiel gewährten. Militärmusik spielte vor dem Schlosse in längeren Pausen kriegerische Märsche und Ouverturen aus den neuesten Opern.

Anderthalb Stunden von Caserta liegt hart an pittoresken Berg- und Felspartien der Ort Maddaloni, den jetzt die neu angelegte Eisenbahn berührt. Hier kurze Zeit zu verweilen, ist sehr belohnend des prachtvollen großartigen Aquäductes wegen, Ponte Maddaloni genannt. Er ist ebenfalls ein Werk Vanvitelli's und läuft in einer Menge von Krümmungen 27 Miglien weit von den Gebirgen herab in die Ebene. —

Bei klarem Himmel und stiller Luft gewähren Spazierfahrten in leichter Barke auf dem zauberischen Golfe das höchste Vergnügen. Die Abhänge des Posilipp entrollen eine Mannichfaltigkeit und Pracht landschaftlich

entzückender Bilder, denen ich nichts zu vergleichen wüßte. Zwar gibt es auf dessen Höhen keine Orangenwälder, wie in Sorrent, dafür aber treiben Pinien, Lorbeeren und Cypressen ihre schlanken Stämme in die balsamischen Lüfte, wilder Wein und Epheu lockt und rankt sich in einer Ueppigkeit und Fülle um Baum- und Felsenstumpf, springt über Gartenmauern und Hecken, flattert an Häusergesimsen und überschattet Ruinen so reich und schön, daß dem umherschweifenden Blicke überall die wohlthuendsten Ruhepunkte geboten sind. Dazwischen erheben sich vereinzelt viele Palmen mit ihren graziösen zarten Fächern, die lustig belebten Villen wollen kein Ende nehmen und das Brausen des Lebens, Wolken glänzenden Staubes aufwirbelnd, ruht zu keiner Stunde des Tages und der Nacht.

In der Barke nachlässig ruhend, läßt man diesen bunten Schwarm heiterer Eindrücke wie beglückende Traumbilder an sich vorüberziehen, Himmelsluft schlürfend und das Auge erlabend an den feurig-sanften Farbentönen, die Meer, Luft und Land über uns ausströmen. Diese krystallene Fluth, in stiller Tiefe wie Chrysopras, auf zitternder Oberfläche wie Lapislazuli und Malachit mit Goldkörnern bestreut funkelnd, wen lockte sie nicht an! Wen hielte sie nicht fest mit bittendem Schmeichellallen! Wen berauschte sie nicht mit dem fröhlichen Lachen ihrer Brandung! Hier wünschte man volle Stunden wachend zu

träumen und sich tönende Märchen erzählen zu lassen von Meerfrauen, die in funkelnder Tiefe hausen und mit den versunkenen Söhnen der Erde ein ewig dauerndes Leben der Jugend, des Glückes und der Liebe führen! Man spricht so viel von einer Musik der Sphären, ohne diese zu kennen oder sie je gehört zu haben. Eine Fahrt auf dem Golfe von Neapel kann diesen höchsten, menschlichen Sinnen zugänglichen Genuß irdischen Seins gewähren. Es schien mir oft, wenn noch der verlöschende Purpurglanz der Sonne um die Felsenhüften von Ischia und Capri leuchtete und schon der weiche Silberschein des Mondes und der Sterne wie elektrisch knisterndes Fluidum über die Wogen sprühte, als erklinge die ganze Welt in einem tiefen heiligen Akkorde. Der Balsamhauch der Lüfte, das leuchtende Plätschern der Wogen, die um Kiel und Ruder Feuerkreise zogen, die helldunkle Tiefe des Nachthimmels und das farbig blitzende Land, das kaum minutenlang in ein und demselben Meer von Duft schimmert. — Alles löste sich in Musik, in ein harmonisches Klingen und Säuseln auf, das wie ein Schlummerlied die Welt umrauschte. Wie gern sieht man an solchen wahrhaft seligen Abenden den gaukelnden Flammen zu, die rasch zerflatternd aus dem Krater des Vesuves aufsteigen! Mit welcher Befriedigung beobachtet man das reizende Schattenspiel, womit jeder heitere Abend an den Berggeländen von Sorrent,

an Vesuv und Somma, an den fernen Schneestirnen der calabrischen Berge sich ergötzt! In diesem Farben-Schattenspiel spielt die Natur eine wahre Proteusrolle und entwickelt einen Reichthum von Phantasie, der offenbar kund gibt, daß ihre poetische Schöpfungskraft noch für einige Jahrtausende vorhält.

Ich kehrte eines Abends von einem Besuche zurück, den ich der Klippe des Virgil (Scoglio di Virgilio), am äußersten Ende des Posilipp, gemacht hatte. Die Meereswellen, die auch bei ruhiger See an dieser scharfen Ecke immer bedeutend branden, haben tiefe Höhlen in den Felsen gewühlt, die man gefahrlos besuchen kann. Durch einen schmalen Kanal vom Festlande getrennt liegt eine gewaltige Klippe im Meer, auf der noch Ueberreste alten Gemäuers sichtbar sind. Man gibt sie für Ruinen einer altrömischen Villa aus und bringt damit, so gut es gehen will, auch den Zauberer Virgil in Verbindung. Es ist sehr möglich, daß der Sänger der Aeneide häufig hier geweilt und gedichtet hat, denn der Ort ist gar köstlich und einladend zu poetischem Nachdenken. Jetzt freilich hat er außer der lockenden Aussicht auf Meer und Inseln und der malerisch zerrissenen Küste nichts Verführerisches, man müßte denn die Ueberreste der antiken Fischbehälter, in denen die verderbten Römer die Fische mit Sklaven fütterten, als solche bezeichnen wollen. Die Meerfahrt allein aber

gewährt ein Vergnügen, dessen man nie müde wird, und das man sich daher auch so oft wie möglich zu verschaffen sucht.

Der Tag war hell und sonnig warm, nur gegen Sonnenuntergang stieg schwarzes Gewölk auf hinter den fernen Schneebergen, das bald zackige Blitze zerrissen. Ein duftiges Rosenroth, nur unmerklich von mattem Veilchenblau schattirt, überhauchte beim Versinken der Sonne die ganze weithin sichtbare Landschaft. Später wandelten über die Fläche des Meeres dunklere Schatten heran, erklommen die Küste und liefen mit der Schnelligkeit des Gedankens die Berge hinauf, sie in gesättigtes Dunkelviolett kleidend. Nur die vorspringenden Kanten der Gebirge blieben mit rosigen Flammenschleifen geschmückt. Inzwischen zog das Gewitter schnell herauf, schwarz und drohend, und einzelne Windstöße fuhren pfeifend über uns dahin, die See kräuselnd und die Barke in unruhige Bewegung versetzend. Die Schiffer legten an der Villa reale an, um sich der Gewalt des Gewittersturmes nicht auszusetzen, und vom Rundtheil dieses unvergleichlichen Spazierganges konnte ich mit Muße das wunderbare Naturschauspiel betrachten. Binnen wenigen Secunden bedeckten die Wolken das ferne Gebirge, stürzten sich über die Campagna und näherten sich dem Meere. Die starke Rauchsäule des Vesuv, vom Winde

erfaßt, beugte sich niederwärts und in einem Moment erschien durch eine wunderbare Brechung der Lichtstrahlen der bis dahin köstlich violettrosige Kegel des Berges glänzendweiß bis an seinen Fuß, als sei er dicht mit Schnee bedeckt. Ein paar Secunden und der weiße Talar zerrann, ein dunkles Roth, als sei der ganze Berg glühendes Feuer, überzog ihn bis zur Spitze und färbte auch den abwärts flatternden Rauchbusch. Aber auch dies währte nur Augenblicke, der ungeheure Kegel stand plötzlich in der übrigen farbigen Landschaft als ein grauenhafter Berg aus tief dunklem Schwarz gebildet, da, die aufschlagende Flamme wie eine große Kugel auf dem Rande seines Kraters rollend.

Aehnliche Farbenspiele, wenn auch nicht immer in so auffallender Weise, kann man täglich und stündlich in Neapel bewundern, und nirgends ungestörter als auf dem Golfe. Dann leuchtet die weiße Häusermasse der Stadt, die Kreuze auf ihren Kuppeln glühen, die Wellen blitzen und das sanfte Wehen der Luft schlägt in leisen Tönen die Akkorde an, die schmeichelnd unser ganzes Wesen musikalisch durchdringen und die gesammte Welt in farbige Harmonie auflösen. Unter den Entzückungen einer solchen Symphonie von Farben und Tönen nahm ich Abschied von Neapel, das mit vollstem Recht ein Stück

auf die Erde herabgefallenen Paradieses genannt zu werden verdient. Nur dem Sprichwort: „Sieh Neapel und stirb!“ kann ich nicht beistimmen, viel lieber möchte ich sagen: Trachte dahin, Neapel lange zu sehen und suche diesen Genuß mehrmals im Leben zu wiederholen!

VII.

Zweiter Aufenthalt in Rom.



I.

Durch die Abruzzen. Kurze Bemerkungen im Vatikan. Einige Villen und Kirchen Roms. Abschied von der ewigen Stadt.

Nach kurzer, glücklicher und unterhaltender Reise mit der Messaggerie erblickte ich, über die Höhen von Palestrina (Präneste) in die Campagna hinabfahrend, zum zweiten Male die Kuppel von Sanct Peter. Unter dem Glockengeläut des Ave Maria fuhr ich wieder durch Rom's Straßen, die mir gegen das Getöse Neapels wie ausgestorben vorkamen, und suchte mein altes Quartier wieder auf. Mit Herzlichkeit ward ich hier von den wunderlichen Wirthsleuten aufgenommen und mit einer Fluth von Fragen nach Neapel überschüttet, das Beide nie gesehen, von dessen berückenden Zaubern sie dafür desto mehr von Fremden gehört hatten. Ich erzählte, so viel ich konnte, und machte mich dann aus dem Staube, um alte Bekannte wieder zu begrüßen.

Um ein Stück italienisches Gebirgsland flüchtig ken-

nen zu lernen, hatte ich den Rückweg nach Rom über Ceprano eingeschlagen. Dieser Weg führt durch die niedern Abruzzen, deren herrliche Formen zu bewundern man nicht müde wird. Dennoch ist er an Schönheit mit der Straße über Terracina nicht entfernt zu vergleichen, da ihm die charakteristischen Reize süditalienischer Landschaft, Orangengärten und Palmen, gänzlich abgehen. Dafür erblickt man im Innern dieses Berglandes schöne Oelwälder, die sich in malerischen mattgrünen Kränzen um hohe und niedrige Berge schlingen und zahllose Ortschaften reizend unter ihre weichen Schatten verbergen. Will man Genuß von dieser Reise haben, so muß man sie mit Vetturin in kurzen Tagereisen und möglichst langsam zurücklegen. Städte wie San Germano und Ceprano, Frosinone, Ferentino, Anagni, im Alterthume wichtig und von bedeutendem Umfange, verdienen, daß man längere Zeit in ihnen verweilt. Namentlich dürfte San Germano mit seiner unfern gelegenen berühmten Benedictinerabtei, Monte Casino, längeres Verweilen freigebig belohnen. Diese alte und mächtige Stadt der Volsker, in malerischer Gebirgswildniß gelegen, hat noch eine Menge Alterthümer, darunter als größte Seltenheit ein rundes Amphitheater und sehenswerthe Kirchen aufzuweisen. Ich mußte leider aus Mangel an Zeit das schnellere Fortkommen mittelst Diligence der genußreicheren, aber langsamen Fuhre des

Vetturin vorziehen und mich mit den wenigen Blicken begnügen, die ich auf Land und Leute werfen konnte. Unglücklicherweise berührt man gerade die schönsten und wichtigsten Punkte bei Nacht und muß die paar Stunden, welche durch die leidigen Paßangelegenheiten vertrödelt werden, in trauriger Unthätigkeit auf abscheulichen Kaffeehäusern zubringen. Einige Entschädigung gewährte mir der Anblick des hoch gelegenen Frosinone, das wir mit dämmerndem Morgen erreichten, des berühmten Präneste, dessen Burg- und Tempeltrümmer in der Ferne vor meinem geistigen Auge sich aufbauten, und die Campagna, deren Aquäductenbogen, vom Abendsonnengold geröthet, mit gemischten Empfindungen von Freud' und Schmerz, von Lustigkeit und Melancholie mich überschauerten.

Es war mein Wille, nur so lange in Rom zu verweilen, als ich zur Ordnung des Passes und zu nochmaligem Besuch mir besonders lieb gewordener Oertlichkeiten nöthig haben würde. Allein Rom ist ein Magnet von gewaltiger Anziehungskraft. Es hätte nicht erst des dringenden Zuredens meiner Freunde bedurft, schon am Tage nach meiner Ankunft mich andern Sinnes zu machen, die vielen großen Gegenstände um mich her, vor allem die Kunstschätze des Vatican, die berühmten Villen und Kirchen, die ich theils nur flüchtig, theils noch gar nicht betreten hatte, ließen mich schnell den Entschluß fassen, der ewigen

Stadt noch einen Aufenthalt von vierzehn Tagen zu widmen und dafür lieber an andern Orten entweder kürzere Zeit zu verweilen oder sie blos als Durchreisender zu berühren.

Zur Bestärkung in diesem Entschlusse trug nicht wenig mein baldiges Zusammentreffen mit dem gefälligen Abbate bei. Dieser kunstliebende Mann, der als Priester Gott weiß welche Aufträge in heimlichster Stille zu erfüllen hatte, wußte so Vieles zu nennen, das ich noch nicht kannte und doch kennen zu lernen wünschte, und sagte mir mit so aufopfernder Freundlichkeit seine Verwendung und Begleitung zu, daß ich dem eigenen Hange des Herzens gern nachgab und meine desfallsigen Einrichtungen traf.

Gleich am ersten Tage nach meiner Rückkehr nach Rom wohnte ich einer sonderbaren Feierlichkeit an der Kirche S. Antonio Abbate bei. Das Volk strömte ungeachtet der häufigen Gewitterregen, die an diesem Tage den Aufenthalt im Freiem sehr unangenehm machten, zu Tausenden dahin. Hauptperson, wenn schon nur leidende, war das liebe Vieh. Es werden nämlich um das Ende des Januar während mehrerer Tage vor den Thüren genannter Kirche die Thiere eingesegnet. Sonntags beginnt diese Festlichkeit unter großem Zulauf des Volkes mit Einsegnung der zierlich aufgeschmückten Pferde Seiner Heiligkeit. Den übrigen Thieren wird der Segen in der

Reihenfolge ertheilt, wie sie vorgeführt werden, ohne Rücksichtnahme des höhern oder geringeren Standes ihrer Herren. Der Segen erstreckt sich aber nicht blos auf Pferde, sondern wird allen Zug-, Last- und nutzbaren Hausthieren gleichermaßen zu Theil. Ich sah breitgehörnte, mit Blumen und Bändern schön aufgeputzte Stiere, Maulthiere und Esel mit prächtigen Sträußern, endlich auch melancholisch blökende Schaafe in Menge vorführen und weihen. Die Feierlichkeit selbst hat nichts Imposantes. Sie besteht einfach darin, daß ein paar Priester erscheinen, von denen der eine ein kurzes Gebet abliest, der andere mit dem Weihwedel das einzusegnende Thier besprengt. Muthige junge Pferde machen bei dieser unerwarteten Besprengung bisweilen wunderliche Capriolen und versuchen durchzugehen. Sonntags ist der Zudrang am größten, an den übrigen Tagen der Woche haben die in der Kirche geduldig harrenden Priester weniger zu thun. Die meisten Thiere, deren Einsegnung während dieser Zeit erbeten wird, sind aus größerer Entfernung zu diesem Behufe in die heilige Stadt geleitet worden.

Besondere Aufmerksamkeit wendete ich dem Vatikan zu, um recht heimisch zu werden in diesen unermeßlich reichen Hallen der Kunst. Hier traf ich gewöhnlich den Abbate, der niemals unterließ mich stundenlang zu begleiten und vor den vorzüglichsten Kunstwerken lange Reden

zu halten, die wohl verdient hätten aufgezeichnet zu werden. Da selten ein Tag verging, an dem ich nicht in die Residenz Gregor's XVI. gewallfahrtet wäre, so zersplitterte ich meine Aufmerksamkeit nicht durch vages Umherirren in den großen mit zahllosen Gebilden der Kunst angefüllten Räumen, wozu die ersten Besuche in der Regel verlocken. Längeres Verweilen in einem bestimmten Saale vor nur wenigen Kunstwerken ist viel größerer Genuß. Der Abbate besaß dafür den rechten Takt, indem er durch Erklärungen und Betrachtungen, durch Einwürfe und Fragen immer anzuregen und festzuhalten wußte. Darüber verging die solchen Besuchen vergönnte Zeit und man verließ die schönen heitern Räume, wo jetzt ungestört die griechische Götterwelt versammelt ist, ohne durch hastiges Betrachten zu vieler Gegenstände auf einmal verwirrt oder erschöpft worden zu sein. In dieser zweckmäßigen Weise betrachtete ich die Raphael'schen Meistergebilde in den nach ihm genannten Stanzen, die berühmten Loggien, in denen man nur bedauern muß, daß trotz der milden Lüfte Italiens die kalten Nordwinde der Wintermonate diesen graziösen Fresken doch großen Schaden zugefügt, viele unscheinbar gemacht, manche fast ganz zerstört haben.

Das Museo Chiaramonti mit der kolossalen antiken Gruppe des Nil, die man in der Gegend fand, wo jetzt die Kirche Santa Maria sopra Minerva steht, einem der

köstlichsten Bildhauerwerke des Alterthums, ferner das Museo Pio Clementino, in jetziger Gestalt von den kunstliebenden Päpsten Clemens XIV. und Pius VI. hergestellt, der Aufbewahrungsort der größten aus dem Alterthum übrig gebliebenen Kunstwerke, wurden mir bei wiederholten Besuchen liebe, vertraute, unvergeßliche Räume. Hier sieht man den großartigen Torso in der Rotunde des Belvedere, ein dem Apollonius zugeschriebenes Werk. Man grub es aus in den Ruinen des nach Pompejus benannten Theaters. Daneben an der Wand steht der große Sarkophag des Scipio Barbatus, aus den Gräbern der Scipionen an der Appischen Straße hieher gebracht. Die antike Inschrift daran ist vortrefflich erhalten. Die Gruppe des Laokoon, der berühmte Apoll von Belvedere, die erhabene Statue des Antinous, Cleopatra und hundert andere Gebilde des Meißels, deren bloße Erwähnung dem Leser nur verwirren könnte, deren Beschreibung Bände erforderte, locken und fesseln das Auge des Kunstfreundes immer von Neuem und machen den Aufenthalt in diesen geschmackvoll verzierten, edlen Hallen zu einem seltenen Hochgenuß. Erst, wenn man unter diesen tausend und abertausend Statuen großer Menschen umherwandelt, wenn man diese idealisch schönen Gebilde der Götter Griechenlands staunend betrachtet, wenn man diese kunstvollen Darstellungen heiterer Masken- und ern-

ster Opferzüge auf Reliefs sieht, erst dann fängt man an das Leben der Alten zu begreifen. Die wahre Kunst, der heitere empfängliche Sinn für das Schöne ist leider mit dem Alterthume untergegangen, ein Verlust, den man aufrichtig beklagen muß. Ich wenigstens kann mich der Ueberzeugung nicht entschlagen, daß zu harmonischer Ausbildung aller in uns gelegter Kräfte jene der schönen Kunst so offen zugekehrte Welt viel geeigneter war, als unsere in vielen andern Dingen weit klüger gewordene Zeit. Es ist nicht eben nöthig, daß man an jene schönen, erhabenen, zarten, anmuthigen, schalkhaften Götter glauben muß, um lichtere Lebenspfade, als wir sie kennen, einzuschlagen; nur das geistige Auge, das in jenen Göttern die Schönheit liebte und verehrte, nur dies ist uns zu wünschen. Daß es noch vorhanden sei in der modernen Menschheit, daran zweifle ich nicht, es wird aber leider von einem Schleier verhüllt, den zu lüften Niemand das Herz hat. Und doch würde unser religiöses, unser kirchliches, politisches und häusliches Leben nur gewinnen, wenn man neben der christlichen Moral auch der wahren Schönheit wieder einen Altar errichten wollte.

Die altkatholische Welt mit ihrer erschütternden Glaubenskraft hatte noch eine dunkle Ahnung von dem Schönheitscultus der heidnischen Vorzeit, und selbst der pfäffische Fanatismus, die dumpfe, geisttödtende Möncherei des

Mittelalters, konnten in dem glücklich begabten italienischen Volk diesen silberklaren Bronnen nicht ganz verschütten. Selbst das Form= und Geschmacklose, das die Kirche nach und nach im Cultus als wesentlich feststellte, erdrückte doch nicht den edleren Geschmack. Die großen Maler jener Zeit besaßen ein für Schönheit offenes Auge, nur das Herz war von mystischen Nebeln umwölkt, die denn freilich zuweilen aufwirbelten und den klaren Himmel des schöpferischen Geistes in wunderbare Farbenschatten hüllten. Etwas von dieser Mystik, die immer eine unfreundliche Gegnerin der Kunst sein wird, bemerkt man selbst in den erhabensten Meisterwerken der größten Genien aus jener Zeit. Mich dünkt, sie ist sogar auf der Transfiguration Raphaels etwas sichtbar, indem sie hier als geistige Verzückung sich kundgibt, die in süßer Andacht, in träumerisch seliger Verehrung schwelgt, wobei die Klarheit beeinträchtigt wird. Es wäre Vermessenheit, darin nicht Kunst erblicken zu wollen, es ist aber die Kunst im Dienste des Glaubens, und es scheint mir vortheilhafter, wenn die Kunst nur sich selber dient. Die consequente Ausbildung des Katholicismus mußte der Kunst diese Richtung geben, was wir nicht zu beklagen brauchen, da wir dieser Richtung so viel Vortreffliches verdanken. Erst als der platt nüchterne Verstand in Leben und Kirchenwesen sich breit machte und die kühlste Schaalheit für allein würdig und er=

sprießlich erklärte, erst dann begann die Kunst schnell zu verfallen, denn Schaalheit hat nichts gemein mit Schönheit. Seit jener Zeit ist auch der Sinn für Kunst nach und nach erloschen, und wenn die moderne Menschheit neuerdings dunkel das Bedürfniß fühlt, sich wieder ein wenig darum zu kümmern, so wollen wir dies als ein Zeichen begrüßen, daß die Herrschaft der austrocknenden Verstandesdürre sich ihrem Ende naht. —

Rund um die ewige Stadt liegt ein blühender Kranz herrlicher Villen, deren Besuch jedem Fremden dringend zu empfehlen ist, theils der Kunstschätze wegen, die sie bergen, theils der An- und Aussichten halber, die sie in großer Abwechselung darbieten. Auch zum Besuch nur der vorzüglichsten gehört Zeit, da sie den Fremden nicht alle an jedem Tage offen stehen und Einholung der Erlaubniß bei vielen erst nöthig ist.

An Werken der Kunst am reichsten sind Villa Albani, Villa Borghese und Villa Ludovisi. Die Schätze jeder einzelnen dieser reichen und großen Villen möchten die meisten deutschen Fürsten willig gegen ihre etwaigen Antikenkabinete vertauschen. Das Casino in Villa Ludovisi z. B., wo der berühmte kolossale Kopf der Juno sich befindet, übertrifft an Reichthum anerkannter Antiken gewiß jedes deutsche Kunstkabinet. Eine der schönsten hier aufbewahrten Marmorgruppen ist die des Pätus und der

Arria. Sie stellt einen Mann der, welcher seine Gattin umbringt und dann selbst Hand an sich legt. Nach dem Gesichtsausdrucke der Figuren zu schließen sind sie barbarischen Ursprungs und dies hat zu der Annahme Anlaß gegeben, daß beide sich tödten, um der Sklaverei zu entgehen. Die Gruppe ist so vollendet, daß sie neben dem sterbenden Fechter wenig verlieren möchte. Ferner befinden sich hier mehrere vortreffliche Statuen, wie Venus, Apollo, Aeskulap, ein sitzender Mars, ein Bacchus, eine Agrippina rc. und in einem kleinen Gartenhause ein Deckengemälde al fresko von Güercino: Aurora, den Morgen heraufrufend, nebst einer Menge Landschaften von Domenichino und Guercino.

In Villa Albani, wo Winckelmann lebte, ist die Zahl der Alterthümer so groß, daß ich selbst auf die Erwähnung einzelner verzichten muß. Ihre vortreffliche Aufstellung ist großentheils nach Winckelmanns Angabe besorgt. Der höchst geschmackvolle Palast mit Treppen, Gängen und Zimmern, die Nebengebäude, alle von ansehnlichem Umfange, strotzen von den herrlichsten Gebilden griechischer und römischer Künstler, von Statuen, Büsten, Gruppen, Reliefs, Vasen, Satyrtänzen, Bacchuszügen rc. Nur zwei Gegenstände will ich namentlich anführen, da sie die einzigen sein mögen, die es gibt: die halbe Statue des Aesop, charakteristisch durch den sprechenden Ausdruck des

eigenthümlich klugen, schlauen, verschmitzten Gesichtes. — Schön freilich kann ich die Statue nicht finden, da ein nackter Buckliger für meinen Geschmack immer ein abstoßender Gegenstand bleibt — und als zweite Merkwürdigkeit nenne ich eine Meta, die einzige, welche ganz erhalten auf unsere Zeit gekommen ist.

Villa Borghese, ebenfalls mit einem sowohl an Werken der Skulptur wie Malerei reich versehenem Casino, ist vorzüglich als öffentlicher Spaziergang ausgezeichnet. Von Umfang groß, mit reizenden Baumgruppen und breiten Gängen geschmückt, steht sie zu jeder Stunde des Tages Jedem unentgeltlich offen und gewährt auf manchen Punkten anziehende Aussichten auf einen beträchtlichen Theil der Stadt.

Noch schöner durch ihre hohe freie Lage auf den Höhen des Janiculus ist die Villa Pamfili-Doria, mit anmuthigen Wasserkünsten, prächtigen Spaziergängen und einem schönen Pinienhaine, deren graziöse Nadelfächer in der Luft ein melodisches Säuseln hervorbringen. Der Palast enthält wenige, doch werthvolle Antiken, unter denen mir der Marsyas bedeutend erscheint. Die Villa, an zwei Stunden im Umfange haltend, breitet sich über einen ansehnlichen Theil des gegen die Tiber schräg abfallenden, in kleinen Thälern und Hügeln sich anmuthig abstufenden Janiculus aus und bietet dadurch einen Totalanblick auf das gegen-

überliegende alte und neue Rom. Im Alterthum befanden sich hier die Gärten des Kaisers Galba.

Nicht minder reizend gelegen ist Villa Mattei auf dem Cölius, mit weitläuftigem Garten und herrlicher Aussicht auf die Ruinen der Thermen Caracalla's. In einem der Zimmer des nicht zum besten gehaltenen Palastes, der manche antike Büste und einen großen Sarkophag mit prächtigen Skulpturen bewahrt, überrascht das aus Holz sehr sauber gearbeitete Modell des Colosseums, wie es vor seiner Zerstörung gewesen ist. Als Kunstwerk will ich dieses Modell, das einen bedeutenden Umfang hat, nicht hoch stellen, sein Werth besteht darin, daß er uns eine sehr instruktive Ansicht dieses größten Amphitheaters der alten Welt gewährt und wesentlich dazu beiträgt, uns in den so grausam zerstörten Ruinen dieses erhabenen Baues mit Leichtigkeit orientiren zu können. Selbst die unterirdisch angebrachten Gemächer für die wilden Thiere, die Einrichtung der Käfige und die Maschinerie, mittelst welcher sie beim Beginn der blutigen Spiele in die Arena heraufgewunden wurden, fehlen nicht. Im Garten steht ein kleiner Obelisk, der vor Erbauung der Villa den Platz des Capitols geschmückt haben soll. —

Bei einem Besuch im Palast Corsini, historisch denkwürdig als Wohnung der Königin Christine, die hier ihre philosophischen Cirkel hielt, traf ich den Abbate wieder.

Dieser Palast gehört zu den größten und reichsten Rom's, seine Gemäldesammlung zu den werthvollsten. Der Abbate begleitete mich durch die lange Flucht der stattlichen Zimmer, diesmal weniger von Kunst als von den vortrefflichen Geistesgaben der schwedischen Königin sprechend, die er mit beredtem Munde pries. Lächelnd behauptete er, daß die Rückkehr dieser geistvollen Frau in den Schooß der katholischen Kirche doch ein schlagender Beweis von deren Vortrefflichkeit sei, da selbst die Tochter des lutherisch gesinnten Gustav Adolph, des fanatischsten Vorkämpfers der Ketzer des siebzehnten Jahrhunderts, nicht Anstand genommen habe, diesen bedeutenden Schritt zu thun, der bei ihr mehr als bei Andern habe auffallen müssen. So siege immer die bessere Einsicht und die Geschichte selbst wisse bisweilen die Fehler hervorragender Menschen durch die versöhnenden Schritte ihrer noch hervorragenderen Kinder wieder gut zu machen. Der gute Mann ruhte nicht, bis ich ihm versprach, die Krypten der Peterskirche zu besuchen, wo er denn nicht versäumte, an dem Sarge der schwedischen Königin abermals ein langes Loblied zu singen. Auch am Grabmale Kaiser Otto's III., das ebenfalls hier zu sehen ist, stand er still, begnügte sich jedoch, mit sonderbarem Gesichtsausdrucke den Kopf zu schütteln. Mir schien, als wolle es dem geborenen Römer nicht be-

hagen, daß vor deutscher Heldenkraft in der Person dieses Kaisers die römische Unabhängigkeit sich beugen mußte.

Ein Ausflug nach Frascati, dem Tuskulum der Alten, wo Cicero eine prächtige Villa besaß, von der noch ansehnliche Trümmer vorhanden sind, nach Grotta Ferrata und Bocca di Papa mußte des unbeständigen Wetters wegen, das in den letzten Tagen meines Aufenthaltes in Rom einfiel, unterbleiben. Der Abbate, der sich mir zum Begleiter dahin angeboten hatte, suchte mich nun auf andere Weise zu entschädigen, indem er mich in mehrere der größten, ältesten und sehenswerthesten Kirchen führte. Als solche nenne ich Santa Maria Maggiore auf dem viminalischen Hügel. Sie ist eine der vier Patriarchalkirchen Rom's, schon im vierten Jahrhundert erbaut und führt auch den Namen „zur Krippe," weil sie die Wiege Christi besitzen will. Gesehen habe ich diese Reliquie nicht. Zweiundvierzig weiße Marmorsäulen ionischen Styls theilen sie in drei Schiffe, Mosaiken von schöner Arbeit schmücken den Fußboden, Freskogemälde zieren Decke und Wände. Unter den Kapellen zeichnen sich die Sixtus V. und der Familie Borghese gewidmeten aus.

In ihrer Nähe liegt die Kirche S. Prassede, deren Ursprung man nicht kennt. Ihr Inneres bildet ebenfalls drei Schiffe. Im linken Seitenschiff zeigte mir der Abbate eine Marmorplatte, deren sich der heilige Praxedis, von

dem sie den Namen hat, als Bett bedient haben soll. Eine ihrer Seitenkapellen heißt capella della collonna, und hier deutete mein Begleiter mit triumphirendem Blick auf eine Säule, von der er wissen wollte, daß sie dieselbe sei, an welcher Christus in Jerusalem auf Befehl des Pilatus gegeißelt wurde.

Für die erste Kirche der Christenheit wird bekanntlich die Lateranskirche, S. Giovanni in Laterano, gehalten, weshalb jeder neugewählte Papst durch feierlichen Triumphzug von ihr Besitz nimmt. In ihr werden die ältesten, der katholischen Kirche heiligsten Reliquien aufbewahrt, der Stab Mosis, die Häupter der Apostel Petrus und Paulus 2c. Sie ward mehrmals durch Feuer und Erdbeben zerstört, jedesmal prachtvoller wieder hergestellt und verdankt ihre jetzige Gestalt und Ausschmückung Pius IV. und Clemens XII. Die kolossalen Statuen der zwölf Apostel schmücken ihr Inneres, nebst einer großen Menge von Denk- und Grabmälern. Im Klosterhofe werden als hochheilige Reliquien unter anderen die bei der Kreuzigung Christi geborstene Säule und ein marmorner Altar gezeigt, in den eine fallende Hostie ein Loch gemacht hat!

Zuletzt mußte ich noch im Klosterhofe der Kirche S. Pietro in montorio auf dem Janiculus den kleinen zierlichen Tempel Bramantes mit dem Abbate besuchen,

der auf der Stätte errichtet worden ist, wo der Legende nach der heilige Petrus den Kreuzestod erlitt. Die Lage dieser Kirche ist die schönste in ganz Rom. Von ihrem Vorhofe rief ich der unter mir ruhenden Weltstadt, die ich nach allen Seiten von Ponte Molle bis zur Pyramide des Cestius überblickte, in schöner stiller Abendstunde den letzten Gruß aus solcher Höhe zu, die trübe Gewißheit im Herzen tragend, daß ich wohl schwerlich ein zweites Mal im Leben das Glück haben würde, diesen erhabenen Ort nochmals zu betreten.

II.

Gregor XVI. und Rom's Stimmung in den letzten Monaten seines Lebens. Katholicismus und Jesuitismus. Was hat Rom und die römische Kirche von Pius IX. zu erwarten?

Ich habe noch das Glück gehabt, das altkirchliche Rom zu sehen, jenes Rom, auf das man in Deutschland mit Furcht, Entsetzen und Abscheu hinblickte, das man für ein scheußliches Nest giftiger Natternbrut hielt. Mit dem Ableben Gregor's XVI. und der Besteigung des Stuhles Petri durch den liberalen Pius IX. hat diese Ansicht von Rom sich bei uns wesentlich geändert. Die bisherigen Reformen des neuen Papstes haben sogar Erwartungen rege gemacht, an die selbst die phantastischsten Schwärmer sonst nie zu denken wagten. Das verabscheute Rom unter dem streng hierarchischen Regiment Gregors XVI. ist plötzlich über Nacht wie durch ein Wunder ein weithin leuchtender Hoffnungsstern geworden, nach dessen Licht sich Unzählige sehnen, unter dessen belebendem Strahl sie eine

neue Aera für weltliches und kirchliches Regiment anbrechen sehen.

Werfen wir einen Blick zurück auf Rom unter den letzten Monden der Gregorianischen Regierung und betrachten wir die damalige Lage des Kirchenstaates. Gregor XVI. war ein strenger, orthodox katholischer Papst, mit zäher Willenskraft aus innerster Ueberzeugung an dem Alten festhaltend, ein erbitterter Feind allen Umsturzes, aller Neuerungen, sie mochten einen Namen führen, welchen sie wollten. Die Verherrlichung und Ausbreitung der Kirche Christi in der Gestalt, wie sie die Concilien nach und nach ausgebildet haben, war höchster Zweck seines Lebens. Der Erreichung dieses Zweckes brachte er große Opfer, und es muß zugegeben werden, daß unter seiner sechzehnjährigen Regierung die römisch-katholische Kirche in allen Ländern des Erdbodens außerordentliche Fortschritte gemacht hat. Diese Triumphe der Kirche waren Gregor's Stolz und Freude; andere Genüsse hat er schwerlich gekannt noch je ernstlich darnach verlangt.

Gregor XVI. blieb auch auf dem päpstlichen Throne der Mönch Mauro Capellari, fromm bis zur Bigotterie, ein Freund theologischer Gelehrsamkeit, gern forschend und lesend in den heiligen Ueberlieferungen der Kirche, aber fern allem tieferen Verständniß der neuen Zeit mit ihren Wünschen und Forderungen. Er war unstreitig ein ehren-

werther Hoherpriester, aber ein schlechter Diplomat. Wenn nur der Glanz der Kirche sein Auge mit Begeisterung erfüllte, hörte und sah er nicht den drohenden Verfall des unglücklichen Landes, zu dessen weltlichem Herrscher ihn die Vorsehung berufen hatte.

Mauro Capellari bestieg den Stuhl Petri, als er selbst schon an der Schwelle des Greisenalters stand, und zwar in einer politisch so aufgeregten Zeit, daß es auch einem energischeren, umsichtigeren, politisch klügeren Charakter schwer geworden sein würde, die gährenden Elemente des Kirchenstaates zu beruhigen. Während die Hymnen und Psalmen in Sanct Peters Dome um das Haupt des neu Gekrönten rauschten, empörten sich die Legationen gegen ihn, und als er als fertiger Papst die Kirche verließ, war er faktisch nicht viel mehr, als Herrscher der Stadt Rom. Der Aufstand wurde mit Hilfe Oesterreich's unterdrückt, die abgefallenen Legationen huldigten wieder ihrem weltlichen Oberhaupte, aber in Gregor's Seele blieb eine trübe Misstimmung zurück, die ihn bis zu seinem späten Tode nie mehr verließ. Er mistraute Allen, die er nicht ganz genau kannte und von deren Gesinnung er sich nicht selbst überzeugt hatte; er argwöhnte in der unschuldigsten Bewegung lebhafter Geister revolutionäre Umtriebe, und dieser finstere Argwohn, dieses ihn ganz beherrschende Mistrauen war Schuld, daß sich die Kerker Rom's

täglich mit Gefangenen anfüllten, daß die Zahl der Galeerensklaven die ungeheure Zahl von 45,000 erreichte!

Gregor XVI. war im strengsten Sinne des Wortes Hierarch, durch und durch Hierarch. Nur Priester und zwar Priester, die im starren Festhalten am kalten seelenlosen Buchstaben das Heil der Kirche suchten und fanden, umgaben ihn. Ihren Einflüsterungen lieh er ein williges Ohr, durch ihre Vermittelung herrschte und regierte er, nach seinem Dafürhalten gut und gerecht, nach dem unbefangeneren Urtheile der Welt nach vorgefaßten Meinungen, mehr als Tyrann wie als Vater. Er war ein Oberhirt der Kirche, kein milder Vater seiner Unterthanen. Dennoch liebten ihn die ihm näher stehenden Römer aufrichtig, da sie seine Tüchtigkeit als Mensch, seine Tugenden als Privatmann anerkennen mußten. Sie schieden in Gregor sehr scharf den Papst als Kirchenoberhaupt vom Papst als weltlichen Herrscher. Vor jenem warfen sie sich demüthig in den Staub und drängten sich schaarenweise an den Ort, den sein geheiligter Fuß berührt hatte, um die gesegnete Stelle zu küssen, während sie über diesen die schmählichsten Schimpfworte, selbst an öffentlichen Orten und im Beisein von Priestern ausstießen.

Unsere Vorstellungen im protestantischen Deutschland von dem Wesen der römischen Kirche in Rom selbst sind zum großen Theil irrige. Wir meinen, die Einwohner

des Kirchenstaates und im Allgemeinen die Italiener überhaupt seien es überdrüssig das, was wir das Joch der Kirche, d. h. das römische Priesterthum nennen, noch fernerhin zu tragen, weil wir aus den Zeitungen wissen, daß sie unzufrieden sind und revolutioniren wollen. Diese Annahme entbehrt allen Grundes und ist durchaus falsch. Die Unkenntniß römischen Wesens, römischen Charakters, römischer Sitte und Gewohnheit läßt uns so ganz verkehrten Ansichten nur deshalb huldigen, weil sie unserer Eitelkeit schmeicheln. Der kürzeste Aufenthalt inmitten dieses Volkes bringt uns alsbald eine ganz andere Meinung bei.

Vor Allem hat man zu unterscheiden zwischen Katholicismus und Jesuitismus, die man in protestantischen Ländern häufig genug bald mit bald ohne Absicht verwechselt. Das warm klopfende Herz des Römers, in dem und durch welches er lebt, ist der Katholicismus, und zwar jener sinnlich poetisch verklärte Katholicismus, der seine den ganzen Menschen betäubende Pracht nirgends imposanter entfaltet, als in den Marmorbasiliken Rom's. Man werfe mir hier nicht ein, daß ein vernünftiger Mensch an dies flimmernde, blos die Sinne kitzelnde nutzlose Beiwesen unmöglich glauben, noch weniger sich davon erhoben fühlen könne. Nur der prosaisch nüchterne Verstandesmensch darf mit solcher Behauptung hervortreten. Der

phantasievolle, dem Schönen, Glänzenden, Wunderbaren und alle dem, was durch die Sinne auf den Geist wirkt, glühend ergebene Südländer will just dieses Beiwerk, das der Protestantismus, mich dünkt bisweilen allzu rigoristisch, als dummes Zeug verwirft. Darüber mit ihm rechten zu wollen, wäre Thorheit. Wir müßten zuvor seinen Charakter, seine ganze Physis, das sonnige Klima, unter dem er lebt und das ihm eben eine reizbarere Sinnlichkeit als uns verliehen hat, ändern können. Die Bewohner Italiens sind geborene Katholiken und ich spreche es hier als meine feste Ueberzeugung aus, daß der römische Katholicismus immer die heiß geliebte Religionsform dieses Volkes bleiben wird.

Anders verhält es sich mit dem Jesuitismus. Unter Gregor XVI. standen Jesuiten am Steuer des Kirchenschiffes. Der Papst selbst war ihr Freund, Beschützer und Verehrer. Der schlauen Thätigkeit dieses klugen Ordens verdankte er manchen geheimen Sieg. Sie waren seine Rathgeber, die Vollstrecker seiner Befehle, und den Vorschriften ihrer Brüderschaft gemäß mußten sie jede freiere Regung, die etwa im Volke auftauchte, mit Energie unterdrücken. Im schweigsamem, geheimen Handeln suchte der Jesuitismus von jeher seine Stärke. Die Inquisition war unter Gregor XVI. gefürchtet, ihren Lenkern und Vollstreckern, den Jesuiten, wichen die Römer gern

aus. Sie hatten das Volk gegen sich, weniger ihrer Grundsätze wegen, als weil sie den Papst mit tausend Fäden umspannen und den greisen Mann nach Willkür leiteten. Gregor würde glücklicher, sein Volk mit ihm zufriedener gewesen sein, hätte er nicht Jesuiten zu Rathgebern gehabt.

Vielleicht aber hätte man auch dies noch geduldig ertragen, wären nicht alle Staatsämter in geistliche Hände übergegangen und dadurch jeder Nichtgeistliche für immer von der Verwaltung ausgeschlossen worden. Diese ohne Zweifel jesuitisch klug berechnete Maßregel erbitterte die Römer und machte ihnen das weltliche Regiment Gregor's XVI. verhaßt. Diese unselige, politisch verdammungswürdige Maßregel sog das Land aus und belastete den Staat mit einer erdrückenden Schuldenmasse. In Gregor's fünfzehnjähriger Regierung wuchs die Staatsschuld um 30 Millionen Scudi. Erst kurz vor seinem Tode ward eine neue Staatsanleihe von 2 Millionen Scudi durch den Fürsten Torlonia contrahirt.

Während durch dieses verkehrte Regierungssystem nur der geistliche Stand bereichert wurde und prunkvoll aller Orten einher stolzirte, verarmte das Volk von Jahr zu Jahr mehr. Handel, Gewerbe und Industrie lagen darnieder, Ackerbau gab es in manchen Strichen des Kirchenstaates gar nicht. Dagegen florirte Straßenraub und

Bettelei. Das Heer der Bettler wuchs mit jedem Tage. In den Straßen Rom's lagerten sie zu hunderten. An den Kirchthüren, wo meistentheils vom Papst privilegirte Bettler postirt waren, erhoben sie unter kläglichem Gewinsel von jedem Eintretenden eine Art Zoll. Man gab ihnen, um sie nur los zu werden, denn ihre Zudringlichkeit überstieg alle Vorstellung und war aus Reinlichkeitsrücksichten gefährlich.

Dieser trostlose Zustand des Landes, der mit jedem Monate trauriger, verworrener und staatsgefährlicher ward, mußte die wahren Patrioten mit Furcht und Trauer erfüllen. Mancher that kühne Schritte, die ihm seine Freiheit kosteten. Die edelsten Männer, die Blüthe der Jugend, eine schönere Zukunft herbeiwünschend und in diesem Sinne handelnd, fielen dem Gericht anheim und wurden in sehr beliebiger Weise unter die Galeerensklaven enrollirt.

So ungefähr war die Lage des Kirchenstaates in den letzten Monaten Gregor's XVI. beschaffen. Wer in Rom nur die Straßen auf- und niederging, die Museen besuchte oder in den Kaffeehäusern plauderte, merkte freilich wenig von der bedenklichen Stimmung, die unter der Masse herrschte. Bei einiger Aufmerksamkeit konnte man aber häufig modern gekleidete Römer, die sich unbeobachtet glaubten, lebhaft die Frage discutiren hören: Was soll

aus uns, was aus dem Staate werden, wenn dieses Regiment noch lange fort dauert? Die Antwort darauf war leicht zu geben. Die Existenz des Papstes als weltlicher Herrscher stand auf dem Spiele. Der Versuch eine Republik zu errichten auf den Trümmern des zusammenbrechenden Papstthumes, wie Brutus sie auf dem umgestürzten Throne der vertriebenen Könige gründete, dieser Versuch mochte in den Köpfen Vieler spuken. Entschiedene Schritte unterblieben, weil allen Anzeichen nach dem Leben Gregor's keine lange Dauer mehr zu prophezeihen war.

Begreiflicherweise befand sich der Klerus und die klerikale Partei bei dieser Sachlage sehr wohl. Die Kirche, d. h. die Priesterherrschaft herrschte ausschließlich und wenn dieser Herrschaft der große Erfolg früherer Zeiten fehlte, wo Fürsten und Völker sich zitternd vor der Hierarchie beugten, so lag dies nur an dem veränderten Zeitbewußtsein, das keine Censur und Inquisition ganz unterdrücken kann, und das sich mithin auch in die Mauern der alten Weltstadt auf tausend Wegen einzuschleichen wußte. Es ist mir von vielen Seiten versichert worden, daß die päpstliche Regierung ganz und gar keine Freude habe an dem Zuströmen so vieler Fremden, allein, wie dem steuern? Man mußte stillschweigend geschehen lassen, was in keiner Weise zu hindern war. Man mußte sich die Miene geben, als freue man sich der Anziehungskraft, die Rom

auf alle Nationen ausübt, während man im Herzen darüber grollte. Es scheint mir nicht unwahrscheinlich, daß ein Hauptgrund der hartnäckigen Weigerung, Eisenbahnen anzulegen, in der Furcht lag, es möchten mit Vollendung dieser welt- und völkerverknüpfenden Schienenwege alle bisher so mühsam aufrecht erhaltenen Verkehrsschranken rettungslos zusammen stürzen und die Macht der neuen Ideen verheerend über Rom hereinbrechen und dem Volke Aufklärung aller Art beibringen.

Die Presse war vom Klerus in strenge Fesseln geschlagen. Römische Zeitungen enthielten in kindisch dürftigen Auszügen die corruptesten Nachrichten von den politischen und religiösen Bewegungen in den nichtitalienischen Staaten. Die neuesten reformatorischen Bestrebungen Deutschlands waren außer der Priesterschaft sicher nur den Gebildetsten dunkel bekannt. Das Volk hatte nicht die geringste Ahnung davon. Auch schwiegen die römischen Zeitungen hartnäckig darüber, nur der Spaltung im Schooße des Protestantismus, der Lichtfreunde, gedachten sie bisweilen in lakonischer Kürze.

Was im Innern des Kirchenstaates, namentlich in den stets unruhigen Legationen, in der Mark Ancona und der Romagna geschehen sein würde, wenn Gregor XVI. noch Jahre lang am Ruder des Staates geblieben wäre, wage ich nicht zu entscheiden. Sein Tod war jedenfalls

für den römischen Staat, wie für ganz Italien, ein Glück. Er hatte seine Zeit, hatte sein Volk überlebt. Ruhig und mit der Ueberzeugung, nach bestem Wissen und Gewissen für das Heil der Kirche gelebt und gewirkt zu haben, konnte er von dem hart bedrängten Stuhle Petri herabsteigen. Mit seinem Tode trat der Staat, nicht die römisch-katholische Kirche in eine neue Phase der historischen Entwickelung.

Was seitdem geschehen ist, weiß die gesammte gebildete Welt. Es sei mir nur erlaubt, hier noch einige Bemerkungen in Bezug auf die bisherigen Reformen Pius IX einzuschalten.

Die Wahl dieses verhältnißmäßig jungen Mannes zum Papst halte ich für keine blos zufällige. Das Cardinalscollegium kannte die Gefahr sehr genau, die dem Staate drohte, wenn ein Mann von den politisch-orthodoxen Grundsätzen Gregor's den erledigten päpstlichen Thron wieder bestieg. Man begriff die Nothwendigkeit, den Bewegungen der Zeit und den laut ausgesprochenen Wünschen des Volkes durch die Wahl eines kräftigen, aufgeklärten, wohlgesinnten Papstes Concessionen zu machen und es dadurch mindestens zu ruhigem Warten zu nöthigen. Daß sich das Cardinalscollegium in der Person des Erwählten geirrt haben solle, scheint mir nicht wahrscheinlich, denn wie man auch von diesen purpurumflossenen

Fürsten der Kirche danken mag, Klugheit, Umsicht und feine geistige Spürkraft muß man ihnen unbedingt zugestehen. Weniger, dünkt mich, hat die nichtkatholische Welt die Sendung Pius' IX begriffen, da sie von ihm Dinge erwartete, die bei ruhiger Erwägung der Verhältnisse gar nicht zu erwarten waren.

Der neue Papst hat binnen wenigen Monaten den Kirchenstaat politisch beinahe völlig umgestaltet. Er gab die Staatsgefangenen durch eine Amnestie, die an Großsinnigkeit fast beispiellos in der Geschichte dasteht, der Freiheit und ihren Familien wieder. Er entriß das Scepter der Gewalt der blos klericalischen Partei und berief befähigte Laien zur Verwaltung von Staatsämtern. Er beschränkte die enormen Ausgaben, die den Staat an den Rand des Verderbens gebracht hatten und machte weise Vorschläge zur Verminderung und baldiger Tilgung der ungeheuern Schuldenlast. Er gab ohne Säumen die Erlaubniß, Eisenbahnen anzulegen, um den Verkehr zu heben, dem Handel neue Bahnen zu öffnen. Er sorgte für größere Sicherheit des Landes und setzte der entsittlichenden Bettelei dadurch ein Ziel, daß er die wirklich Arbeitsunfähigen in Hospitälern unterbringen, den Arbeitsfähigen Beschäftigung anweisen ließ. Selbst die Bande der gefesselten Presse lockerte er. Dies Alles geschah nach reifer Ueberlegung und mit vollkommener Kenntniß der Wünsche

seiner Unterthanen. Seine Reformen waren durchgängig volksthümlich und national. Sie trugen aber ausschließlich eine rein politische Farbe. Wenn demnach Einzelne aus dem Klerus sich dagegen auflehnten, so beweist dies noch nicht, daß die Prälaten sich in dem erwählten neuen Papst getäuscht, daß sie ein ganz anderes Auftreten von ihm erwartet haben. Das Cardinalscollegium ist sicherlich von der Nothwendigkeit dieser politischen Reformen so gut wie der Papst selbst überzeugt.

Wir haben wiederholt in den Zeitungen gelesen, daß die Väter der Gesellschaft Jesu über das reformatorische Auftreten des Papstes höchlichst erzürnt seien. Diese Behauptung klingt weit wahrscheinlicher, als sie probehaltig ist. Pius IX trat den Institutionen dieses Ordens nirgends zu nahe, er ließ nur einige unbedeutende Beschränkungen eintreten, indem die Erziehung der Jugend den Jüngern Loyola's nicht ausschließlich überlassen sein sollte. War dies Abneigung gegen den Orden oder politische Klugheit? Ich halte es für letztere. Wenn das Ausland, wenn vorzugsweise das protestantische Deutschland darin eine Demonstration gegen jenen einflußreichen Orden erblickte, so scheint mir darin eine Verkennung der päpstlichen Stellung zu liegen. Die Erscheinung eines politisch liberalen Papstes, der freiwillig selbst die Initiative ergreift und sich zum Reformator aufwirft, ist schon an sich so

überraschend, so eigenthümlich großartig, daß es unbesonnen sein würde, wollte er mit kecker Hand auch an den Pfeilern zu rütteln beginnen, die seit so langer Zeit eine der festesten Stützen der römischen Kirche, der hierarchischen Macht gegenüber der geistigen Bewegung sind, die immer und ewig mit ihr im Kampfe liegen wird. Jedenfalls wäre es höchst unpolitisch, wollte der Papst eine so mächtige und einflußreiche Congregation, wie die Jesuiten sie bilden, sich zum Feinde machen. Die politische Weisheit, die Pius IX bisjetzt bei allen seinen Handlungen an den Tag gelegt hat, wiederspricht solcher Annahme auf das Bestimmteste.

Der Geist des Fortschritts triumphirt, daß auf dem Stuhle Petri ein Mann sitzt, der ihm verwandt ist. Der liberale Pius IX ist ein Liebling aller Religionsbekenntnisse geworden! Es wäre hart, vielleicht auch ungerecht, wenn man an der Aufrichtigkeit der Gesinnung des päpstlichen Reformators zweifeln wollte, die Annahme aber, es könne möglicherweise bei allen Verbesserungen blos der politische Verstand, nicht das Herz thätig gewesen sein, darf wenigstens gestattet werden. Machiavellismus verbarg sich schon mehrmals unter der Tiara, um vor äußern Stürmen gesicherter zu sein; er kann sich auch in die politische Reform einwühlen, wenn diese der Grundstein ist, um ein wankend gewordenes Gebäude wieder neu zu

befestigen. Pius IX ist so klug, daß man ihn für schlau halten darf, ohne seiner Charaktergröße damit zu nahe zu treten oder seine Verdienste irgend wie schmälern zu wollen.

Gehen wir jetzt noch einen Schritt weiter und fragen: wird der politische Reformator auch ein kirchlicher werden? Darf er kirchliche Reform erstreben wollen? — In Deutschland haben Viele daran geglaubt, haben Manche es bestimmt erwartet. Aus zwei Gründen, fürchte ich, wird diese Erwartung nie in Erfüllung gehen.

Politische Reform im Kirchenstaat war eine unabweisbare Nothwendigkeit. Das morsche Staatsgebäude mußte zusammenbrechen über kurz oder lang, wenn nicht eine kräftige Hand das alte Gebälk niederriß und energisch, fest, furchtlos ein neues aufführte. Das wußten die Kirchenfürsten und weil sie überzeugt davon waren, beriefen sie denjenigen aus ihrer Mitte auf den päpstlichen Thron, der die Kraft, den Willen und die Klugheit dazu besaß, ein so schwieriges Werk glücklich durchzuführen. Sie wählten einen Sohn Rom's, um Rom zu beruhigen. Der Erfolg hat gelehrt, daß der Calcul der klugen Kirchenfürsten ein richtiger war. Es konnte aber nicht die Absicht dieser Männer sein, zugleich einen kirchlichen Reformator, der gleichbedeutend sein würde mit einem Ketzer, auf den Stuhl Petri zu setzen.

Als Hoherpriester der Kirche ist der Papst Statthalter Christi auf Erden. In seiner Hand liegt nach katholischem Begriff das Wohl und Wehe der Kirche. Diesen von den Concilien gefesteten und zur kunstreichsten Form, die je eine menschliche Einrichtung gehabt hat, ausgebildeten Bau anfechten, ändern, verbessern wollen, hieße das Gebäude der römisch-katholischen Kirche erschüttern und ihre Weltherrschaft vernichten. Ein Papst, der so beispiellos kühn und geistig frei wäre, daß er sich zu einem solchen Schritte entschließen könnte, hörte auf Papst zu sein. Er würde als Märtyrer, vielleicht von Millionen bewundert und angebetet, todt an den Stufen seines Thrones niederstürzen.

Will Pius IX. sein Volk beglücken dadurch, daß er ihm freiere Institutionen gibt, daß er Aufklärung und Bildung in weitestem Kreise zu verbreiten sucht, daß er die rohe Masse dem trägen gedankenlosen Hindämmern entreißt und allem Volk Quellen reichlicheren Erwerbes zu eröffnen weiß; so darf er nichts mehr, als weiser politischer Reformator sein und werden wollen. Zum Gedeihen seines großartig begonnenen Werkes muß er sich seinem Volk erhalten, und dies kann nur geschehen durch jene besonnene Mäßigung, die bis jetzt all seine Schritte bethätigen.

Gesetzt aber auch, es dämmerte im Hintergrunde seiner Seele der Wunsch nach kirchlicher Reform auf, so

würde er diesen Wunsch auch deshalb unterdrücken, weil dem römischen Volk mit Verwirklichung desselben nicht gedient wäre. Der Römer duldet den Jesuitismus, wenn er ihm nicht zu unbequem wird, aber er liebt, er verehrt, er betet den Katholicismus an. Reform dieses dem feurigen Volke so lieb gewordenen, so zusagenden, in Fleisch und Blut übergegangenen Cultus würde nicht blos seinen Enthusiasmus für den politisch freisinnigen Herrscher abkühlen, sondern tausend fanatische Feinde in der Mitte des Volkes aufstehen lassen, und erläge ein Papst als Reformator der Kirche nicht dem Klerus, so würden die empörten Laien den zum Ketzer gewordenen Statthalter Christi niederschlagen.

Pius IX. ist zu genau vertraut mit den kirchlichen Verhältnissen und kennt die Herzen der Menschen, und zumal seiner Unterthanen viel zu gut, als daß er sich je zu so groben Misgriffen verleiten lassen könnte. Bereits hat er der Welt verkündet, in welchem Sinne er das Oberhirtenamt der Kirche zu verwalten gedenkt. Sein apostolisches Rundschreiben an alle Bischöfe der Erde ist sein Glaubensbekenntniß und diesem ist der Stempel des Papstthums so deutlich aufgedrückt, daß es Sixtus V. eben so gut, als der liberale Pius IX. verfaßt haben könnte.

III.

Der deutsche Künstlerverein.

In bedeutenden Städten fremder Länder trifft man unter den Reisenden außer Engländern bei weitem Deutsche in größter Anzahl. Die Wanderlust scheint den germanischen Stämmen angeboren zu sein. Alle Nationen romanischen Ursprungs sitzen viel ruhiger oder beschränken sich auf bestimmte Bezirke, die sie ein- oder mehrmals im Leben besuchen.

Rom als Werk- und Bildungsstätte der Kunst lockte seit Jahrhunderten Schaaren von Ausländern in seine Mauern, und viele von diesen fühlen sich so wohl und heimisch in der Weltstadt, daß sie Jahre lang Hütten daselbst bauen, ja, sich wohl gar lebenslänglich ansiedeln. Dadurch haben sich eine Menge ausländischer Colonien in Rom gebildet, die nun wie kleine Sprachinseln im großen Strom des italienischen Sprachoceans umherschwimmen. Unter diesen Colonieen ist die deutsche wiederum unbestrit-

ten die größte. Sie mag leicht an dreihundert Köpfe zählen. Die Skandinavier, aus Dänen, Schweden und Norwegern bestehend, wird ihr der Zahl nach am nächsten kommen, Franzosen und Russen mögen ziemlich gleich stark vertreten sein, England dagegen liefert, wenn man seine Touristen abrechnet, zum Künstlercontigent sicher die wenigsten Mannschaften. Ob Spanier und Portugiesen in Rom bleibende Colonieen gegründet haben, weiß ich nicht, zweifle aber daran, da mir auch nicht ein Repräsentant dieser Nationen daselbst begegnet ist.

Hielten unsere Landsleute so fest und innig zusammen, wie es Franzosen, Russen und Skandinavier thun, so müßte das Leben in Rom für jeden aus Deutschland kommenden Reisenden das angenehmste von der Welt sein. Auch würde unsere Nation dann ein Corps bilden, das Jedermann, am meisten aber den Römern, die deutsche Sprache, deutsche Sitten und deutsche Menschen entschieden hassen, Respekt einflößen würde. Leider aber hat der Deutsche wenig Ursache, unter fremder Nation seiner Abstammung sich zu rühmen! Den Hang, für sich allein zu leben, den ihm nicht genau bekannten Landsmann zu ignoriren, wenn er zufällig unter anderm Scepter steht, und eher mit Fremden zu fraternisiren, als den deutschen Bruder mit Frohsinn zu begrüßen und zu umarmen, schleppen die meisten Deutschen über die Alpen mit nach dem

schönen Welschland. Ist es mir doch vorgekommen, daß ich Deutschen, die Jahre lang in Rom lebten, mit denen ich täglich zusammentraf, kaum ein trockenes Ja oder Nein entlocken konnte. Mit Zweien oder Dreien nur hielten sie zusammen, mit diesen zechten sie in irgend einer versteckten finstern Osterie oder Trattorie, schimpften auf andere Landsleute und spielten so in altgewohnter Weise die deutschen Pfahlbürger in der Fremde, obwohl sie sonst gar nicht unter die Philister gezählt werden konnten.

Gleiche Bestrebungen sind aber doch so mächtig, daß sie auch Andersgesinnte zu einer Art von Einigung zwingen. Dieser nöthigenden Gewalt und dem Bewußtsein, daß eine Corporation unter fremdem Volke sich freier und stärker fühlt, als viele vereinzelt Stehende, mochte die bekannte Ponte-Molle-Ritterschaft ihre Entstehung verdanken. Irre ich nicht, so fand jeder nichtrömische Künstler Aufnahme in diesem Vereine, später ward sogar ein Zwang daraus, dem auch der Fremde, wenn er nur einige Wochen blieb, sich nicht entziehen konnte. Ohne Ritter von Ponte Molle geworden zu sein, durfte so leicht kein Ausländer, gleichviel ob er Künstler war oder nicht, Rom verlassen. Man hatte das Vergnügen, in Masse hinaus zu fahren nach der berühmten Tiberbrücke, zum Ergötzen, vielleicht auch bisweilen zum Entsetzen der Römer, zu toben und sich auf Kosten des jungen Ritters in kühlen-

dem Orvieto und heißem Monte Fiascone gütlich zu thun. Alljährlich, ich glaube am Stiftungstage des lustigen Ritterordens, ward ein gemeinsames Fest gegeben, gewöhnlich in den Gärten der Villa Poniatowski, und hier im Beisein zahlreicher Gäste, unter denen nicht selten auch deutsche Fürsten waren, in ächtem Künstlerübermuth der tollste Carnavalsscherz getrieben.

Nach und nach wurde die Theilnahme lauer, Humor und frohe Laune waren seltene Gäste, die Ritterfeste arteten in gewöhnliche bedeutungslose Trinkgelage aus, die weder Ritterschaft noch Publikum Freude machten. Der Orden mußte sich gestehen, daß er sich überlebt habe und am gescheidtesten thun werde, wenn er sich geräuschlos auflöse. Im Frühjahr oder Sommer 1845, so erzählte man mir, gingen die Ritter von Ponte Molle friedlich auseinander.

In Rom heimisch gewordene Deutsche, obwohl mit welscher Sitte vertraut und an sie gewöhnt, fühlten nun bald, daß es nicht gut sei, ohne allen Zusammenhalt, den Vereinigungen doch immer bilden, als Gast unter dem von deutschem Thun und Treiben so ganz abweichenden Volke zu leben. Mehrere traten zusammen, beriethen sich, entwarfen Statuten, luden die übrigen deutschen Künstler zu Berathungen ein und gründeten so den „Deutschen Künstlerverein in Rom," wie sich die neue Gesellschaft nennt.

Das größte Verdienst dieses in national deutschem Sinne gedachten Männervereines gebührt dem wackeren Architekturmaler Werner, einem geborenen Freiberger. Seinen angestrengten Bemühungen war es gelungen, die größere Anzahl deutscher Künstler zum Zutritt zu bewegen. Er selbst war von der neu organisirten oder vielmehr sich erst organisirenden Gesellschaft zum ersten Präsidenten ernannt worden.

Der „deutsche Künstlerverein" versammelt sich zu geselliger Unterhaltung jeden Abend in zwei geräumigen Zimmern der zum Palast Fiano gehörenden Trattorie. Niemand ist gezwungen zu erscheinen; wenn berathende Sitzungen gehalten werden sollen, wird besonders dazu eingeladen. Deutsche Fremde erhalten unentgeltlich auf einen Monat Zutritt, wenn sie von einem ordentlichen Mitgliede eingeführt werden. Bleiben sie längere Zeit in Rom und wünschen sie den „deutschen Künstlerverein" fortwährend zu besuchen, so können sie gegen Erlegung eines Scudo als intermistische Mitglieder in den Verein selbst aufgenommen werden. Ob sie als solche auch Sitz und Stimme bei vorkommenden Berathungen und Beschlüssen der Gesellschaft erhalten, weiß ich nicht bestimmt; trügt mich aber mein Gedächtniß nicht, so war es zu meiner Zeit solchen Interimsmitgliedern gestattet, in den öffentlichen Sitzungen mit zu reden und zu stimmen.

Dies waren ungefähr die Grundzüge des im Werden begriffenen neuen Vereines. Wahrscheinlich haben sich die damals noch sehr unvollständigen Statuten seitdem vielfach anders und besser gestaltet.

Für geistige Unterhaltung war nach Kräften gesorgt. Die Gesellschaft hielt von politischen Blättern die „Allgemeine Augsburger," die „Allgemeine deutsche Zeitung" und die „Sächsischen Vaterlandsblätter," wohl das radicalste Blatt, das je in Rom gelesen worden ist. Außerdem fand man das „Morgenblatt" mit seiner Kunst- und Literaturbeilage, die „Münchener fliegenden Blätter," „die illustrirte Zeitung," mehrere Broschüren, die neuesten Illustrationen der berühmtesten deutschen Meister- und Kupferwerke von bedeutendem Werth. Rund um die Wand des größeren Versammlungszimmers lief ein breiter Streif grauen Zeichenpapier's und auf diesem Papier wurden die Köpfe sämmtlicher wirklichen Mitglieder nach dem Schattenriß abgezeichnet. Ich habe nie eine Galerie interessanterer, ausdrucksvollerer und schönerer Köpfe gesehen. Die meisten schmückte ein wohlgepflegter voller mittelalterlicher Bart, ganz unbärtige erinnere ich mich mit Ausnahme von Professor Martin Wagners, des berühmten Bildhauers Portrait, keine gesehen zu haben.

Den Kern des deutschen Künstlervereines bilden die Trümmer der ehemaligen Pontemolleritterschaft; da sich

nun unter dieser eine Menge ausgezeichneter Männer skandinavischen Stammes befanden, so hielten es die Stifter des neuen Vereines für Pflicht, diese ohne Beanstandung in denselben aufzunehmen. Die germanische Stammverwandtschaft schien einen solchen Schritt nicht blos zu rechtfertigen, sondern zu fordern. Deutsche und Skandinavier hatten immer in bestem Einverständniß mit einander gelebt, eine nationale Abneigung oder Reibung war unter ihnen niemals ersichtlich gewesen. Um aber das nichtdeutsche Element nicht vorherrschend in einem Vereine werden zu lassen, der sich entschieden als ein deutscher gab, in welchem gewandte Handhabung der deutschen Sprache erste Bedingung der Aufnahmefähigkeit sein sollte, ward ein besonderer Paragraph in die Statuten aufgenommen, der dies aussprach. Russen, Franzosen und Italiener waren ausgeschlossen.

Nun wollte es der Zufall, daß ein Engländer, der die deutsche Sprache geläufig redete, zur Aufnahme sich vorschlagen ließ. Bei der Abstimmung über seine Aufnahmefähigkeit entspann sich eine lebhafte Debatte, die zuletzt so heftig ward, daß man die Wahl verschieben mußte. Man fand die in den Statuten enthaltenen Bestimmungen zu unklar und beantragte eine Revision derselben. Namentlich sollte der fragliche Paragraph schärfer

gefaßt und dabei erläutert werden, wen man für deutschen Stammes halten sollte, wen nicht.

Die zu diesem Behufe berufene Generalversammlung, der ich als Gast beiwohnte, war äußerst stürmisch. Es wurden darin Reden gehalten, so lang wie in unsern Kammersitzungen, und dabei Dinge zur Sprache gebracht, die klar bewiesen, daß sich Deutsche auch unter fremdem Volk nicht um ein Haar ändern. Einer der eifrigsten Redner suchte durch lange historische Deductionen darzuthun, daß, wolle man consequent sein, außer eingeborenen Deutschen auch jeder Däne, Schwede, Engländer, Norweger befugt sei, Aufnahme in den deutschen Künstlerverein zu fordern. Ferner möge man auch noch allen Denjenigen Zutritt gestatten, die unter deutscher Botmäßigkeit stünden, also Slaven, Magyaren und Lombarden.

Es war vorauszusehen, daß dieser Vorschlag großen Widerspruch finden werde. Man stritt herüber hinüber; Viele verlangten, daß künftig blos geborene Deutsche in den Verein aufgenommen, die bereits darin befindlichen Skandinavier aber ebenfalls als wirkliche Mitglieder betrachtet werden sollten. Dies gab neuen Anstoß. Das aufsätzige Dänenblut fühlte sich beleidigt, opponirte heftig und es kam, so viel ich weiß, zu einer solchen Spaltung, daß sämmtliche Dänen in der ersten Hitze auszutreten be-

schlossen. Ob sie ihren Entschluß später wirklich ausgeführt haben, ist mir nicht bekannt worden, da ich inzwischen Rom verließ. Mir zeigte aber dies ganze Verfahren, wobei man ohne Zweifel die besten Absichten hatte, abermals, daß es außerordentlich schwer hält, Deutsche unter Einen Hut zu bringen. Verhältnißmäßig war die Theilnahme, ich will nicht sagen, gering, aber flau. Sehr Viele besuchten die Gesellschaft gar nicht, Manche nur im Fluge. Und freilich war der bindende Kitt, wenn man die Landsmannschaft seitwärts liegen ließ, nicht haltbar genug. Mir schien ein geistiger Halt am meisten zu fehlen, der in dem kräftigen Bewußtsein, für deutsche Kunst in edelstem Sinne alle Kräfte gemeinschaftlich zu verwenden, wohl vorhanden gewesen wäre, hätten nicht bei Verschiedenen verschiedene Nebenrücksichten vorgewaltet. Die Gesellschaft trug zu sehr den Charakter eines deutschen Casino's. Das leidige Spiel war für die bei weitem größte Anzahl die Hauptunterhaltung des abendlichen Beisammenseins. Da konnte ich es freilich den origineIleren Köpfen nicht verdenken, daß sie die Osterien lieber aufsuchten, wo sie mindestens frisches Volksleben und anregendere Unterhaltung fanden.

Wie sich seitdem der deutsche Künstlerverein in Rom gestaltet haben mag, weiß ich nicht zu sagen.

Hoffentlich hat er die mancherlei Mängel, die ihm anklebten, zu beseitigen gesucht. Erstarkung ist ihm zu wünschen, damit der deutsche Name einen guten Klang bekomme und erhalte unter dem ihm feindlich gesinnten Römervolke.

VIII.

Rückkehr.

I.

Ueber Pisa durchs Arnothal nach Florenz. Kurzer Aufenthalt in dieser Stadt. Nach Venedig.

Wie ich zuerst der Peterskirche und dem römischen Forum meine Aufmerksamkeit zugewendet hatte, so waren es auch diese denkwürdigen Orte, von denen ich mit sehr gemischten Empfindungen zuletzt Abschied nahm. Auf den Trümmern des Palatin prägte ich meinem Geiste nochmals das großartige Bild der alten Weltstadt ein, träumte mich zum letzten Male in der Arena des Colosseums zurück in's Alterthum, sah die Sonne in erhabenster Pracht auf der Passeggiata des Monte Pincio hinter der Peterskuppel untergehen, die Schatten der Nacht schnell über die Campagna rollen und bestieg dann unter den Glückwünschen zahlreicher Freunde an der Piazza Nicosia die Diligenza, die mich nach Civita-Vecchia bringen sollte. Ungern schlug ich diesen Rückweg ein, den mich mancherlei Rücksichten wählen ließen. Ein letzter Blick galt den Colonnaden der Peterskirche und dessen funkensprühenden Fontänen, dann

rollten wir die holprige Höhe hinan in die finstere Campagna hinein.

Gegen vier Uhr des Morgens kamen wir in Trajan's alter Hafenstadt an, wo ich leider anderthalb Tage in entsetzlichster Unthätigkeit zubringen mußte, da die erwarteten Dampfboote nicht einliefen. Diese Existenz war zum Verzweifeln langweilig. Endlich am andern Tage unter Sturm und Regen erschien der ersehnte Dampfer, der mich nach sehr rascher Fahrt am nächsten Morgen in Livorno's Hafen schaukelte. Wenige Stunden später flog ich auf der Eisenbahn an Pisa vorüber in das immer herrlicher sich entfaltende Arnothal hinein nach Pontedera, wo damals die Eisenbahn aufhörte. Ein rascher Vetturin nahm mich und mein Gepäck nebst einer wohlbeleibten Engländerin und zwei schlanken lebhaften Pisanern auf, um uns versprochener Maßen Abends in der Hauptstadt Toskana's abzusetzen.

Die Pisaner waren gefällige, mittheilsame Leute, die mir bald mit ihren unablässigen Fragen nach dem ihnen völlig unbekannten Deutschland durch ihren rein toskanischen Dialect beschwerlich wurden. Der wunderliche Gaumenlaut, in welchen sie das c regelmäßig verwandelten, machte mir ihre Rede häufig ganz unverständlich, erst als mir der Lebhafteste eine lange Vorlesung darüber gehalten und mich dadurch zu besserem Aufmerken veranlaßt hatte, kam ich

nach und nach dahinter, obwohl ich die Schönheit dieser Aussprache, auf die sich der Toskaner nicht wenig zu Gute thut, niemals habe entdecken können.

Wer wie ich aus dem Kirchenstaate kommend den Meerweg einschlägt und nach wenigen Stunden das Thal des Arno betritt, wird freudig überrascht von der Betriebsamkeit der Einwohner dieses lieblichen Landstriches. Im Römischen und Neapolitanischen sieht man gewöhnlich schmuzige, schlecht gehaltene Häuser, die freilich ihrer Umgebung wegen und durch ihre Bauart stets ein malerisches Ansehen haben. Zerlumpte Kinder treiben sich müssig umher, ein erwachsenes Mädchen oder eine Frau steht in nicht sehr appetitlicher Kleidung unter der Thür oder auf dem Söller und dreht die Spindel. Die Bewohner des Arnothales sind viel munterer, arbeitslustiger und betriebsamer. Schmucke Häuser bilden die blühenden, reizend gelegenen Ortschaften, und Alt und Jung sitzt oder steht vor den Thüren und beschäftigt sich emsig mit Strohgeflechten. Diese reinliche saubere Arbeit nimmt sich in den zarten Händen schöner Mädchen allerliebst aus. Sie hält die Arbeitenden nicht ab, munter unter einander zu plaudern, mit Fremden zu scherzen, Vorübergehenden Grüße und Witzworte nachzurufen. Die geschickten Finger haben es im Griff, wodurch denn die äußerst mühsam scheinende Arbeit das Ansehen eines zerstreuenden Spieles gewinnt.

Bei leidlich hellem Himmel konnte ich die schönsten Partieen des breiten, sich vielfach krümmenden, vortrefflich angebauten Thales gemächlich genießen. Die prächtig gelegenen Ortschaften und Städte Castell Franco, Fucecchino, Sammiato ꝛc. erschienen und verschwanden, wie eine Reihe der schönsten Bilder in heiter grünem Wald- und Bergrahmen eingefaßt. Das Volk zeigte sich überall fröhlich und zufrieden, die Bettler waren weniger zudringlich, nur fielen mir die vielen Blinden auf, die auf jeder Station sogleich mit ihrem kläglichen Geschrei unsern Wagen begrüßten.

Gegen acht Uhr Abends passirte ich das Thor der Hauptstadt. Der Arno mit den lustig erleuchteten Gold- und Silberbuden des Ponte Vecchio machte den besten Eindruck, so wie die massenhaften Gebäude, zwischen die ich sogleich versetzt wurde, mir bedeutend imponirten.

Florenz macht durchaus den Eindruck einer in den faustrechtlichen Kämpfen des Mittelalters groß und stark gewordenen Stadt. Ihre Paläste gleichen Festungen, erbaut, um sich hinter ihren cyklopischen Mauern gegen die nächsten Nachbarn zu vertheidigen. Ich finde diese Bauart weniger schön, als imponirend und malerisch. Kecker Uebermuth und wilder Trotz haben sie erbaut, und übermüthig und trotzig stehen sie noch heut in ihrem schwarzen

Steinpanzer unter den jüngeren glatt gebürsteten, sauber aufgewaschenen und angeputzten Häusern.

Die Stadt der Mediceer verlangt gleich Rom möglichst unbeschränkte Zeit, um Geschichte und Kunst, die beide sie so merkwürdig machen und sie den auserwähltesten Orten Europa's beizählen, ruhig auf Einen wirken zu lassen. Leider fehlte mir dazu die Zeit, weshalb ich Florenz nur im Fluge betrachten konnte. Der nach Italien Reisende ist meistentheils in einem großen Irrthum befangen, worin die zahllosen Reisehandbücher, nach deren Vorschriften Jeder mehr oder minder seine Tour einrichtet, ihn thörichterweise noch bestärken. Da liest man überall, eine Zeit von drei bis vier Monaten genüge vollkommen, um alle wichtigsten Städte Italiens von Mailand bis Neapel mit sammt ihren Kunstschätzen mit einiger Muße zu betrachten. Ich gestehe, daß ich nicht begreife, wo bei so kurzer Zeit die Muße zur Betrachtung herkommen soll, gar nicht zu erwähnen, daß bei angestrengter Beschauung alles Sehenswerthen das Auge ermüdet und der Geist übersättigt wird. Ich wenigstens fühlte bei meiner Abreise aus Rom, daß ich ferneren Kunstgenüssen abgestorben sei und nur durch längeres Fasten wieder Empfänglichkeit dafür erhalten würde. Auch die paar Reisetage, die ich im Freien zugebracht hatte, wollten eine wesentliche Veränderung nicht bewirken, weshalb ich denn rasch ent-

schlossen war, in Florenz nur dem Charakter der Stadt nachzugehen und mit wenigen, mir besonders werthen Werken der Kunst mich zu beschäftigen. Daß ich diesem Entschlusse treu blieb, reut mich nicht. Ich sah nicht Vieles, das Wenige aber mit Genuß und Nutzen. Die Tribuna in den Uffizien mit den antiken Statuen der Venus, des tanzenden Faun, des Schleifers, der Gruppe der Ringer, den Beckenschlägern nebst dem Saal der Niobiden, und ein Besuch in der Galerie des Palastes Pitti setzten meinen künstlerischen Genüssen in Florenz ein Ziel. Die übrige Zeit verwendete ich auf Besuch der berühmtesten Kirchen und wiederholte Betrachtung der Loggia dei Lanzi auf der Piazza di gran Duca, bestieg den Campanile, um einen Ueberblik der heiter gelegenen Stadt zu gewinnen, besuchte den Giardino di Boboli und freute mich in den Abendstunden des lebhaften Maskentreibens, das bereits alle Straßen mit lustig neckenden Gruppen füllte.

Bis hierher waren mir südlich blauer Himmel und frühlingswarme Luft treu geblieben, kaum aber hatte ich die Höhen des Apennin in durchsichtig klarer, die zackigen Formen dieses Gebirges zauberisch verklärender Mondnacht erstiegen, den hohen Felspaß von Pietra mala zurückgelegt und geraume Zeit dem lustigen Feuerspiel zweier Naphtaquellen oder kleinen Vulkane zugesehen, die weit-

hin die zerrissenen Schluchten phantastisch beleuchteten; so machte sich die Nähe der lieben Heimath durch schneidend kalten Wind und so dichten rauhen Nebel bemerkbar, daß ich aufrichtig bedauerte, dem warmen sonnigen Süden vielleicht auf immer den Rücken kehren zu müssen.

In wildester Hetzjagd, als verfolgten uns die Geister des Gebirges, flogen wir die Abhänge des Apennin hinab, an Abgründen vorüber, vor denen ich grausend die Augen schloß. Die Postillone waren wie toll, denn je schneller die Pferde liefen, desto heftiger hieben sie auf die armen Thiere los. In der Morgendämmerung lag das mächtige Gebirge hinter uns. Die Ebene von Bologna, von schwarzgrauen Nebeln verhüllt, die sich als dichter Reif an Bäume und Gräser hingen, sah mich sehr unfreundlich an. Das Glück, schien es, war mit Ueberschreitung des Apennin von mir gewichen.

Fünf lange Tage durchbrach nicht der kleinste Sonnenstrahl die aschgrauen, naßkalten Nebelschleier, die alle Gegenstände bis auf wenige Schritte in tiefste Nacht hüllten. Ich war froh, wenn es Nacht ward, um nur nicht ununterbrochen in diese ewig gleichmäßig graue Wand hineinsehen zu müssen. Von all den prächtigen Städten Bologna, Modena, Mantua, Verona, Vicenza, Padua, sah ich nichts, als die Häuserreihen der Straßen, die ich betrat. Kein Thurm war zu erkennen in der abscheuli-

chen Atmosphäre, das Portal keines Palastes zu entziffern, und hätte man Stunden davor stillgestanden. Die Stufen des Amphitheaters in Verona, von deren obersten Reihen die Stadt, die euganeischen Berge und das ferne Alpengebirge einen so prächtigen Anblick gewähren sollen, mußte ich tappend wie ein Blinder auf- und niederklettern. Es reut mich, daß ich die Thorheit beging, in diesem hyperboreischen Wetter das Grabmal Romeo's und Julien's zu besuchen, das keinen Tritt werth ist. Uebrigens will ich gern zugeben, daß Verona bei hellem Wetter eine ganz angenehme Stadt sein mag, ebenso Vicenza. Padua dagegen halte ich für langweilig trotz seiner Antoniuskirche und seinem marmornen Kaffeehause. Die Eisenbahn, die mich an der weiland so berühmten Universitätsstadt ausspie, trug mich einen Tag später den Küsten des adriatischen Meeres zu. Ich hatte mich schon in mein Schicksal ergeben, da mit Wetter und Gott nicht gut hadern ist, und war darauf gefaßt, auch die alte Dogenstadt nicht unter goldenen Sonnenstrahlen aus der blauen Fluth der Adria emportauchen zu sehen. Solches Herzeleid aber wollte mir der Himmel doch nicht zufügen. Er hielt mich, Dank seiner Einsicht! für meine in Süditalien so reichlich genossenen Freuden durch den fünftägigen Nebelregen für hinreichend bestraft, und gebot den Wolken, Land und Meer aus ihrer schauerlichen Umar-

mung zu entlassen, und ließ im purpurnen Morgensonnenlicht die unermeßliche Alpenkette, die reich bebaute Landschaft an den Ufern der Brenta, endlich die blitzenden Kuppeln Venedigs aus den Lagunen wie eine wunderbare Fata Morgana vor mir aufsteigen. Blau und duftig, nur weniger warm, als in Neapel, lachte der Himmel auf mich herab, als ich über die vor wenig Tagen erst fertig gewordene endlose Lagunenbrücke von der keuchenden Locomotive in die fabelhafte Meerstadt hineingerissen wurde.

II.

Ein Carneval in Venedig. Triest. Abschied von Italien.

Venedig hat durch seine Verbindung mit dem Festlande unstreitig verloren. Die brausenden Dampfrosse schleppen uns jetzt lärmend über den zwei Stunden breiten sumpfigen Meeresarm, während sonst leichte Gondeln den Fremden in das von allen Zaubern der Poesie und von den scheußlichsten Schrecknissen der grausamsten und widersinnigsten aller Staatsregierungen umgaukelte Bagdad Europa's geräuschlos schaukelten. Ich bedauerte schmerzlich, daß ich diesen heimlich reizenden Genuß der Gondelfahrt, der unsere Phantasie mit jedem Ruderdruck des Gondolier's mehr anregt und uns in die geeignetste Stimmung versetzt, um Wunder zu sehen, zu hören, zu fühlen, entbehren mußte. Ich bedauere überhaupt vom Standpunkte der Romantik die so erschreckend schnelle Verbreitung der Eisenbahnen. Noch ein paar Jahre, und die ganze alte und neue Welt wird mit Millionen Eisenrippen umnietet

sein, an denen die ungeheuerlichen Locomotiven mit ihren noch ungeheuerlicheren Rüsseln wie toll hin und herrennen. In Ländern, wo die Prosa das Scepter hält, d. h. in endlosen Ebenen, die nichts Sehenswerthes darbieten als den reizlosen Horizont, gelbe Sandflächen, Kartoffelfelder und verkrüppelte Kieferwäldchen, in solchen Ländern sind Eisenbahnen eine nicht genug anzuerkennende Wohlthat für die reisende Menschheit. Dagegen wünschte ich sie aus Schönheitsrücksichten von allen Ländern ausgeschlossen, die sich einer malerischen Natur erfreuen. Wenn erst ganz Italien von Eisenbahnen durchschnitten sein wird, ist all' sein Reiz für denjenigen Fremden, der mittelst Eisenbahnen fortzukommen sucht, total verschwunden. Solche Länder sollte man, wenn es überhaupt möglich wäre, auf den langsamsten Fuhrwerken durchkreuzen, ja es wäre zu wünschen, daß eine besondere Schneckenpost angelegt würde, damit man nur ja recht langsam von der Stelle käme und recht viel Zeit zum Sehen und Genießen erhielt. Die Aufklärung, der große völkerverbindende Verkehr möchte sich immerhin die bequemsten Länderstrecken aussuchen, und an Küsten und Flüssen entlang seine völkerbeglückenden Absenker tausendgestaltig zu glücklichem Gedeihen in den Boden befestigen. —

War es mir nun schon unlieb, fast ohne zu wissen wie, nach Venedig gekommen zu sein, so ward ich doch

beim Austritt aus dem Bahnhofsgebäude auf das Angenehmste überrascht. Ich stand urplötzlich am Ufer der prächtigsten Straße Venedigs, am großen Canale. Glänzend blau schaukelten die Wellen zu meinen Füßen, die sonderbaren Formen der Häuser mit ihren trompetenartig gestalteten hohen Schornsteinen, und die stillen, hohen, schwarzen Marmorpaläste in leis zitternder Fluth wiederspiegelnd. Zahllose Barken und Gondeln mit ihren schreienden Führern, diese mit rothen, jene mit schwarzblauen Schärpen und Kappen charakteristisch aufgeputzt, glitten lautlos darüber hin. Ueberrascht von dem heitern, vielverheißenden Anblick vergaß ich das Feilschen, ließ mich gutwillig in eine der langen schmalen schwarzen Gondeln packen, kroch in die niedrige sargartige Kajütte, auf deren schwellenden Polstern ich mich bequem ausstreckte, nannte den Gondolieren das Hôtel, wo ich absteigen wollte, und überließ mich unbefangen und mit voller Hingebung den Eindrücken der in phantastischer Märchenpracht an mir vorübergaukelnden Bilder.

Rom's ernste Größe in der Friedhofsumarmung seiner alten Grabtrümmer hatte mich nicht tiefer, Neapels lebenslustige Welt unter dem ewigen Sonnenjubel seiner glücklichen Natur mich nicht inniger ergriffen, als die auch in ihrem Verfall noch wunderbar herrliche und majestätische Königin der Adria. Ich wüßte nicht, daß ich je heiterer gestimmt, für glücklichere Gefühle empfänglicher gewesen

wäre, als während dieser ersten Fahrt auf dem großen Canale. Ein verzauberter Prinz mag ungefähr ähnlich fühlen, und etwas verzaubert kam ich mir vor, als ich unter dem marmornen Riesenbogen des Rialto hindurchschwamm, dann von den Gondolieren mit raschen lautlosen Ruderschlägen in das Gewirr hundertfach sich kreuzender Canäle mitten in die Stadt gelangte und unvermerkt in der Nähe des Markusplatzes, den ich jedoch nicht sah, meine Wohnung bezog. Die Gondoliere machten unverschämte Preise, ich kümmerte mich nicht darum, schob sie dem Wirthe, einem freundlichen Steiermärker, zu und eilte wieder hinaus in die sonnige Luft zu kommen.

Ein paar fabelhaft schmale Gäßchen, schön gepflastert und außerordentlich belebt, geleiteten mich richtig auf den Markusplatz. Ich kenne, was den Gesammteindruck anbelangt, keinen schöneren Platz in mir bekannten europäischen Städten. Der Anblick der Markuskirche mit ihren säulenüberladenen Portalen und ihren fünf orientalischen Kuppeln, des sonderbaren Glockenthurmes, des hohen viereckigen einsam stehenden Markusthurmes und der drei schlanken Standarten vor der Kirche, berauscht und entzückt. Und tritt man nun unter den Steinlauben der alten Procuratien hervor auf die Piazzetta und erblickt links den Dogenpalast, ein Gebäude, das in Styl und Form einzig dasteht, und gerade vor zwischen den beiden Säulen,

auf deren einer der geflügelte Löwe von San Markus thront, den Hafen mit seinem Mastenwalde, die Giudecca mit ihren Kirchen und malerischen Gebäuden, die Insel S. Giorgio maggiore, und endlich die breite lange Riva degli Schiavoni mit ihren schreienden Volksgruppen, so geht einem vor Freude das Herz auf.

In diese neue lockende Welt stürzte ich mich mit innigem Behagen, um mir zuvörderst einen allgemeinen Ueberblick der Stadt zu verschaffen, soweit ein solcher in Venedig überhaupt möglich ist. Es ging allerorten so lustig her, das Volk war so heiter und gesprächig, so müßiggängerisch ergötzlich, daß ich anfangs von der Melancholie, die wie ein düsterer Schatten der großen Vergangenheit über der Königin des Meeres brütet, nichts spürte. Der Carneval mochte viel dazu beitragen, da er alle Welt in lustigster Laune auftreten ließ und schon am hellen Tage Schwärme bunt und lächerlich gekleideter Menschen auf die Straßen lockte. Erst als ich die gewaltig packenden Eindrücke verarbeitet hatte und mich an das Einzelne halten konnte, stieg das melancholische Gespenst aus der Tiefe herauf und schritt lautlos neben mir her. Dennoch fühlte ich mich niemals niedergedrückt von der geheimnißvollen Gewalt. Die todte Größe wirkte immer von neuem anregend und ich glaube, Venedig würde mich nächst Rom und Neapel unter allen Städten Italiens

am längsten festhalten können, mir am längsten dauernden Genuß gewähren.

Ich ließ es mir ernstlich angelegen sein, in den jetzt leer stehenden, dem Verfall nahen Palästen der großen Geschlechter Venedigs, deren unternehmendste Sprößlinge der eigenthümlichen Stadt ihre historische Größe verschafften, die reichen Schätze der Kunst zu betrachten, darüber sprechen will ich aber nicht. Es ist ja so oft, so mannichfach Gutes und Schlechtes, Wahres und Halbwahres in allen Sprachen darüber gedruckt worden, daß ein Laie wohl Anlaß genug hat, sich in beschauliches Schweigen zu hüllen. Zudem lebt man, wenigstens für so kurze Zeit, als mir in Venedig übrig blieb, in einem seltsam klingenden Meer von Empfindungen und einer seltsam sich gestaltenden Gedankenwelt, der ich mich rücksichtslos hingab und die ich auf meinen Wanderungen möglichst auszuweiten suchte. Die Tage vergingen nur zu schnell, die Nächte glichen träumerischen Märchen. So lange die Sonne am Himmel stand, der zum Glück fast immer wolkenlos war, besuchte ich die reich geschmückten, von Gemälden strotzenden Kirchen, verweilte lange Stunden in den Galerien, die Paul Veronese's und Tizians Pinsel in Hallen der Kunst verwandelt haben, um mit einbrechender Nacht das Leben Venedigs in ächt venetianischer Weise zu genießen. Die Jahreszeit war nur etwas zu kühl für die-

sen Genuß, denn der Februar machte denn doch seine Herrschaft geltend. Dies konnte aber Venedigs lustige Bevölkerung nicht stören in ihren nationalen Vergnügungen, und so accommodirte ich mich der herrschenden Gewohnheit nach Kräften.

Venedig am Tage ist schön, Venedig bei Nacht ein buntfarbiges Märchen. Es war Mondschein und Mondschein verschönt unendlich das venetianische Leben. Der Markusplatz strahlte in einem Meer von Gaslicht, in dessen blendender Helle die Maskenzüge unter Musik und Jauchzen ihr abenteuerliches Wesen trieben. Chinesische Laternen auf den Köpfen tragend, die Instrumente mit Lichtern geschmückt, zogen die lustigen Banden die Riva entlang, über den Markusplatz, tanzten durch die zahllosen Kaffeehäuser, das tollste Zeug angebend, verloren sich in die engen Gäßchen, jubelten über den Rialto, glitten in den schwarzen Särgen der Gondeln über die murmelnden Wellen der Canäle. Wer hätte da zurückbleiben, nicht mit jubeln, nicht mit schwärmen sollen!

Unvergeßlich bleibt mir der Anblick dieser licht- und mondbeglänzten Feenstadt vom Markusthurme herab. Das Menschengewühl auf dem geräumigen Platze unter mir, in tausend wunderlichen Trachten durcheinanderlärmend, darüber der stille heitere sternenbesäte Himmel, im Süden die silberne Meerfluth, im Norden die hohen Alpen im

weißen Winterkleide matt durch die Mondnacht schimmernd, und weithin die schwarze Häusermasse der Stadt mit ihren vielen Thürmen — es war ein Bild, dessen poetische Erhabenheit die Sinne kaum bewältigen konnten.

Verminderte sich der Lärm auf dem Markusplatze, dann bestieg ich die stille schwarze Gondel, das reizendste, poetischste Gehäuse, das ich kenne, und ließ mich hinausrudern nach dem Lido, oder auf und ab durch den großen Canal. Gondeln, schwarz und still, wie die meinige, glitten pfeilschnell an mir vorüber, das schwertartige Eisen funkelte im Mondlicht, silberne Perlenbäche rieselten von den glänzenden langen Rudern der Gondoliere. Aus den schwarzen Gehäusen sahen Masken, blitzten feurige Augen. Neckende Stimmen riefen sich zu, Lieder erklangen fern und nah, und auf dies geheimnißvolle Treiben sahen die finstern hohen Paläste schweigend herab, wie ungeheure Grabmonumente aus den Zeiten der untergegangenen Republick. Oft überrieselte mich auf solchen nächtlichen Gondelfahrten ein Schauer und der Geist der Vergangenheit schien sich in dem Schatten über den stillen Canal aufzubäumen, den die verödeten Paläste darauf zeichneten. Dann fällt ein leise wimmernder Weheruf, ein tiefer Seufzer in die rauschende Freude, und man fühlt, daß man auch hier nur unter Trümmern lebt, wenn auch diese Trümmer noch nicht in verwitterte Ruinen verwandelt wor=

den sind. Venedig ist eine einzige große Ruine, poetischer, rührender, schauerlicher als selbst Rom, denn in Rom liegen die Gräber der Geschichte außerhalb der Kreise, in denen die Gegenwart lebt, in Venedig aber feiert dies Volk die ausgelassensten Orgien auf den Sargdeckeln seiner der todten Ahnen. —

Im Dogenpalast sollte man Venedigs Geschichte lesen. Hier in den weiten Sälen, deren Wände mit allen Porträts seiner Beherrscher geschmückt sind, außer dem des unglücklichen Marino Falieri, lernt man erst seine Größe, seinen Ruhm, seine Schrecken und Verbrechen kennen. Noch immer gähnen die Löwenrachen, als wollten sie die verrätherischen Zettel feiger Angeber verschlingen. Das Zimmer des Rathes der Zehn ist noch ganz so erhalten, wie zur Zeit, wo dieses Collegium in schauerlichem Schweigen herrschte und strafte. Nur die Thür zur Seufzerbrücke ist verschlossen, aber um die Stäbe der scheußlichen Gefängnisse, in deren gräßlicher Tiefe die Verurtheilten schmachteten, klagt noch heut wie damals die plätschernde Welle der Adria. —

Ich weiß nicht, wie lange Lord Byron in der Lagunenstadt lebte, aber ich begreife den Drang seiner stürmischen Seele, sich hier anzusiedeln. An den Marmorstufen des Palastes Mocenigo, wo er wohnte, ließ ich wiederholt die Gondel anlegen und meine Gedanken klet-

terten hinauf an den geschnörkelten Säulen und schauten hinein in die Gemächer, wo der Vertriebene einige ausgelassene Gesänge des Don Juan schrieb. Jetzt weben Spinnen ungestört ihre Netze darin, und zerrissen, mit Staub bedeckt sind die kostbaren Möbel, die Marmorfußböden schmuzig, an den lockern Thüren rüttelt der Nachtwind. Ihm gleichen die meisten dieser wunderlichen, halb orientalischen Paläste, deren Façaden so reizend asiatische Bizarrerie mit europäischem Geschmack verbinden. Die Paläste der Pisani, Foscarini, Barberigo, Grimani, Contarini, Manfrini und Anderer stehen unbewohnt. Die Geschlechter sind ausgestorben oder verarmt, und reiche Fremde können das Vergnügen haben, für billigen Preis eine Saison in den prächtigen, doch etwas unheimlichen Gemächern zu verleben. —

In einer solchen schönen, stillen, aber kühlen Nacht, während auf dem Markusplatze der Maskenscherz in vollem Gange war, ließ ich mich über die Giudecca hinaus, an der Piazetta vorüber nach dem Dampfschiffe rudern, dessen schwarzer Schlot dunkle Rauchwolken in die klare Luft wirbelte. Einem Märchen gleich, wie mir Venedig erschienen war, verschwand es mir wieder. Bald versanken seine Thürme unter dem matten Schimmer des Mondes in der wogenden Fluth.

Am nächsten Morgen stieg ich in Triest, dieser be-

lebten Handelsstadt, ans Land, deren Lage verführerischer ist, als das Leben in ihr. Sie dient gar zu ausschließlich dem Gott Merkur und dieser Gott ist in neuerer Zeit nicht mehr ein beschwingter Bote froher Götter. Ein Tag genügte mir vollkommen, die malerischen Umgebungen der Stadt zu genießen. Als die Nacht anbrach, fuhr ich unter dem Schutz des österreichischen Doppeladlers die vielgewundene Straße nach Optschina hinauf, die mir noch manchen Blick auf das Land der Schönheit und Kunst vergönnte, das langsam, immer ferner und dunkler in dem Lichterglanz verschwand, der aus Triest's Straßen zu mir heraufleuchtete. Mit dem Verlöschen des letzten flimmernden Funkens rief ich dem verschwindenden Lande, der spiegelnden Meerfluth ein wehmüthiges Lebewohl zu und schloß die Augen, um die traurige Felsenöde nicht zu sehen, die sich als breiter Wall zwischen die Erde, wo die Fichte gedeiht, und den sonnigen Boden bereitet, der Lorbeer, Feige, Cypresse und Oelbaum nährt. Ein kalter hyperboreischer Wind pfiff herab von den steyrischen Alpen und bald gewahrte ich an leichten weißen Flocken, die mich umspielten, daß Italien schon weit weit hinter mir liege und sich mir bereits in ein Fabelland verwandelt habe. —

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.





